H. lit. P.
150
ya

H. Lit. P. 150 Ya

Göttingen

Digitized by Google

<36604396560010

<36604396560010

Bayer. Staatsbibliothek

Gesch. 1547

Digitized by Google

Die

Univerſität Göttingen.

Aus den deutſchen Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Kunſt abgedruckt.

Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Leipzig:
Otto Wigand.

1842.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Bekanntlich wurde dieſe Skizze für die deutſchen Jahrbücher geſchrieben, um ſich den Charakteriſtiken der übrigen deutſchen Univerſitäten anzureihen. Sie ſollte das Leben dieſer Akademie, ihren Geiſt und ihr Treiben, wie es ſich als Totalität dem Blicke unmittelbar ergiebt, zur allgemeinen Kenntniß und Beurtheilung bringen. Denn Oeffentlichkeit iſt für das geiſtige Leben, was für das Körperleben die freie Luft iſt. Das ſteht gegenwärtig ſchon feſt genug und wer noch ſo naiv iſt, es zu beklagen, daß die Vertreter der Wiſſenſchaft, wie in England und Frankreich nicht bloß dieſe, ſondern auch Miniſter, Deputirte und Pairs beſprochen werden, der ſehe ſelbſt zu, wie weit er mit ſeiner hinter der Lampe vergilbten Weisheit kommt. Die Poſt des Zeitgeiſts fährt ab und jener blinde Paſſagier mag ſitzen bleiben. Aber wiſſen muß er, tritt er ſelbſt nicht heraus in das Sonnenlicht der Freiheit, ſo kommt das Sonnenlicht endlich zu ihm.

Wir rechneten für die Schrift auf keine größere Aufmerkſamkeit, als ſie ein Journalartikel in Anſpruch nehmen darf. Wir maßten uns bei der Vielſeitigkeit der Gegenſtände nicht an, die einzelnen Zweige ſo weit zu erſchöpfen, daß nichts hinzugefügt werden könnte. Einen Ueberblick glauben wir aber gegeben zu haben, der über den Stand der göttinger Wiſſenſchaft orientirt und den Einwurf, den uns ein Gersdorfſcher Repertorienherr macht, laſſen wir an uns abgleiten. Er meint nämlich, wenn „etwas Erſchöpfendes, etwas Gerechtes, alle Seiten gleichmäßig Berückſichtigendes“ hätte geliefert werden ſollen, ſo wären wohl ſo viel Bogen zu ſchreiben geweſen, als jetzt Zeilen.

Digitized by Google

Wir haben das ohngefähr berechnet. Der Mann verlangt, daß wir ein Werk von nicht weniger als 7600 Bogen ſchreiben ſollten, vielleicht gar in Folio! So umfaſſend iſt weder Gibbon's Geſchichte des römiſchen Reichs, noch ein Werk der deutſchen Nationalgeſchichte oder irgend einer Univerſalgeſchichte. Und ſo viel Raum ſollte die einzige Georgia Auguſta erfordern? So ſchwer ſollte es ſein, diese alten Herren zu verſtehen und zu begreifen? Nein; von ſolcher Bedeutſamkeit für die Weltgeſchichte halten wir ſie nicht. Nur zu gut wiſſend, daß die Gegenwart nicht mehr Göttingens Größen enthält, gingen wir aber gern in ſeine Vergangenheit zurück, um auf ſeine einſt ſo hohe Bedeutſamkeit aufmerkſam zu machen und den göttinger Gelehrten — die Gelegenheit nicht abzuſchneiden, ſich, wie ſie und die Juden von Babylon ſo gern thun, mit der Vergangenheit zu tröſten, wenn es heut zu Tage etwas mißlich ausſieht. Was dort Großes geſchah, iſt hervorgehoben; was nachtheilig nachwirkte, deſſen Nachwehen noch in der Gegenwart zu verſpüren ſind, iſt erwähnt. Es iſt nachgewieſen, wie ſchon ſehr früh die Philoſophie von Göttingen fern gehalten und der elegante Empirismus gefördert wurde; wie ein dörrender ariſtokratiſcher Hauch die Blüthen, welche Publicität und Begeiſterung für Wahrheit und Recht dort entfaltet hatte, vernichtete; und wie nach und nach die Zuſtände ſich entwickelten, worin ſich Göttingen ohne energiſche Theilnahme an den die Zeit bewegenden Ideen voll äußerer Glätte und Eleganz, aber auch voll Inconſequenz und Charakterloſigkeit; von Gelehrſamkeit und Bücherweſen ſtrotzend, aber des wahren, gebührenden, ſchaffenden Inhalts entbehrend endlich verrannte und feſtfuhr. Wer ſich hier mit göttlicher Fügung, Schickſal, unglücklicher Nothwendigkeit tröſten will, der thue es. Die wahre Geiſtesfreiheit haben wir aber allerdings Göttingens gegenwärtigen Zuſtänden abgeſprochen.

Die Charakteriſtik der Gegenwart iſt da hart ausgefallen: das wiſſen wir ſelbſt. Wir konnten nicht an-

Digitized by Google

ders; ſchreiben übrigens ohne alle perſönliche Nebenrückſichten. So wenig die Gunſt der göttinger Profeſſoren erlangt werden ſollte, eben ſo wenig durfte ihre Mißgunſt geſcheut werden. Wir ergriffen weder die Gelegenheit, „perſönliche Leidenſchaften austoben zu laſſen, noch ſuchten wir Jemand durch falſchen Nimbus auf unſere Seite zu ziehen.“ Wir ſtehen der innern Politik der gelehrten Herren, denen die res publica litterarum kaum noch wie den römiſchen Senatoren der Zeit Domitians die Republik im Gedächtniß blieb, fern genug, um dieſer Verſuchung überhoben zu ſein und die Wiſſenſchaft ſelbſt iſt glücklicher Weiſe kein Monopol mehr, kein Beſitz von Privilegien bedingt. Der Gersdorfer hätte ſich freilich lieber von „Ebenbürtigen“ d. h. Zunftgenoſſen beurtheilt geſehn, aber wer kennt nicht das Sprichwort von den Krähen! — „Beſcheidenheit“ iſt in der Wiſſenſchaft eine ganz unſtatthafte Tugend; doch haben wir ihr Gegentheil nie angeſtrebt. Daraus, das wir „jünger“ wären als die meiſten jener Herren, ginge doch wohl noch nicht hervor, daß wir Unrecht hätten. Waren es unſere „früheren Lehrer,“ über die wir ſprechen, ſo beweiſe man uns, daß es ein Verbrechen iſt, anderer Meinung zu ſein als dieſe und daß es die Pietät verlangt, ſich bei etwaigen Irrthümern dieſer ehemaligen Lehrer zu beruhigen. Wenn das iſt, ſo darf nie ein Paul aus Saul werden. Uebrigens beruht unſer Raiſonnement keineswegs auf „allgemeinen und vagen Sätzen“; ſondern iſt auf Thatſachen gegründet. Ob die Schlüſſe und Urtheile, welche wir aus den Thatſachen zogen, richtig oder falſch, das mag der Leſer ſelbſt beurtheilen. Auch der Standpunkt der Beurtheilung mag von den verſchiedenen Geiſtesrichtungen, welche Deutſchland bewegen, verſchieden angeſehn werden. Die Charakteriſtik verleugnet es nicht, daß ſie von der Grundanſicht ausgeht, daß das Inſtitut der Univerſitäten nur durch ein enges Anſchließen an wahre Wiſſenſchaft, rückſichtsloſe, prinzipbewußte Vernunftwiſſenſchaft oder Philoſophie aufrecht erhalten werden kann; daß von der Philoſophie, in=

dem ſie Geſinnung, Gewiſſen, Rechtsgefühl durchdringt, die Regeneration des ganzen deutſchen Weſens ausgehen müſſe; daß ſie der Meſſias ſei, den Theodor Rohmer*) erwartet. Man hat die chriſtliche Religion die Religion der Freiheit genannt; die Philoſophie iſt die Wiſſenſchaft der Freiheit.

Wir wiſſen recht gut, wie Viele dieſe Anſicht noch nicht mit uns theilen; wiſſen, wie Viele von dem fleißigen Ausbau der empiriſchen Wiſſenſchaft den wahren Segen erwarten. Stimmenmehrheit hat hier indeß kein Gewicht; da auch die, welche allen Fortſchritt von den materiellen Intereſſen, von Induſtrie und Handel erwarten, die Grundwahrheiten der Philoſophie nicht widerlegen, ſondern nur beſtätigen. Denn dieſe will das alles ja ebenfalls in ſeiner größtmöglichen Ausdehnung; ſie will nur zugleich mehr. Darüber ſoll hier nicht geſtritten werden; wir halten aber die Speculation für das ächt menſchliche Geſchäft, für den Kern unſers Lebens im Geiſte. „Ein Kerl, der ſpeculirt, iſt wie ein Thier auf dürrer Haide von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt" kann nur Mephiſtopheles ſagen, der von der Erforſchung der Wahrheit ſeinen Untergang erwartet. Wir erkennen aber gern und freudig jeden Fortſchritt an, welchen die Empirie herbeiführt, nehmen dankbar jede Erfindung der Naturwiſſenſchaften auf, jede Zukunft erſtrebende hiſtoriſche Forſchung, jede Kunſtproduction, die eine neue Entwickelung der Idee bietet. — Wir würden es deshalb auch durchaus für keine überflüſſige Arbeit erklären, wollte Jemand einmal Göttingen vom Standpunkte jener andern Rückſichten aus charakteriſiren. Wo wir billigten, würden die Meinungen wohl übereinſtimmen; wo wir tadelten, bedürfte es des Gegenbeweiſes. Denn jene Einwendungen, welche Brandes und Heyne machten, die es ſich zum Ruhme anrechneten, die Speculation von Göttingen fern

*) Deſſen Buch über „Deutſchlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft" iſt recht ſehr beherzigenswerth.

Digitized by Google

gehalten zu haben, ſind mindeſtens von Jena und Berlin aus längſt widerlegt und man hat endlich denn doch wohl eingeſehn, daß das Praktiſche, Nützliche, Brauchbare der Empirie, welches immer vorgeſchoben wird, von der Philoſophie nicht beeinträchtigt, im Gegentheil nur gefördert wird, ſobald man die Philoſophie als den ſich ſelbſt verſtehenden und klar werdenden Zeitgeiſt gelten läßt.

Wenn die göttinger Profeſſoren anderer Meinung waren, wie ſich aus ihrer Feindſeligkeit gegen die Schrift ſchließen läßt, ſo hätten ſie auf litterariſchem Wege repliciren ſollen. Mit dem Ausruf Pasquill! Carricatur! und mit wirklich von der Gaſſe genommenen Schimpfreden iſt nichts bewieſen. Im Jahre 1791 ſchrieb ein Ungar Rubini ein „letztes Wort" über Göttingen. Wir haben aus demſelben S. 15 eine Stelle über Heyne citirt. Das Ganze enthielt etwa zur Hälfte wiſſenſchaftliche Beurtheilungen, zur andern Hälfte Perſönlichkeiten, Anekdoten, Skandal mit wirklich groben Irrthümern. Die göttinger Herren mögen jene Schrift einmal mit der vorliegenden vergleichen. Damals war Heyne auch bitter böſe, weil man ihn an ſeiner empfindlichſten Seite gefaßt und ihm das Genie abgeſprochen hatte. Aber ganz anders nahm ſein Schwiegerſohn Georg Forſter, der die Schrift mit unparteiiſchem Blick anſah, dieſelbe auf. „Es iſt nicht leicht ſo viel Wahres über Göttingen geſagt worden, auf eine ſo originelle, einen ſo guten, denkenden Kopf verrathende Weiſe," ſchrieb er an Heyne. Und als dieſer nicht weiter konnte, meinte er, daß keine einzige deutſche Univerſität ein Stäubchen Ehre behalten würde, wenn es dem Verfaſſer des „letzten Worts" nachginge. Es ſind gerade 50 Jahre ſeitdem verfloſſen und die Göttinger beweiſen ſich noch ſo unbehülflich wie damals. Damals, wo es Unrichtigkeiten und Irrthümer in Menge zu berichtigen gab, begnügte man ſich, an einigen Theeabenden oder auch wohl im Colleg über die Schrift zu witzeln und zu ſpötteln und man gab ſich Mühe, die Geſchichte ſobald wie möglich zu vergeſſen. Jetzt wo es ſich um ein wiſſen-

Digitized by Google

ſchaftliches Prinzip handelt, wo die Charakteriſtiken der Univerſitäten Halle, Jena, Leipzig, Freiburg, Kiel, Heidelberg, Tübingen, Berlin vorangegangen waren, geberden ſich eine Anzahl von Profeſſoren und beſonders die ſonſt ſo duldſamen Theologen wie Unmündige, die eine ſchlechte Cenſur erhalten haben und dem Cenſor gern die Fenſter einwerfen möchten. Sie haben die Inquiſition in Vorſchlag gebracht; hätten am liebſten, wenn es möglich geweſen wäre, das moderne Schickſal, die Polizei ins Spiel gezogen und griffen Perſonen, ſtatt der Sache an. Die Angegriffenen haben ſich deshalb nicht übermäßig gegrämt. Das Nothgeſchrei und die artigen Purzelbäume mehrerer Profeſſoren erregte bei ihnen große Heiterkeit und ſie erinnerten ſich eines großen Mannes, der da ſagte: „ſobald die Feinde der Freiheit aufhören werden, auf mich zu ſchmähen, ſo werde ich aufgehört haben, meinem Vaterlande nützlich zu ſein.“ Der ſcharfſinnige Grümelgeiſt in Gersdorfs Repertorium — der ſich ſelbſt dadurch näher charakteriſirt, daß er bei Beſprechung der vorliegenden Schrift ganz ohne Veranlaſſung einen plumpen Ausfall auf Schelling in Berlin mit einflickt — macht ſie nachträglich darauf aufmerkſam, daß ſie eigentlich freiwillig aus dem litterariſchen Muſeum hätten treten müſſen. Sie würden das auch gethan haben, wenn ſie hätten vorausſetzen können, daß man, um dort Zeitungen zu leſen, mit den Herren auf daſſelbe religiöſe, politiſche, wiſſenſchaftliche Glaubensbekenntniß ſchwören müſſe. Warum hat man es in den Statuten jener Geſellſchaft nicht feſtgeſetzt, daß kein Mitglied derſelben das andere (tadelnd) recenſiren dürfe? Außerdem aber war nach den Geſetzen abzuwarten, ob eine Majorität ſich für den Ausſchluß erkläre und dieſe iſt denn doch ſo groß nicht geweſen; ſie beſtand aus 4; 21 gegen 17. Die große Anzahl der aus der Verſammlung Weggebliebenen, worunter die bedeutendſten Namen, darf man doch wohl für neutral halten. Daß Männer für den Ausſchluß geſtimmt, die ſich über ihre Charakteriſtik nicht beklagen konnten, geſchah

vielleicht, um zu beweiſen, daß man ſie irrthümlicher Weiſe für vorurtheilsfrei und über den Zunftſtolz erhaben gehalten hatte; daß Männer gegen das Verfahren geſtimmt, deren Richtung angefochten wurde, hat gezeigt, daß dieſelben ſich durch den Widerſpruch noch nicht aus der Faſſung bringen laſſen und das verdient in unſerer penibeln Zeit Anerkennung. Geht man aber auf das ſcharfſinnige Verfahren des löblichen Vorſtands und der 21 Scherbenrichter — ganz davon abgeſehn, daß ſie den Muth hatten, ſich über den Rechtspunkt hinwegzuſetzen — näher ein, ſo bleibt ihre Argumentation in allgemeinen Redensarten ſtecken. „Aus den Artikeln", ſagen die Herren von der Georgia, „leuchte eine der Univerſität feindſelige Geſinnung und unverkennbar die Tendenz hervor, die Univerſität Göttingen im Ganzen und ihren einzelnen Gliedern herabzuwürdigen." Aber vermögen ſie auch nur eine Lüge, eine Unwahrheit in dem ganzen Aufſatze nachzuweiſen? Es würde alſo nur das freimüthige Urtheil, das nicht hinter dem Berge halten mochte, die ehrenkränkende Abſicht in ſich ſchließen! Sie ſagen, es ſeien viele Perſonen auch hinſichtlich ihres Charakters und ihrer Geſinnung angegriffen. Aber was kann der Beobachter dazu, wenn dieſe Perſonen ſich Handlungen zu Schulden kommen ließen, die ihre Geſinnung als eine eben nicht glänzende hinſtellten, die ihnen Furcht vor der öffentlichen Meinung einflößten, die einer öffentlichen Rüge bedurften. Ohne ſolche Thatſachen iſt aber nirgends ein Urtheil über Charakter und Geſinnung gefällt. Niemand iſt herabgewürdigt, der ſich nicht vorher ſelbſt ſchon herabgewürdigt hatte. Wer ſich nicht ſcheut, namentlich in öffentlichen Angelegenheiten etwas Unrechtes zu thun, der muß auch gewärtigen, daß öffentlich davon geſprochen wird. Man hätte kleine Privatſchwächen wohl mit dem Mantel chriſtlicher Liebe zudecken können; allein ſind die Schwächen wirklich ſo klein, ſo iſt auch der Eindruck, den ihre Erwähnung macht, gering und ſelbſt der gute Tieck ſagt: er möge keine Freunde haben, über die er nicht auch einmal lachen könne.

Digitized by Google

Alles perſönliche der Art reducirt ſich indeß auf etwa zwei oder drei Anekdoten, die kaum eine Oktavſeite unter 200 füllen und während des Schreibens eben ſo in der Hand juckten, daß ſie herauspurzelten. Hätte man es auf Anekdoten abgeſehen gehabt, welche prächtige Gelegenheit hätte ſich dazu geboten. Denn es giebt keine größere Kleinſtädter als göttinger Profeſſoren. (Sie haben dies nachträglich zu beweiſen nicht ermangelt.) Da wird gehorcht und geſpäht, geſchwatzt und geflüſtert, daß man ein zweites school for scandal ſchreiben könnte. Wir vermeiden dergleichen. Wo Perſönlichkeiten geſchildert ſind, da geſchah das immer in der Abſicht, die akademiſche Stellung dieſer doch amtlich öffentlichen Herren näher zu bezeichnen. Man hat hier die Verflechtung der Perſönlichkeit und Wiſſenſchaft „ſauber" gefunden: deſto beſſer, wenn ſie ſauber und zierlich geſchah; doch hing das von den geſchilderten Perſönlichkeiten ſtets ſelbſt ab. Und mußte das nicht geſchehen? Soll denn der Profeſſor noch immer in den Mann des Katheders, in den Mann des Studirzimmers, in den Mann auf dem Papier und im öffentlichen Leben zerlegt und wie ein Ofenaufſatz auseinander genommen werden oder ſoll derſelbe aus einem einzigen vollen Guſſe ſein und ſo betrachtet werden?

Gänzliches Schweigen von uns zu verlangen, dazu hatte Niemand ein Recht; auch du nicht, lieber „Ehrwürdiger" in Gersdorf's Repertorium, wenn du alſo unſer Lob verdächtigſt, und dich doch auch augenſcheinlich über den Tadel ärgerſt, ſo müſſen wir annehmen, daß du an einem gelinden Wundfieber leideſt und das bekommt dir vielleicht eben ſo gut, wie eine Fontanelle. Die Bemerkung „man müſſe das kranke Putchen nicht noch mit Steinen werfen" iſt kein ſchlechter Witz; aber es handelt ſich hier darum, daß der Kranke zur Erkenntniß ſeines Zuſtandes komme und die geeigneten Mittel ergreife und ſo weit die Krankheit imaginair iſt und zum Nichtsthun, Klagen und Sich in die Zeiten ſchicken den Vorwand abgiebt, ſich aufrütteln. Hatte die Univerſität Unglück, ſo war es wenigſtens Sache

Digitized by Google

der Profeſſoren, ihre Würde dabei aufrecht zu erhalten. Haben ſie das gethan?

Wenn man alle Argumente erſchöpft hat, und doch nicht eingeſtehn will, daß man ſich ſelbſt getroffen fühlt, ſo zieht man ſich darauf zurück, daß Heeren als ein Greis, der ſich nicht mehr vertheidigen könne, zu hart angegriffen ſei. Ihr ſchreit über Perſönlichkeiten und verlangt von uns, die wir an die Bücher gehalten haben, hier perſönliche Rückſichten zu nehmen! Solche Inconſequenz ſieht ſchwachen Denkern ähnlich. „Ihr Jüngern könnt euch noch ſelbſt vertheidigen,“ warum vertheidigt ihr nicht auch die Alten, zumal wenn ihr euch anmaßt, ſie zu erſetzen? Wir konnten wohl wünſchen und annehmen, daß unſer Urtheil über Heeren, Hugo und Mitſcherlich dieſen alten guten Herren nie zu Geſicht kommen würde, wenn ſich hier nicht voreilige Hinterbringer aufdrängten, und deshalb durften wir doch wohl, was ſchon Niebuhr*) und Gervinus über die „Ideen“ u. ſ. w. geurtheilt hatten, wenn wir daſſelbe treffend fanden, wiederholen? Zurücknehmen läßt ſich gar nichts; wir wollten Niemand kränken; wir mußten aber einmal recht ſchlagend beweiſen, wie ſich Jemand ſeiner Zeit und Mitwelt auf großartige Weiſe entfremden könne, um die Anſtrengungen ſeines Lebens ohne allen Gewinn vor ſeinen Augen noch vereitelt zu ſehn. Ueber Manchen ſollen wir zu wenig geſagt haben; wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Einzelne wurden vergeſſen; ſie mögen für dieß Mal mit ſich ſelbſt zu Rathe gehn, was über ſie zu ſagen geweſen wäre. Von mancher Seite iſt, wie Heyne es that, ein Vergleich gewünſcht mit andern Univerſitäten, wo Göttingen, behauptet man, ſich relativ vortheilhafter hätte herausſtellen müſſen. Die Charakteriſtiken liegen vor. Man vergleiche, wenn man Intereſſe dafür hat. Wir konnten die Parallelen zu ziehen uns nicht anmaßen, da wir die

*) Der Niebuhrſche Aufſatz in der jenaer Literaturzeitung vom J. 1813, Ergänzungsblätter S. 49—92, ſcheint den Göttingern unbekannt zu ſein.

Digitized by Google

übrigen Univerſitäten nicht ſo genau kennen, wie Göttingen. Ueber das Studentenleben mehr zu ſagen, als geſchehen iſt, das würde uns auf ein anderes Gebiet geführt haben: es muß hier in dieſer Hinſicht eine Verweiſung auf die Abhandlung über Studentenverbindungen im 2. Heft der deutſchen Vierteljahrſchrift von 1841 genügen. —

Von dem Verleger aufgefordert übergeben wir dem Publikum eine zweite, hier und da verbeſſerte und vermehrte Auflage. Die Beilagen werden vielleicht nicht ganz unwillkommen ſein. Einige ſind der Art, daß, änderte man die Namen, ſie in der Gegenwart geſchrieben ſein könnten. Weggelaſſen haben wir weſentlich nur einen Satz S. 55, welcher beim Abdruck in den Jahrbüchern den Schluß des erſten Artikels bildete; hier aber, wo das Ganze als Ganzes erſcheint, überflüſſig geworden war.

Digitized by Google

Um Göttingens Gegenwart ganz zu begreifen, müſſen wir auf ſeine Vergangenheit zurückblicken, und auch dieſe würde unverſtändlich ſein, fingen wir mit dem Jahre 1734 oder 1737 an. Es ſei uns alſo erlaubt, einen Schritt weiter auszuholen. Wir halten keinen Blick in die Vergangenheit für überflüſſig, wenn er zum Verſtändniß der Gegenwart beitragen kann.

So kräftig die Keime auch waren, welche die Reformation zu einer raſcheren Entfaltung des geſammten Lebens in den deutſchen Boden gepflanzt hatte, ſo groß und kühn ſelbſt die Thaten eines Luther und Hutten, ſo waren doch durch wilde Religionskriege und andere ungünſtige Verhältniſſe dieſe Keime ſo ſehr zu Boden getreten, daß zu Anfange des 18. Jahrhunderts kaum zu hoffen ſtand, eine gewöhnliche Pflege werde ſie wieder emporrichten, und der gewöhnliche Sonnenſchein des Friedens werde ihnen Früchte entlocken.

Namentlich waren all' die vielen Pflanzſchulen der neuen Bildung, welche ſich die Reformation in den Univerſitäten mit ſo großem Eifer geſetzt hatte, theils verdorrt, theils verſumpft. Statt daß friſches Leben und freie Regſamkeit von dort ausgegangen wäre, ſank man in ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten zurück. Der Wiſſenſchaft war jede Flüſſigkeit geraubt, indem ſich die Theologie an die Spitze derſelben geſtellt hatte, die ſtatt auf dem wahrhaft proteſtantiſchen Geiſte Luther's weiter zu bauen, zu Dogma und Tradition erſtarrt war. Durch das ganze 17. Jahrhundert zog ſich eine ſpitzfindige unwiſſenſchaftliche Polemik der Concordiſten und Nichtconcordiſten. Die proteſtantiſche Theologie kämpfte durch Daniel Hoffmann und eine Menge polternder Kanzelredner gegen jede geſunde Vernunft. Da kam eine neue Anregung, von einer Seite, von der man in unſern Tagen nur Verdumpfung, Unfreiheit in Wiſſenſchaft und Leben erwarten darf, von Seiten des Pietismus, durch Spener, der ſchon 1686 ſeine **collegia pietatis** in Dresden eröffnet hatte. Das größte Verdienſt Speners und ſeiner Anhänger iſt, daß ſie ihre

Digitized by Google

Sprache nicht aus dem lateiniſchen Schmutz des Mittelalters ſchöpften, wie Schloſſer kräftig ſagt.

An ſie und die Vertreibung Thomaſius' knüpft ſich die Gründung der Univerſität Halle. Was von dort geſchehen iſt, die theologiſche Scholaſtik zu ſtürzen, die Religion von einer drückenden und erſtickenden Theologie zu befreien, iſt an einem andern Orte in dieſen Blättern ſchon beſprochen. Aber der Pietismus, da er nicht aus einem lautern Triebe nach Erkenntniß und Wahrheit entſprungen war, ſondern mehr aus einem unbeſtimmten Gefühle, verwechſelte bald die äußere Form des Frommſeins mit dem Weſen der Frömmigkeit, und verketzerte jede auf Philologie, Kritik, Geſchichte und Philoſophie gebaute Theologie bald eben ſo ſehr, als ſeine eigenen Strebungen früher von den Orthodoxen verketzert waren. Die Philoſophie war nur in wenigen Kreiſen heimiſch, auf Univerſitäten am wenigſten. Leibnitz hatte über ſeine Zeitgenoſſen kaum etwas vermocht, und dies nicht ohne ſeine Schuld, da er es verſchmäht hatte, durch den Gebrauch von Luther's Sprache ſich ein deutſches Publikum zu ſchaffen, wie Locke ſich ein engliſches geſchaffen hatte. Thomaſius hatte ſich durch den Gebrauch der Mutterſprache unſterbliches Verdienſt erworben, doch war er mehr Juriſt und Praktiker, der es noch mehr mit Hexenprozeſſen und anderen Ausgeburten des Aberglaubens und der Tyrannei zu thun hatte, als mit der Philoſophie ſelbſt. Wolf wurde aus Halle vertrieben durch die Theologen. Und in Berlin wurde kaum nach Leibnitz's Tode der durch ihn gegründeten Akademie der Wiſſenſchaften aufgegeben, Kobolde zu fangen und dafür zu ſorgen, daß durch Conſtellation des Jupiter und der Veneris kein Unglück im Lande geſchehe.

Was namentlich die Organiſation der proteſtantiſchen Univerſitäten ſelbſt anbetraf, ſo übte die theologiſche Facultät noch immer das ſtrengſte Aufſichtsrecht über die anderen Facultäten, deren Profeſſoren auf den Proteſtantismus förmlich beeidigt waren. Mit der größten Eiferſucht überwachten die Theologen namentlich die ſogenannten Humaniſten, von dunkler Ahnung beſeelt, daß von dieſer Seite her ihrem Einfluß und Treiben Verderben drohe. Der Einfluß der Theologen wäre noch viel nachtheiliger geworden, wären ſie noch wie im 17. Jahrhundert ausſchließ-

Digitized by Google

liche Rathgeber und Vertraute der Fürſten geweſen. Vielmehr waren es dieſe jetzt, die als summi episcopi durch die Theologen ſich einen Einfluß auf die Univerſitäten anmaßten, den ſie bis dahin nicht beſeſſen hatten. Den Facultäten war zwar noch das Recht der Vocation geblieben, allein die Landesfürſten übten das Recht der Confirmation aus, indem ſie die Functionen der Rectoren der Univerſitäten übernahmen, und als ſolche drängten ſie nicht ſelten den Facultäten wider deren Willen Lehrer auf. Obgleich die Anſtellung der Profeſſoren in der Regel nur für zehn Jahre abgeſchloſſen wurde, ſo trug das Recht der Vocation doch weſentlich dazu bei, den Univerſitäten einen eigenthümlichen ſtehenden Typus einzuprägen. Jede Univerſität unterſchied ſich von der andern durch eigenthümliche, meiſt ſcholaſtiſche Lehranſichten und Meinungen, und ſchloß ſich, ſo viel nur immer an ihr lag, förmlich zunftmäßig ab. Es wurden nur ſolche Lehrer vorgeſchlagen, die ſich zu den Anſichten der Facultäten bekannten, ſo daß ſo ziemlich jede Facultät und jede Univerſität ſich aus ſich ſelbſt ergänzte. Deshalb waren denn auch die polemiſchen Verhältniſſe meiſt Sache der Corporation gegen eine andere Corporation, an denen auch die Studirenden mit Eifer Theil nahmen, nicht wie bei uns Sache der Einzelnen.

Das Verhältniß der Studirenden war in wiſſenſchaftlicher Beziehung ein gedrücktes und unfreies. Regelmäßige Examina in den Vorleſungen, außerdem pedantiſche Disputatoria. Dagegen ſuchte der Student in der Unſitte des Pennalismus und anderer Rohheit, die ihm ſeit den Verwilderungen des 30jährigen Krieges geblieben war, das Palladium der akademiſchen Freiheit zu bewahren. Es iſt beinahe unglaublich, welche Mißhandlungen die Pennäle oder Spulwürmer von den Scholarchen zu ertragen hatten, und erklärlich, wie Menſchen, die Jahr und Tag ſo geknechtet waren, ihre Rache in ähnlicher Tyrannei ausließen oder ewig Knechte blieben.

Die freiere Geſtaltung der Univerſitäten ſchreibt ſich erſt ſeit der Begründung der Univerſität Göttingen her. Göttingen iſt ſich von Anfang her bis jetzt ziemlich gleich geblieben, während alle in ſpäterer Zeit entſtandenen Univerſitäten nach ſeinem Beiſpiel gegründet, die älteren nach ſeinen Einrichtungen umgeformt ſind. Wenn Göttingen in unſerm Jahrhundert von anderen

Digitized by Google

Univerſitäten überflügelt iſt, ſo iſt daran lediglich ſein ſtarres Feſthalten am Empirismus und Gelehrſamkeit, wie die Geringachtung der wahren Wiſſenſchaft die Schuld.

Die Gründung der Univerſität Göttingen ſelbſt verdankt Deutſchland, das ihm viel verdankt, einem glücklichen Gedanken des Freiherrn Gerlach Adolph von Münchhauſen. Dem churhannöverſchen Hauſe ſtand gemeinſchaftlich mit Braunſchweig das Rectorat der im letzteren gelegenen Univerſität Helmſtädt zu. Dieſe Univerſität war, wie die meiſten proteſtantiſchen Univerſitäten Deutſchlands, hauptſächlich durch den Einfluß der theologiſchen Facultät ſo zum Verfall gekommen, daß jeder vermögende Hannoveraner es vorzog, in Jena, Halle oder auf holländiſchen Univerſitäten ſeine Studien zu abſolviren. So hatte auch Münchhauſen (geb. 1688) 1707 zu Jena, 1710 zu Halle, 1711 zu Utrecht ſtudirt, war nach abermaligem Beſuch und zweijährigen Reiſen 1714 als Ober-Appellationsrath in Dresden angeſtellt, im folgenden Jahre aber als ſolcher nach Celle berufen. Kaum war derſelbe 1727 wirklicher geheimer Rath in Hannover geworden, als er in Georg II. und deſſen Räthen den Gedanken erweckte, ſeinen Erblanden eine eigene Univerſität zu geben. Göttingen, die ehemals reiche und mächtige Stadt des Hanſebundes, verdankte es ſeiner ſonſt unvermeidlichen Verarmung und der beſſeren, Deutſchlands Mitte näheren Lage, daß es dem im Rathe des Königs vielfach protegirten Lüneburg vorgezogen wurde. Denn es war gänzlich unwirthlich und weniger zu einer Univerſität eingerichtet als irgend eine Stadt des Landes. Am 13. Jan. 1733 erhielt die zu gründende Univerſität durch Carl VI. die erforderlichen Privilegien, ſchon 1734 wurden die erſten Vorleſungen gehalten, aber erſt am 17. Septbr. 1737 erfolgte die feierliche Inauguration.

Daß Münchhauſen ſich von vorn herein klar des Zwecks bewußt geweſen wäre, eine Univerſität zu gründen, welche gelehrte Brauchbarkeit und humaniſtiſch-philologiſch-hiſtoriſche Studien der Philoſophie gegenüber vertrete, wie dies ſpäter, ſelbſt noch zu Münchhauſen's Zeiten, in Göttingen als Princip aufgefaßt iſt, läßt ſich nicht behaupten. Denn die Philoſophie hatte zu der Zeit gar noch nicht eine ſolche Bedeutung erlangt, daß es hätte nöthig ſcheinen können, ihr ein Gegengewicht zu

Digitized by Google

ſetzen. Freilich war Münchhauſen lediglich ein Empiriſt; welcher Staatsmann im Jahre 1730 wäre es aber nicht geweſen? Aber er wollte doch ein freieres, vielſeitigeres Studium, verbunden mit weltlicher Ausbildung, Sitte und freiem Anſtand, wie es bis dahin keine Univerſität bot.

Er war zunächſt bemüht, die Mängel der damaligen Univerſitäten, die er aus eigener Anſchauung kannte, zu vermeiden. Als ein Feind der ſcholaſtiſchen controverſen Theologie, wie des Pietismus, den er in Halle ſchon in ſeiner Schwäche und Entartung geſehen hatte, wollte er am wenigſten, daß die theologiſche Facultät irgend ein Uebergewicht über die übrigen Facultäten gewönne. Er wollte aus ſeiner Univerſität keine zunftmäßig abgeſchloſſene Corporation machen und vindicirte daher das Recht der Vocation lediglich der Regierung. Um Vielſeitigkeit zu befördern, Zunftmäßigkeit und landsmannſchaftliches Aneinanderſchließen der Lehrer möglichſt fern zu halten, berief er die Lehrer aus allen Gegenden, aus England (Tompſon), aus Holland (Sellius), aus Elſas (Roederer), aus der Schweiz (Haller und Huber), aus Ungarn (Segner), aus Schleſien (Gebauer), aus polniſch Preußen (Maſcov, Archenwall, Leß), aus Schleswig (Cruſius), aus Schweden (die beiden Murray), aus Weſtphalen (Büſching, Pütter, Seiz), aus Heſſen (Claproth), aus Frankfurt (Senkenberg), aus Erfurt (Albrecht, Reinhard, Vogel), aus Schwaben (Cotta), aus Franken (Feuerlein, Ayrer, Scheid, Meiſter, Gesner, Gatterer), aus Sachſen (Richter, Fritſch, Koeler, Käſtner, Heyne, Klotz, Dietze), aus Preußen (Treuer, Selchow, Büttner, Böhmer, Michaelis), aus Mecklenburg (die Gebrüder Becmann), aus Holſtein (Operin), aus Lübeck (Mosheim), aus Bremen (Kulencamp), Männer ziemlich von allen proteſtantiſchen Univerſitäten. So konnte ſie nicht, wenigſtens nicht ſo bald und nicht ſo leicht, ein Cliquenweſen bilden, wie es auf anderen Univerſitäten herrſchte. Die aus ſo verſchiedenen Provinzen und Ländern zuſammengeführten Elemente mußten, ſeiner Meinung nach, durch Gleichheit der Lage und des Intereſſes verbunden, ein Ganzes bilden, das der freien Entwickelung der Wiſſenſchaften mit einem guten und reinen Tone voranläutete. Daß unter dieſen Gelehrten ſo viel kleinliche Häkeleien und Vorrangsſtreitigkeiten ſtattfinden würden,

Digitized by Google

ſo daß nur Haller großartig und wiſſenſchaftlich daſtände, hatte er nicht möglich gedacht. — Münchhauſen behielt es der Regierung vor, die Statuten der Univerſität von Zeit zu Zeit zu verbeſſern. Die Univerſität erhielt eine eigene Gerichtsbarkeit, die Studirenden Freiheit über Wohnung und Collegia, die Profeſſoren nicht nur unbedingte Lehrfreiheit, ſondern auch Druckfreiheit. Kein Profeſſor in Göttingen iſt bis auf den heutigen Tag irgend einer Cenſur unterworfen, eine unſchätzbare Freiheit, von der die göttingenſchen Profeſſoren in unſerm Jahrhundert weder in reiner Wiſſenſchaft, noch in Politik und Geſchichte, den Gebrauch gemacht haben wie früher Michaelis, Schlözer und Spittler.

Die nach Göttingen berufenen Lehrer zogen bald Schüler aus allen Gauen nach ſich. Dieſe ſtanden ſich Anfangs ganz fremd und vereinzelt einander entgegen, und ſo kam es, daß auch die Unſitte des Pennalismus nie in Göttingen eingewurzelt iſt. Orden und Landsmannſchaften fehlten zwar ſpäter nicht.

Will man im Leben der göttinger Univerſität Zeitabſchnitte machen, ſo bieten die Zeiten nach dem ſiebenjährigen Kriege, ſo wie die Zeit nach den Freiheitskriegen, die beſte Gelegenheit dazu dar. Nicht als wenn dieſe politiſchen Angelegenheiten einen ſo großen Einfluß auf den Geiſt und das Weſen der Univerſität gehabt hätten, ſondern weil vom ſiebenjährigen Kriege an die höchſte Blüthe der Georgia Augusta anhebt. Im Anfange unſers Jahrhunderts, das freilich einige Zeit noch durch äußern Glanz, durch eine Reihe alter berühmter Männer und eine große Anzahl Studirender ſich auszeichnet, fällt dieſelbe dagegen ſchon ab, ſo daß, als über Deutſchland ein neues Leben gekommen war, Göttingen daſteht kalt, ohne Begeiſterung, mit vollendet ausgebildetem Princip des Egoismus und des Empirismus ohne Philoſophie, mit dem im Leben nichts Großes mehr geſchaffen werden kann.

Es wird nicht gefordert werden dürfen, daß Alle aufgezählt werden, die in Göttingen gelebt und gelehrt haben, mögen ihre Verdienſte um einzelne Theile empiriſcher Wiſſenſchaft auch groß und gewichtig ſein. Wir wollen durch dieſen hiſtoriſchen Rückblick mehr ein Fundament für die Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes der Univerſität gewinnen, als eine Geſchichte

Digitized by Google

derſelben liefern, und können deshalb nur die charakteriſtiſchen Momente der Entwickelung Göttingens hervorheben. Eine Geſchichte der göttinger Gelehrſamkeit findet ſich ſo reichhaltig bei Pütter, Saalfeld und Oeſterley, daß, wer über ſolche belehrt ſein will, dort ſuchen mag. —

Münchhauſen wollte nicht mehr als eine Univerſität, auf der brauchbare Staatsdiener erzogen werden könnten, Staatsmänner, Richter, Advocaten, Aerzte, Prediger, Schulmänner, und das war Alles, was er in damaliger Zeit wollen konnte. Deshalb war es zunächſt die juriſtiſche Facultät, auf die er ſeine größte Sorgfalt richtete. G. Chr. Gebauer, Treuer, Schmauß, Brunquell, Reinhard, Mascov, Senkenberg lehrten ſchon 1734 und 1735. Zu dieſen kamen noch Ayrer, Wahl, G. L. Böhmer, J. Ch. Claproth, Riccius, Becmann, Waldeck. Treuer war mehr Hiſtoriker, Lehrer der Moral und Politik, Schmauß, ein Curioſitätenkrämer, Lehrer des Völkerrechts. Mascov mußte die Univerſität bald verlaſſen, da er ſich an Gebauer thätlich vergriffen. Brunquell ſtarb bald nach ſeiner Ankunft. Claproth war für Naturrecht thätig, von Selchow las über Wechſelrecht und zuerſt über Privatrecht der braunſchweig-lüneburgiſchen Lande.

An der Spitze der Lehrer des Civilrechts ſtand Gebauer, der die elegante Jurisprudenz von Leipzig nach Göttingen verpflanzte. Elegante Jurisprudenz hieß damals Alles, was nicht practiſch war, es mochte Nutzen haben und zur wiſſenſchaftlichen Ausbildung des Geiſtes beitragen oder nicht, z. B. wenn Drapp über den wahren Namen der Römerin, welche fr. 1. §. 5. D. III. 1 erwähnt wird, 21 Schriftſteller und faſt lauter Matadore citirte. Alle juriſtiſche Kunſt dieſer Eleganten beſtand in vielem und feinem Diſtinguiren, worin namentlich Becmann groß zu ſein ſich rühmte; alles juriſtiſches Können darin, zu jedem Rechtsſatze eine Unmaſſe Citate zu wiſſen. Eine zweite Richtung, welche in Göttingen durch Senkenberg und Andere vertreten war, nannte ſich zwar auch elegant, ſagte aber: „ad galantissimum pertinet germanistam se profiteri."

So viel dieſe Art der Germaniſten in unſeren Tagen von den eigentlichen Civiliſten und den hiſtoriſchen Germaniſten geſchmäht worden, und ſo mancherlei Verwirrung ſie offenbar angerichtet, indem ſie die deutſchen Rechtsinſtitute nach römiſchen

Digitized by Google

Analogien erklärten und bearbeiteten, ſo verdankt ſie ihren Urſprung doch einer patriotiſchen Ahnung von dem Unzureichenden des römiſchen Rechts und der noch nicht erſtorbenen Kräftigkeit vieler deutſcher Rechtsinſtitutionen, und dieſe Germaniſten ſind es vorzüglich geweſen, die zu dem Reſultate des preußiſchen Landrechts geführt haben.

Die Jurisprudenz beſtand damals aus einem ungeheuern unverarbeiteten Stoff, den man kaum weiter wälzen konnte. Dies waren die Juſtinianiſchen Compilationen, die Gloſſen, Gloſſen zu den Gloſſen, eine ungeheure Menge von Meditationen und Deciſionen über einzelne Fälle, welches man ohne jegliche Sonderung der eigentlichen Beſtandtheile zu einem ſcheinbaren Ganzen verarbeitete. Man konnte dieſem Wuſte ſchon kaum anders mehr beikommen, als daß man ſich hier und da auf einem einzelnen Punkte einniſtete, und dann entſtand auf ſolcher Stelle ein Auswuchs von Meditationen und Abhandlungen, wie an den Pflanzen, in welche ſich gewiſſe Inſekten einbohren. Man las Inſtitutionen über Heineccii elementa juris, Pandekten nach Böhmer, des Canzlers jus digestorum und nach dem kleinen Struv. Das war auch der Standpunkt der göttinger Civiliſten, der erſt in der nächſten Periode durch Hugo eine Reform erlitt. Die Hunderte von Diſſertationen und Meditationen, welche die oben angeführten Juriſten geſchrieben, ſie verſtauben und vermodern in den Bibliotheken, kaum daß hier und da ihre Titel angeführt werden. Nur ein Werk des mühſamſten Fleißes und der eifrigſten Sorgfalt hat ſich erhalten und wird Werth behalten, ſo lange das römiſche Recht ſich erhält — die Gebauerſche Ausgabe des corpus juris civilis, in welcher die editio vulgata mit der Norica und Florentina mit Hilfe des Brinkmannſchen Nachlaſſes genau verglichen und neben einander geſtellt iſt.

Daß Ch. F. Meiſter, der Erſte, der den Wolfiſchen Schematismus auf das Criminalrecht anwandte, es vorzüglich war, der von Göttingen aus die poena extraordinaria bei unzureichendem Beweiſe zu ſo verderblichem Anſehen in Deutſchland brachte, weiß ihm gewiß das Leben wie die Wiſſenſchaft nicht Dank.

Eine glückliche Acquiſition ganz im Sinne deſſen, was Münchhauſen damals ſchon bewußter für Göttingen wollte, machte er 1747 an dem 23jährigen im Weſen und Rechte des

Digitized by Google

heiligen römiſchen Reichs wie im Privatfürſtenrechte wohlerfahrenen Pütter. Dieſer eiferte ſofort mit jugendlichem Muthe von ſeinem ſichern Profeſſorenſitze herab mit einer „Patriotiſchen Abbildung des heutigen Zuſtandes bei dem höchſten Reichsgerichte, worin der Verfall des Reichsjuſtizweſens ſammt dem daraus hervorgehenden Unheil des ganzen Rechts und die Mittel, demſelben vorzubeugen, erörtert wurden.“

Pütter war aber kein Mann der Freiheit, nicht etwa mit Juſtus Möſer und v. Moſer zu vergleichen, er war Egoiſt und ängſtlich, es mit Münchhauſen zu verderben, in dem Grade, daß er bei ihm anfrug, ob es nicht übel werde gedeutet werden, wenn er die Reitbahn beſuche. Er war aber ein Feind jedes juriſtiſchen Unrechts und hatte den Muth, es offen zu bekämpfen, wo er es fand. Das, worauf er ſeinen ganzen Scharfſinn und ſein ganzes Leben verwendet hatte, das deutſche Reich war plötzlich aus der Welt, ohne daß er recht begreifen konnte, wie. Damit war der beſte Inhalt ſeines Wiſſens und Könnens zur Antiquität geworden und er verlor darüber die klare Geiſteseinſicht, wurde kindiſch und ſchwach.

Nicht minder gut als für die Jurisprudenz hatte Münchhauſen für die Medicin geſorgt, obgleich auch hier Göttingen das Unglück traf, den Anatomen Albrecht noch vor der Inauguration durch den Tod zu verlieren, und die Profeſſoren Hamberger und Wedel mit Gewalt in Jena feſtgehalten zu ſehen. Dagegen konnte mit Recht von Albrecht von Haller geſagt werden, daß er allein eine ganze Akademie der Wiſſenſchaften ausmache, obgleich er ſeine Studien und Forſchungen in Göttingen nur auf Anatomie, Phyſiologie und Botanik beſchränkte, hierin aber neue Bahn brach, ſo daß länger als 50 Jahre auf der Grundlage gefußt wurde, die er dieſen Wiſſenſchaften gegeben. Alle übrigen Mediciner dieſer Periode ſinken neben ihm ins Unbedeutende zurück.

Beinahe ſollte man glauben, daß Münchhauſen abſichtlich die theologiſche Facultät ſo ſchwach beſetzt habe, um ihr jeden Einfluß zu rauben. Wer kennt und nennt noch Oporin, Magnus Cruſius, Heuman, Ribor (den Wolſianer), Feuerlein, ihre Diſſertationen, die Heymannſche Poecile oder ſeine Sylloge (von 1000 Seiten)? Gegen den Unglauben zu eifern, gehörte damals

zu einem guten Theologen, und Oporin that es in allen ſeinen Schriften, ja die Facultät ſtand nicht an, den Profeſſor Hollmann, einen gutmüthigen und unſchuldigen Philoſophen aus der Wolfiſchen Schule, zum öfteren wegen heterodoxer Meinungen bei dem Curatorio zu verklagen. Allein Münchhauſen war nicht der Mann, der ſolchen Umtrieben geneigtes Gehör ſchenkte. Er ſetzte vielmehr 1747 Mosheim als Canzler der Univerſität an die Spitze der theologiſchen Facultät, Mosheim, von dem bekannt war, daß er ein Feind ſei des üblichen Verketzerns und des nichtsnutzigen Schulgezänks.

Mosheim wird Vater der Kirchengeſchichte genannt, weil er auf philologiſch-hiſtoriſchem Wege die Kirchengeſchichte, mehr noch als Arnold, von den Feſſeln der lutheriſchen Orthodoxie, die ihr ſeit den magdeburgiſchen Centuriatoren angelegt waren, andererſeits aber auch von dem krankhaften Einfluß der halliſchen Pietiſten befreite. Von viel größerer Wichtigkeit für die Theologie war aber noch die Berufung des der philoſophiſchen Facultät zugehörenden Profeſſors Michaelis. Schloſſer's meiſterhafte Charakteriſtik, der wir hier folgen, ſtellt ihn in Beziehung auf theologiſche Aufklärung an dieſelbe Stelle, die Juſtus Möſer für politiſche Aufklärung einnimmt. Michaelis brachte zuerſt ein neues Licht in das herrſchende Dunkel der jüdiſchen und chriſtlichen Geſchichte, der Exegeſe und Dogmatik, indem er den Orient aus dem Orient zu erklären ſuchte. Er forderte, um das alte Teſtament zu verſtehen, Kritik des Textes, Erforſchung der genauen Bedeutung der Worte, Bekanntſchaft mit den arabiſchen Dialekten, den Gebräuchen und der Poeſie des Orients. „Mehr als irgend einer unſerer anderen Theologen, auch der ſpäteren, ſagt Schloſſer in ſeiner Geſchichte des 18. Jahrhunderts, hat Michaelis in der Fülle ſeiner Redſeligkeit und in der vielſeitigen Richtung ſeines Geiſtes und ſeiner Thätigkeit für Göttingen die bisher weltlich ganz ſtumpfen, durch Dogmatik gegen jede Kenntniß der Natur und des Menſchen gleichgiltiger gemachten Theologen, denen er Orakel war, in den Stand geſetzt, die bibliſche Lehre mit den Erfindungen und Entdeckungen der neuern Zeit zu verbinden, von jüdiſchen und mönchiſchen Grillen zu reinigen. Er redete von Wallerius und von Linné, von Naturwiſſenſchaft und Politik, er wandte Montesquieu auf die Moſaiſche Geſetz-

Digitized by Google

gebung an, handelte von Ackerbau und Pferdezucht, von allen politiſchen und ökonomiſchen Wiſſenſchaften, und ſeine derben Späße im Collegium trafen die dummen Orthodoxen oft ſehr unſanft; warum ließen ſie ſich nicht warnen?" —

Michaelis, durch die Engländer auf ſeinen Weg gebracht, wußte recht gut, wie er mit der Dogmatik daran war, allein er war zu klug, zu ehr- und geldſüchtig, um es ganz mit ihr zu verderben. Er erwähnte ſeiner Vorgänger in England und Frankreich nur, ſo weit er es ohne Heterodoxie konnte. Erhoben die Theologen auch gegen ihn Klagen, ſo fand er nicht nur bei Münchhauſen Schutz, ſondern er konnte ſich auch in der That nur auf ſeine wahrhaftige Orthodoxie berufen. Denn aus Klugheit zog er ſich vor den Conſequenzen ſeiner eigenen Lehre zurück und proteſtirte feierlichſt gegen die Conſequenzen des ehrlichen Semler.

Das iſt nun bis heute der Standpunkt der göttingenſchen Theologie, daß ſie aus Klugheit oder auch aus Schwäche auf dem halben Wege ſtehen blieb, ſich nie zu einer entſchiedenen Anſicht herausgebildet hat, einem Rationalismus zugethan, der ängſtlich beſorgt iſt, es ja nicht mit der Rechtgläubigkeit zu verderben. Pietismus und Myſticismus haben nie in Göttingen Verbreitung und Lehre gefunden. Wie von dort aber gegen Semler, Reimarus und Andere gekämpft wurde, ſo gegen alle philoſophiſchen Aufklärer und Ausleger bis auf Strauß. —

Die philoſophiſche Facultät hatte an Hollmann einen Metaphyſiker, der zugleich Phyſik las und abwechſelnd auch Logik. Zum ſpeculativen Denken verführte er Keinen. Die Hiſtorie war von Koeler vertreten, einem ſchlichten Compilator, obgleich er vom Kaiſer ſeiner „ausbündig ſchönen Schriften wegen" mit Gnaden und Ehren überhäuft wurde. Er ſchrieb 1741 eine Ehrenrettung Johann Gutenberg's wegen Erfindung der Buchdruckerkunſt, die, mit den vorjährigen Schriften zur Gutenbergsfeier verglichen, recht deutlich zeigt, welchen Fortſchritt die Geſchichtſchreibekunſt in einem Jahrhundert gemacht hat. Phyſik und Mathematik waren durch Lowitz, Aſtronomie durch Tob. Mayer, dem ſeine Mondtafeln durch England und Frankreich einen weit verbreiteten Ruf verſchafften, Geographie durch Franz und Büſching vertreten, welcher letztere von Münchhauſen durch

Digitized by Google

völlige Portofreiheit und Eröffnung officieller ſtatiſtiſcher Nachrichten zu ſeiner Erdbeſchreibung unterſtützt wurde. Ueberhaupt wurde für Staatenkunde u. ſ. w. in Göttingen von Anfang an viel gethan, ja Archenwall las nicht nur über die Staatverfaſſungen der vornehmſten europäiſchen Staaten, über Staatsklugheit, Staats- und Völkerrecht, ſondern auch ein ſogenanntes Zeitungscollegium über Staatsneuigkeiten.

Recht glücklich und ſtolz war Münchhauſen vor allem darauf, daß er Joh. Math. Gesner für ſeine Tochter Göttingen hatte gewinnen können, den Grundgelehrten, welcher ſchon den Faberſchen Theſaurus völlig umgearbeitet herausgegeben. Gesner, in deſſen Geiſte Heyne ſpäter fortarbeitete, iſt es vorzüglich geweſen, der dem, was man Philologie nennt, als unumgänglich nothwendige Schule der Bildung und des Geſchmacks, eine Verbreitung und Anerkennung in Deutſchland zu verſchaffen wußte, welche der Gelehrtenbildung eben ſo förderlich als der Bildung für den Staat und das Leben nachtheilig geworden iſt und den unſeligen Zwieſpalt, der ſich zwiſchen Wiſſen und That in unſern Tagen offenbart, vor Allem befördert hat. Doch dürfen wir nicht vergeſſen, daß es damals etwas Heilſames war, Humanitätsſtudien an den Alten zu machen, damals, wo eine breite Scholaſtik Alles verflacht hatte, wo Erneſti und Gesner ſelbſt das Studium der griechiſchen Sprache erſt wieder in Aufnahme bringen mußten, wo von dem Geiſte, der in den Alten wehte, auch nicht die geringſte Spur im Unterricht und im Leben fühlbar war. Der Fehler iſt nur der, daß man an dem, was ſich zu ſeiner Zeit als gut und heilſam erwies, zu ängſtlich haften blieb und es für alle Zeit für heilſam hielt.

In dieſen erſten Zeitraum der Univerſität fällt die Stiftung der Societät der Wiſſenſchaften, wie die der Göttinger Gel. Anzeigen. Die Einrichtung der erſteren ging lediglich von Albrecht von Haller aus. Nicht aus Feindſchaft wurde Philoſophie ausgeſchloſſen, ſondern gleich der Theologie und Jurisprudenz, weil man ſich auf das Praktiſch-Nützliche und Anwendbare beſchränken wollte. Die Feindſchaft gegen die Philoſophie entwickelte ſich erſt ſpäter nach 1784, als die Metaphyſik eine Bedeutſamkeit ſich vindicirt hatte, zu der man 1751 noch keine Möglichkeit einſah. Erſt Heyne, und vorzüglich Ernſt Brandes

ſingen damals an, die Tendenz zum „Wahren, Gründlichen, Erſprießlichen,“ das Göttingen und die Societät bewahrt habe, „der metaphyſiſchen Sectirerei“ entgegenzuſtellen. Wir kommen darauf ſpäter zurück. Bedenkt man, daß damals in Deutſchland nur ein einziger Philoſoph, Wolf, exiſtirte, und daß das materielle Wiſſen, was ſich von Göttingen aus entwickelte, in der That ſeine Vorzüge vor dem Formalismus der Wolfiſchen Schule hatte, ſo kann man Münchhauſen keinen Vorwurf machen, daß er nicht etwa Wolf, den nach Marburg verſchlagenen, nach Göttingen berief, noch Haller, daß er zu der phyſikaliſchen, der mathematiſchen und der hiſtoriſch-philologiſchen Claſſe nicht auch noch eine metaphyſiſche ſetzte. Hätte übrigens Münchhauſen den großen Umſchwung der Dinge noch erlebt, den die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft in der Wiſſenſchaft hervorbrachte, wer weiß, ob er den „Waſſerſuppen-Philoſophen Göttingens,“ wie Lichtenberg ſie nannte, nicht einen Kantianer beigeſellt hätte.

Schon im Jahre 1738 waren durch Nimwehr die „Göttingenſchen Zeitungen“ gegründet, 1745 übernahm Haller die Redaction und ſeit 1753 die Societät der Wiſſenſchaften den Verlag und die Aufſicht derſelben. Dieſe Blätter haben ſich denn auch dem, auf das Hiſtoriſche und Philologiſche, Phyſik und Naturwiſſenſchaften gerichteten Streben Göttingens eng angeſchloſſen, vielfach nützliche Kenntniſſe verbreitet, ohne je tief in wahre Wiſſenſchaft und Leben einzugreifen. Daß ſie über das, was in den Wiſſenſchaften geſchehen, treu und ausführlich referirten, namentlich ſchon zu Haller's Zeiten auf engliſche und franzöſiſche Litteratur eben ſo viel Aufmerkſamkeit verwendeten als auf deutſche, iſt ihnen als Verdienſt anzurechnen. Auch ſie nahmen aber zur Philoſophie erſt eine feindſelige Stellung an ſeit 1784.

In die zweite Periode fällt die wahre Blüthenzeit Göttingens, leider nur in den kurzen Zeitraum von 1770 bis 1790. Im erſten Zeitabſchnitt war es die religiöſe Aufklärung, die von Göttingen ausging. — Gottl. Jakob Plank und Spittler ſetzten das von Michaelis begonnene Werk zwar fort, aber ängſtlich ſorgend, ein gewiſſes Maß nicht zu überſchreiten und vorſichtig auf hiſtoriſchem Wege die Löſung von Fragen ſuchend, die dort ſchwerlich gefunden werden möchte.

Digitized by Google

Man war in London und in den ariſtokratiſchen Kreiſen Hannovers ſo orthodox, daß man an Herder's Berufung, die von Georg Brandes eingeleitet war, Anſtoß fand. Das allein wäre für die göttinger Profeſſoren ſchon hinreichend geweſen, ſich zu mäßigen. — Es geſchah noch immer Vieles für Kirchenhiſtorie und Dogmengeſchichte, aber es konnte ſich daran nicht mehr ein Epoche machender Fortſchritt knüpfen. Dieſer knüpfte ſich an die Staatswiſſenſchaften, welche von Göttingen aus zuerſt mit Publicität, ihrem Lebenselemente, umgeben wurden. Das war das Herzblatt, um welches ſich die Blüthe Göttingens ſchloß, die Brücke, welche aus dem Studium der Vergangenheit in die Praxis der Gegenwart führte. Die Bedeutung, welche Göttingen für die Entwickelung des deutſchen Geiſtes gewonnen hat, iſt weſentlich hier zu ſuchen, der Ruhm und Ruf Göttingens knüpft ſich freilich noch außerdem an eine große Menge berühmter Namen, ſo wie an Fortſchritte in einzelnen Wiſſenſchaften. — Man wird es hier nicht erwarten, daß wir alle die Männer aufzählen, welche ſich durch ihre Gelehrſamkeit auszeichneten, oder ſonſt einen großen Namen ſich gemacht hatten. Viele von ihnen verdienten des Rühmens nicht, das man bei ihren Lebzeiten machte, und iſt von all ihrem Wiſſen nichts übergeblieben, was noch heute in der Wiſſenſchaft oder im Leben fortwirkte.

Wir wollen unſer Augenmerk vielmehr vorzüglich auf den Geiſt richten, in welchem Göttingen weiter geführt wurde und der ſich aus der Univerſität entwickelte. Da treten denn zwei Männer hervor, an deren Thätigkeit und Einfluß ſich mehr oder weniger Alles anknüpft, was von 1770 bis 1805 in Göttingen geſchah und was den Charakter der Univerſität ſcharf ausprägte. Das waren Heyne und Ernſt Brandes.

Aus Heyne's Portrait ſchaut ſo deutlich eine Niedergedrücktheit hervor, daß wir vor dem Gedanken erſchrecken, dieſen Mann an die Spitze eines großartigen Inſtituts geſtellt zu ſehen, und Heyne's Leben verbürgt uns, daß wir uns nicht irrten. Mangel war der früheſte Geſpiele ſeiner Jugend, unter Verachtung und Bedrückung verfloſſen ſeine Kindes- und Jünglingsjahre. In die Nähe der ungeheuern Verſchwendungen des Grafen von Brühl geſtellt, litt er Hunger. Er hatte ſich für den Staat ausgebildet und ſah doch alle Wege zum Dienſt für den Staat ſich ver-

Digitized by Google

ſchloſſen, weil er — arm war. Das erfüllte ihn mit Troſtloſigkeit. Die beſtändige Sorge für das Nächſte, für die Exiſtenz erdrückte höhere Strebungen für das Ganze, ließ dem begeiſternden Hoffen auf ein Ideal keinen Raum. Es fehlte ihm nicht die Liebe zur Menſchheit, aber der Glaube an ſie und ihre Zukunft. Selbſt als er äußerlich ſicher geſtellt war, blieb ihm die Erinnerung an das Ungemach ſeiner Jugend und ängſtigte ihn die Zukunft ſeiner ſelbſt, wie ſeiner Kinder. Das ganze Menſchenleben ſchien ihm ein thörichtes Spiel. Man höre, was er am 26. Auguſt 1792 an ſeinen Schwiegerſohn, Georg Forſter, ſchrieb: „Im Grunde geht Alles ſo, wie es unter Menſchen gehen kann, gegangen iſt und gehen wird, wenn noch einmal 6000 Jahre verfloſſen ſein werden. Das Leben des klügſten Menſchen beſteht aus einem Gewebe von Unvollkommenheiten, Thorheiten, Uebereilungen, Kurzſichtigkeiten, und die ganze Geſellſchaft bleibt vielleicht in ewiger Minderjährigkeit. Das iſt mein Credo.“

Eine ſolche Lebensanſicht mußte zu dem gröbſten Egoismus führen. Wenn wir ſolchen bei Heyne aber nicht finden, ſondern die größte Uneigennützigkeit und Rechtſchaffenheit, ſo war das weniger durch ſeine Ueberzeugung als ſein Gemüth bedingt. Aber ohne den freien Blick in die Zukunft, ohne Begeiſterung für dieſelbe, blieb all' ſein Thun und Laſſen im Bereiche des Nützlichen, Brauchbaren. Wir wollen Heyne in keinem Punkte zu nahe treten. Er war, wie ſchon 1791 von einem unbefangenen Kopfe, einem Ungar Ribini (im letzten Worte über Göttingen) ausgeſprochen war: „ein geſchmackvoller Gelehrter, der dem Studium der Philologie eine für die neueren Zeiten ſo vortheilhafte Richtung gegeben hat.“ Dieſer Ungar ſagt gewiß Alles, was zu Heyne's Lobe geſagt werden kann: „Er hat gezeigt, wie man dem für ſo Viele todten Buchſtaben des Alterthums Geiſt und Leben abgewinnen könne, eine Bemühung, die, wenn ſie großen Köpfen auch kein neues Licht anzündet, doch den heilſamen Nutzen gehabt hat, in den düſteren Köpfen der Mittelgattung einige Strahlen der Erleuchtung aufgehen zu laſſen. Der großen Köpfe ſind wenige, Bildung that an ihnen nur das Geringſte, ſie arbeiten ſich aus ſich ſelbſt herauf, aber die Mittelmäßigen bedürfen eines Führers, wenn

ſie nicht ganz unbrauchbar werden ſollen, und ſie können gewiß keinen beſſern haben, als Heyne iſt. Wenn er auch keinen Gronov, keinen Weſſeling gezogen, ſo erinnern Sie ſich an die große Menge brauchbarer Schullehrer, die wir ihm verdanken, an den Einfluß, welchen die Bildung dieſer auf die Bildung ſo vieler jungen Leute hat, und machen Sie dann den Schluß, was Heyne für das Wohl der Menſchheit gethan hat.“ Voß that Heyne gewiß Unrecht, wenn er ihn (ſchon 1774) „ein Götzenbild nennt, das der Pöbel anbetet und das man zertrümmern muß.“

Heyne hat in der That ſehr großes Verdienſt um die Philologie; er hat aus ihr, die bis dahin lediglich ein verſtändiges Sprachſtudium war, eine wahre Alterthumskunde gemacht, und zur wahrhaft humanen Anwendung derſelben im Leben unendlich viel gewirkt. Dieſe Wirkſamkeit hat er jedoch mehr als Journaliſt und Lehrer geübt, als durch ſeine Herausgabe des Virgils. Eben ſo verdankt die göttinger Bibliothek ſeiner unermüdlichen Thätigkeit die große Brauchbarkeit, die ſie vor allen Bibliotheken der Welt auszeichnet.

Allein bei allen dieſen Verdienſten können wir nicht umhin, einzugeſtehen, daß er einen anhaltend nachtheiligen Einfluß auf die Geſtaltung Göttingens gewonnen hat. Es fehlte ihm nicht nur jeder heitere der Zukunft vertrauende Sinn, ſondern es fehlte ihm jede Liebe, Neigung und jedes Verſtändniß der Philoſophie. Vielleicht war daran ein kleines Ereigniß aus ſeinen Studienjahren nicht ohne tiefere Einwirkung, zumal da er in ſeinem Alter daſſelbe für wichtig genug hielt, es in ſeiner Biographie aufzuzeichnen. Er, der ärmlich Gekleidete, wurde in einem philoſophiſchen Collegium bei Winkler mit Scharren und Gelächter empfangen. Er beſuchte ſeitdem nie ein philoſophiſches Collegium. Der giftige Pfeil, den pennaliſtiſche Rohheit auf ſein weiches Gemüth eindrückte, drang tief und machte ihn zu einem Feinde der Philoſophie. Denn wer vermiede nicht den Salon, in welchem ihn Verhöhnung empfinge, möchte auch die Unterhaltung die intereſſanteſte ſein. — Heyne kannte nur eine Ausbildung des Geiſtes, die von der claſſiſchen Litteratur ausging und als höchſte Stufe dahin zurückführte. Wiſſenſchaft im einzig wahren Sinn hielt er für Spiel und glaubte im vollen Ernſt, das Wahre, das Gute, das Schöne laſſe ſich nur

durch das Alterthum und **aus** dem Alterthum erkennen. Dieſer eine Grundirrthum hat unendlich viel dazu beigetragen, Göttingen lediglich dem eleganten Empirismus in die Arme zu führen, der dort als Götze verehrt wird. —

Als Heyne 1763 auf Rhunken's Empfehlung nach Göttingen berufen wurde, war David Michaelis dort der Allesvermögende, der erſte Bibliothekar, der beſtändige Secretär der Societät, Director des philologiſchen Seminars, Profeſſor der Beredtſamkeit, Rather und Leiter aller Univerſitätsangelegenheiten. Allein Michaelis war nicht uneigennützig, nicht aufopfernd, ihm fehlten die Tugenden, die ſolche Stellung erforderte, ja ein maßloſer Ehrgeiz und eine ſchmähliche Liebe zum Gelde verunreinigten viele ſeiner Rathſchläge. Er hatte Münchhauſen zu imponiren gewußt, konnte aber nie ſein Vertrauen erwerben, Münchhauſen fürchtete ihn, aber liebte ihn nicht, er hieß in ſeine Briefe an Heyne immer nur: „ein Gewiſſer" — „der Mann, den ſie wohl kennen." —

Heyne war anderer Natur, „er hatte," wie Heeren ſagt, „lernen müſſen, Menſchen zu ertragen und zu gewinnen." Schmeidig eingehend in die Aeußerungen des Premierminiſters, ungemein thätig, discret und verſtändig in Geſchäftsſachen, ohne Nebenabſicht das Wohl der Univerſität im Auge habend, gewann er bald das ganze Vertrauen deſſelben, das in demſelben Maße Michaelis entzogen war. Münchhauſen vermied, ſo gut dies heimlich geſchehen konnte (offen wagte er es nicht), den Einfluß und Rath von Michaelis. Vorſchläge zu Beſetzungen von Profeſſuren, mochten ſie von Michaelis oder Pütter kommen, wurden Heyne zur Begutachtung überſendet, ſo daß dieſer 1808 von ſich an J. v. Müller ſchreiben konnte: „von allen Profeſſoren in Göttingen, die noch leben, iſt keiner, bei deſſen Berufung und Anſetzung ich nicht Gevatter geſtanden und als Mittelsperſon gebraucht geweſen wäre." Wäre eine gewiſſe Ueberſicht des Ganzen, Uneigennützigkeit, Billigkeit, Haß des Parteigeiſtes, Eifer für den Ruhm und Glanz der Univerſität, allein hinreichend geweſen, die Zügel der Georgia Augusta zu halten und dieſe ſelbſt mit ſicherer Hand der Sonne zuzulenken, keinen beſſeren Händen hätten dieſe anvertraut werden können als denen Heyne's. Heyne aber ſah nicht die Sonne ſelbſt, er ſah nur den warmen Sonnenſchein,

der auf dem alten Griechenland und Italien lag, und lenkte nur dahin.

In derſelben Richtung wurden auch noch von anderer Seite die Roſſe der Georgia getrieben. Referent in Univerſitätsſachen war ſchon bei Münchhauſen's Lebzeiten Georg Brandes, der Hofrath, ein Freund und Verehrer Winkelmann's, ein Liebhaber der alten Kunſt, wohlbewandert in der alten Litteratur. Auch er glaubte, wahre humaniſtiſche Gelehrſamkeit ſei nur in und durch die Philologie zu gewinnen. Die Michaelis'ſche Bibelüberſetzung und Pütter's juriſtiſche Deductionen erſchienen ihm als etwas ſehr Untergeordnetes gegen den Geſchmack an den Alten. Allein er hegte keinen Haß gegen die Philoſophie, er achtete Leſſing höher, als man dies zu Göttingen gewohnt war, und er war es, der Herder dorthin ziehen wollte. Sein Sohn Ernſt hat dagegen mit feindſeliger Abſicht die Philoſophie von Göttingen fern gehalten und die dort aufblühende politiſche Freiſinnigkeit gefeſſelt.

Ernſt Brandes hatte ſeit ſeiner Jugend in der Atmoſphäre der haute volée Hannovers gelebt, ſeine Denkart, Lebensweiſe und Sitten gehörten ihr an. In dem Augenblicke, wo er ausſtudirt hatte, ward er auch ſchon als Referent im Miniſterium angeſtellt. Auf einer Reiſe nach England (1785) „wagte" er es, Burke, den damaligen Oppoſitionsmann, zu beſuchen, ſchmiegte ſich deſſen Grundſätzen an und erwarb ſich nicht nur die Freundſchaft deſſelben, ſondern das Verſprechen, als **under-secretary of State** nach England berufen zu werden, wenn Burke in das Cabinet träte. Nach ſeiner Rückkehr aus England wurde er 1785 ſeinem Vater bei Führung der Univerſitätsangelegenheiten beigeordnet und trat nach deſſen Tode 1791 ganz in ſeine Stelle. Dieſe hatte aber ſeit Münchhauſen's Tode eine viel wichtigere Bedeutung bekommen. Die Curatoren der Univerſität folgten einander im ſchnellen Wechſel, und keiner unter ihnen war der Leitung der Univerſität ganz gewachſen oder mochte darauf die Zeit und Mühe verwenden, wie Münchhauſen. Referent in Univerſitätsſachen zu ſein, hieß ſo viel, als dieſe Angelegenheiten allein leiten. Wir wollen den Einfluß, den Ernſt Brandes übte, näher verfolgen. Seine Worte: „Gott behüte uns, daß die Philoſophie der Zeit Mode-

Digitized by Google

ſtudium in Göttingen wird, aber es liegt viel daran, daß wir einen ſehr denkenden Kopf haben," welche Heeren durch eine Autobiographie zu verewigen gewiß abſichtlich auswählte, ſind oft genug gegen die göttingenſche Eleganz und die dort aufgehäufte Maſſe von Gelehrſamkeit zurückgeſchleudert worden. Wir können kaum eine ſchlagendere Kritik des von Brandes und allen ſeinen Nachfolgern in Sachen der Philoſophie befolgten Syſtems geben, als das Lob, welches ihm von Rehberg geſpendet iſt. Rehberg wollte ſelbſt als geheimer Cabinetsrath noch gern Philoſoph ſein, er kritiſirte Kant, Fichte, Reinhold nicht ohne verſtändigen Scharfſinn, aber er hat nie die höhere Bedeutung der Philoſophie erkannt. Hätte er ſich mit dem Rufe eines wohlwollenden, dem Fortſchritt im ſtaatlichen Leben huldigenden Staatsmanns begnügt, man hätte ihn auch vielleicht den Philoſophen beigezählt, aber er durfte nie in der Biographie Brandes (geſammelte Schriften Band IV. S. 416) ausſprechen:

„Von dem Jahre 1784 an drohte die Metaphyſik, gleich dem erſtickenden Winde der arabiſchen Sandwüſte, alle wiſſenſchaftliche Bildung zu verdorren. Eine neue Lehre ward mit eben der Wuth, und oft mit ähnlichen Mitteln verbreitet, als bald nachher neue ſtaatsrechtliche Anſichten und Grundſätze. Die Curatoren mehrerer Univerſitäten ließen ſich von der Begierde, einen glänzenden Ruf des Augenblicks und dadurch größere Frequenz zu erhaſchen, zum Nachgeben verleiten. Durch ſolche eigennützige und kleinliche Politik kann eine Lehranſtalt eine Peſt der Nation werden. Es gehörte ein ſehr feſtes Zutrauen zu eigener Einſicht dazu, dem Ungeſtüme zu widerſtehen, womit neue Lehren aufgedrungen werden ſollten. Brandes, dem die eigentliche wiſſenſchaftliche Philoſophie fremd war, erkannte um ſo viel ſicherer, wohin die Behandlung derſelben, welche jetzt aufkam, führen würde. Er drang darauf, es müſſe auf den gefährlichen Vortheil eines Rufs, in Göttingen ſei auch die neue Weisheit nicht fremd und werde neben der alten gelehrt, verzichtet werden. Die alte Maxime ward befolgt, den ruhigen Fortgang aller wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zu befördern und jeder Bewegung zu wehren, die ihn ſtören könnte. — In Göttingen waren

Digitized by Google

nie, weder Wolfianer, noch ungeſtüme Reformatoren der Theologie, keine Brownianer oder andere Sectirer in der Medicin oder in den Naturwiſſenſchaften angeſtellt. So auch jetzt kein metaphyſiſcher Prophet. Man hat bald die wohlthätigen Folgen dieſer Enthaltſamkeit gefühlt: und wenn es noch jetzt eine bedeutende Zahl von Gelehrten und praktiſchen Freunden der Wiſſenſchaften in Deutſchland giebt, die ſich von einfachen Anſichten und unbefangenem Unterſuchungsgeiſte leiten laſſen, ſo hat gewiß dies einen nicht geringen Antheil daran, daß einer Denkart und Geſinnungen, die man an anderen Orten verhöhnte, in Göttingen eine Zuflucht offen gelaſſen iſt, wo ſie nicht bloß geduldet wurden, ſondern ihre Würde behaupteten. Die dort angehäufte Maſſe von Kenntniſſen und Mitteln, ſie zu vermehren, und das Gewicht einer Corporation, welche nicht allein durch die Bemühungen und Verdienſte einer langen Reihe der ausgezeichnetſten Männer, ſondern durch die Harmonie im Tone des Ganzen, zu ſolchem Anſehen gelangt war, imponirte einer großen Zahl, die durch das betäubende Geſchrei der Gegner irre gemacht werden ſollte."

Zu dieſen Grundſätzen nun ſtimmte Heyne's Anſicht vollkommen. Lichtenberg ſchrieb am 24. December 1787 an Georg Forſter, er möge bei ſeinem Schwiegervater Bürger als Profeſſor der Philoſophie empfehlen: „Mich ſchmerzt nur, daß man glaubt, er lege ſich erſt auf Philoſophie. Nein, ein gewiſſer Grübelgeiſt, der ſich nichts weis machen läßt, ruht ſchon auf ihm, ſo lange ich ihn kenne, und er war von jeher Feind der geſchmolzenen Waſſerſuppenphiloſophie, die hier faſt allgemein geſpeiſet zu werden anfing."

Als Forſter gegen Heyne deshalb äußerte, früher oder ſpäter müſſe Göttingen doch einen Lehrſtuhl für Kantiſche Philoſophie haben, antwortete dieſer: „das ſei eben ſo wenig zu bewirken als zu rathen, dann ſei man wieder auf dem Wege der Secten. Man müſſe warten, bis die erſte Gährung ſich geſetzt habe, und ſehen, was auf dem Boden ſitzen bleibe."

Und wer war der denkende Kopf Göttingens, der Brandes genügte? Der beſcheidene Philoſoph Feder. Es erkannte dieſer in ſeiner Metaphyſik den Satz von dem zureichenden Grunde nur deshalb für richtig an, weil er eine Folge der Ueber-

Digitized by Google

einſtimmung „aller Erfahrung" ſei. Feder bekämpfte „die ſonderbare Kantiſche Philoſophie, deren Erfolg nur Verwirrung der Begriffe und der Sprache ſein könnte," indem er behauptete, daß es ſchlechterdings keine andere Nothwendigkeit der menſchlichen Erkenntniß und Wahrheit gebe, als diejenige, die ſich auf Gefühl und Wahrnehmung gründe. —

Meiners mag gar nicht unter den Philoſophen aufgezählt werden. Als man Bouterweck 1797 als Profeſſor anſtellte, hatte derſelbe ſein Kantiſches Fieber ſchon ausgetobt. Er war einem beſcheidenen Rationalismus zugethan, da die Philoſophie ihm nur die Aufgabe zu haben ſchien, „durch apodictiſche Trennung des Scheins von der Wahrheit das Räthſel der Dinge und der Beſtimmung des Menſchen zu löſen, ſo weit dies ſelbſtſtändig durch die menſchliche Vernunft geſchehen könne."

Uebrigens neigte ſich Bouterweck mit größerer Liebe der Aeſthetik zu, und zeigte ſein geringes Vertrauen zu der Philoſophie dadurch, daß er dieſelbe in einer gewiſſen Unabhängigkeit von der Philoſophie pſychologiſch zu begründen ſuchte.

Als Herbart 1805 Profeſſor der Philoſophie wurde, war die Kantiſche Philoſophie ſchon lange nicht mehr die Philoſophie der Zeit, ſondern faſt Antiquität, und Herbart mußte bald darauf ſein Werkchen „Ueber meinen Streit mit der Modephiloſophie dieſer Zeit" ſchreiben. Wir kommen auf Hrn. Herbart zurück.

Es könnte merkwürdig ſcheinen, daß dieſe Abneigung gegen die herrſchende Philoſophie auch in die weſtphäliſche Zeit mit hinübergenommen wurde und ſich von Hannover nach Caſſel verpflanzte. Allein es wird dies weniger auffallen, wenn man bedenkt, daß ſich an Fichte die ſtolze Erhebung Deutſchland eng anſchloß, und daß man von Deutſchheit und Männerſinn am Hofe Jérome's nichts wiſſen wollte. Auch war während der ganzen weſtphäliſchen Zeit Heyne's Einfluß der überwiegende und ſeine Verachtung jeder Philoſophie gab ſich hauptſächlich im Haß gegen die Naturphiloſophie und den Lehrer derſelben in Göttingen, gegen Himly kund.*) So wurde denn 1810 Gottlieb Ernſt Schulze von Helmſtädt hierher verpflanzt. Schulze batte damals ſchon ſeinen rohen Skepticismus, welcher die Möglichkeit

*) Siehe Beilage Nr. 1. und 2.

jeder wiſſenſchaftlichen Erkenntniß leugnete, verlaſſen, neigte ſich der Lehre Jacobi's zu und beſchäftigte ſich nnr mit einer „durch die bewährten Regeln der Naturforſchung vorgeſchriebenen Unterſuchung des Urſprunges der Wahrheit, Bildſamkeit und Eingeſchränktheit der menſchlichen Erkenntniſſe."

Zum ſpeculativen Denken hat er Niemanden verleitet, und war genöthigt, ſeine trockenen Vorleſungen über Anthropologie und Logik durch Späße und Zötchen zu würzen. Er lehrte bis 1833.

Noch in einer andern Beziehung übte aber Brandes ſehr nachtheiligen Einfluß auf die Univerſität und machte ſie des Rufes verluſtig, der zehn Jahre früher ihr höchſter geweſen war, desjenigen nämlich, der freieſten und ungeſtörteſten Discuſſion über Staatsſachen, wie freier Publicität. Den Profeſſoren wurde zum Theil direct die Freiheit, ohne Cenſur drucken zu laſſen, genommen, was aber noch ſchlimmer war, Brandes lehrte ſie auf hofmänniſche Weiſe, durch Ermahnungen, Schmeicheleien, Warnung und Drohungen: „die Umſtände beurtheilen, auf welche jetzt nothwendig Rückſicht genommen werden müßte" oder wie Rehberg es diplomatiſch andeutet: „auf die perſönlichen Geſinnungen und Vorurtheile des Monarchen und derer, welche Einfluß auf ihn hatten, zu achten und dem Strom der Volksſtimme auszuweichen, welcher ſie in entgegengeſetzter Richtung vorwärts treiben wollte."

Wir müſſen hier der Männer erwähnen, die unendlich viel für Göttingen, mehr aber noch für Deutſchland gethan haben.

Käſtner hatte die Scheu vor einer gewiſſen Oeffentlichkeit, nämlich der, wo es ſich um Perſönlichkeiten, Dummheiten 2c. handelte, überwunden. Schlözer aber war es, der die ſeit zwei Jahrhunderten feſt vermauerte Pforte öffnete und Publicität auch in Sachen des Staats brachte.

Schlözer, ein geborener Franke, war nicht ohne Heyne's Zuthun, jedoch auf Michaelis' Vorſchlag, von Petersburg nach Göttingen berufen. Er war ein ſtrenger, heftiger Mann, in welchem Freiheitsliebe ungeſtüm brauſte. Was er für die Geſchichte gethan, hat bleibend nachgewirkt, und obgleich es uns leicht als etwas Gewöhnliches, ſich von ſelbſt Verſtehendes erſcheint, ſo muß man einen Blick in die Geſchichtsſchreibung vor 1770 werfen, wo uns eine geiſtloſe Anhäufung von Namen

Digitized by Google

und Jahrszahlen entgegenſtürzt, um zu würdigen, was Schlözer gethan hat. Er gab der Geſchichte eine neue Geſtalt, indem er Politik hineintrug und Erfindungen, Fortſchritte der Kultur, der Verfaſſung und Geſetzgebung über den Wechſel der Throne, der Dynaſtieen und kriegeriſche Ereigniſſe ſetzte, von denen er mit Recht ſagte, daß ſie bloß Mittel zum Zweck, nicht der Zweck ſelbſt ſeien. Er war es, der zuerſt den Arabern, Türken, Mongolen den ihnen gebührenden Platz anwies und gegen die bis zum Lächerlichen getriebene Ueberſchätzung des Alterthums auftrat. Er war es, der zuerſt darauf aufmerkſam machte, wie bei Claſſificationen in der Urgeſchichte der Völker die Sprache das Unterſcheidende ſei.

Größer aber noch als um die Geſchichtswiſſenſchaft ſind ſeine Verdienſte als Politiker um Publicität. Er begründete unter dem Namen Briefwechſel ein Journal, das ſich zur Aufgabe ſetzte, die Geheimnißkrämerei, welche von den auswärtigen Angelegenheiten auf die innern übertragen war (es gab Höfe, wo man ſich ſogar den guten Morgen heimlich ins Ohr ſagte) und ſelbſt rein ſtatiſtiſche Angaben zu verbergen ſtrebte, zu zerſtören, das für Preßfreiheit, für Publicität der Juſtiz, gegen Intoleranz, Jeſuitismus kämpfte, das jegliche Art von Willkür und Ungerechtigkeit ohne Scheu ans Licht zog, das jedem Unterdrückten ſeine Spalten zur Vertheidigung öffnete. Als Schlözer 1782 den Namen Briefwechſel mit dem der Staatsanzeigen vertauſchte, ſagte er in der Vorrede:

„So lange noch der Altar ſteht, den George und ſeine gleich unſterblichen Staatsbeamten der noch hier und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit hier in Göttingen errichtet und bisher unter lautem Dank und Segen der Zeitgenoſſen (gewißlich auch der Nachwelt) mächtig geſtützt haben: ſo lange — aber auch nicht länger — ſoll der Briefwechſel oder, wie er ſeit Oſtern heißt, ſollen die Staatsanzeigen ununterbrochen fortgeſetzt werden.“

Dieſen Altar zu zertrümmern, hat Ernſt Brandes das Seinige gethan und dafür bei der hannoverſchen Ariſtokratie in großer Gunſt geſtanden.

Leſen wir heute die Staatsanzeigen, ſo werden nur noch einzelne Aufſätze unſer Intereſſe erregen. Allein wenn ein

Digitized by Google

Aufſatz wie der „über den zürcher Kriegsfond“ (Briefwechſel Band VI., S. 57—61) den Tod Waſer's veranlaſſen konnte, ein Aufſatz, der lediglich ſtatiſtiſche, in Deutſchland kaum verſtändliche Notizen enthielt, ſo erklärt ſich die unendliche Wichtigkeit dieſes Journals. Als Waſer (deſſen Geſchichte leider noch nicht aufgeklärt iſt, für deſſen Unſchuld aber an der Unterſchlagung eines öffentlichen Documents, die ihm zur Laſt gelegt wurde, das Zeugniß von Johannes von Müller bürgt) an Schlözer dieſen Aufſatz geſendet, antwortete dieſer: „Ihr Helvetien iſt bisher immer eine ſtille Polyphemushöhle. Alles geſchieht hinterm Vorhange, Keiner thut's Maul auf, und die Herren ſprechen immer von Freiheit dabei! Raus damit, wer ein gutes Gewiſſen hat. Publicität iſt der Puls der Freiheit. Mache nur ein muthiger Mann die Probe bei ihnen. Erſtaunen wird man erſtlich, dann (vergeblich) inquiriren, zuletzt werden alle Menſchen ſagen: gedruckt muß werden, das hätten wir ſelbſt eher thun ſollen.“

Allein die Züricher hatten ein prächtiges Mittel gefunden, den Leuten die Mäuler zu ſtopfen; im März 1780 wurde Waſer's Aufſatz dort bekannt, am 27. Mai 1780 wurde er hingerichtet, ein Opfer der Publicität. Schlözer ſchrie auf und rief den Himmel zur Rache. Noch 1783 (Heft XIII.) wiederholte er: „Waſer's Blut raucht noch und wird und muß rauchen, ſo lange es Geſchichte giebt.“ — Wir fügen 1841 hinzu, daß die Blutſchuld, welche auf Zürich liegt, noch immer nicht getilgt ſcheint, wie das Ende des Straußiſchen Berufung zeugt. Merkwürdig wiederholen ſich dabei die Namen jener Ariſtokraten, deren Väter Blutrichter Waſer's waren. —

„Publicität iſt der Puls der Freiheit.“ Deutſchland begriff das. Allenthalben wurden Briefwechſel und Staatsanzeigen begierig verſchlungen. Maria Thereſia konnte auf einen Vorſchlag, der ihr im Staatsrathe gemacht wurde, äußern: „was würde Schlözer dazu ſagen?“ Joſeph II. wie Georg II. ſchützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürſten und Prälaten, deren lichtſcheues Thun und Treiben ans Licht gezogen wurde.

Welche Verbreitung dieſes Journal fand, iſt daraus zu erſehen, daß es Schlözern jährlich ein reines Einkommen von

Digitized by Google

3000 Thlrn. abwarf (an Honorar für die einzelnen Beiträge dachte damals Niemand) und ſeinen Verleger reich machte, obgleich er für den Bogen 40 Thaler an Schlözer zahlte.

Schlözer war nicht ohne politiſche Einſeitigkeit, er hatte eine große Abneigung gegen Alles, was Republik hieß, und beſchuldigte daher nicht nur die Amerikaner eines ungerechten und undankbaren Betragens gegen die Engländer, ſondern glaubte auch noch 1782, die Nordamerikaner ſtänden an einem Abgrunde von Anarchie und oligarchiſcher Despotie. —

Indeſſen war die franzöſiſche Revolution hereingebrochen, Schlözer hatte den erſten Schritten der franzöſiſchen Nationalverſammlung lauten Beifall geſpendet, ja noch 1791 ſcheute er ſich nicht drucken zu laſſen: „die declaration des droits de l'homme et du citoyen ſei ein Codex der ganzen, durch allgemeine Cultur ſich der Volljährigkeit nahenden europäiſchen Menſchheit.“ — Allein er, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, waren der Beurtheilung ſo ſtürmiſch einander überholender Ereigniſſe nicht gewachſen. Schlözer namentlich beurtheilte die Dinge zu ſehr nach engherzig ſtatiſtiſch-ökonomiſchen Principien, er berechnete z. B. die Summen, welche Frankreich durch die Emigrationen verloren gingen und im Auslande verzehrt würden, und ſein Haß gegen alles Oligarchiſche veranlaßte ihn, eher Auszüge aus Schriften gegen die Revolution mitzutheilen, als ſolche, die dafür ſprachen. Deshalb wurde er denn von den Demokraten als ſervil ausgeſchrieen, ohne den Beifall der Ariſtokraten gewinnen zu können. Denn bekanntlich beſtand die Welt damals aus dieſen zwei Parteien. Jedem freimüthigen Worte eines Volksſchriftſtellers wurde ein böslicher Sinn untergelegt und ihm die Abſicht angedichtet, Deutſchland zu revolutioniren.

Namentlich wehte von Hannover ein ſcharfer, in Göttingen alles verdorrender, ariſtokratiſcher Wind, der ſelbſt Spittler's Mantel etwas auf die Seite warf, zu der ſich der Rehberg's ſchon länger gedreht hatte. Nach einem Briefe Heyne's, der durch ſeinen Schwager, Ernſt Brandes, aus guter Quelle ſchöpfte, ging die ariſtokratiſche Partei damals mit nichts Geringerem um, „als die Univerſitäten Göttingen und Halle langſam eingehen zu laſſen,“ weil ſich daſelbſt doch zu viel demokratiſche Elemente fänden.

Digitized by Google

Man machte Schlözer trotz der offenbar ariſtokratiſchen Tendenz, in welcher er ſeine Staatsanzeigen hielt, allerlei Vorwürfe, namentlich, daß er ſeine Cenſurfreiheit zur Privatrache gebrauche. Schlözer, der ſich nichts bewußt war, als gegen den durch kein Geſetz erlaubten Zwang der Stationsſcheine im Hannoverſchen zu kämpfen, wollte ſich verantworten, Heyne trat dazwiſchen: „Schreiben Sie in Ihrer gewöhnlichen Weiſe, ſo geräth Alles in Flammen“ — dann räth er die Beſchwerde ganz zu unterdrücken: „er werde ſeinen Schwager (Ernſt Brandes) dadurch nur in Verlegenheit ſetzen.“ — Schlözer zeigte Schwanken und Schwäche, und man nahm ihm die Cenſurfreiheit, verbot ihm unbedingt die Herausgabe der Staatsanzeigen oder einer andern periodiſchen Schrift. Das geſchah 1796.

Als er im gleichen Jahre eine Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen ſchrieb, die er Brandes bogenweiſe zur Cenſur geſchickt hatte, erhielt er unter dem 1. Novbr. ein Reſcript des Curatoriums, deſſen Schluß mitzutheilen wir uns nicht verſagen können:

„Wie wir ohnehin uns verſichert halten, daß ihr dergleichen Aufſätze im Druck nicht bekannt machen werdet, ohne ihn vorher zur Cenſur an uns eingehändiget zu haben, vertrauen wir auch zu euch, daß ihr mit ſchriftlichen Ausführungen von ſo häßlicher Art und ſolchem weiten Ausſehen, euch ohne vorgängige Anzeige bei uns nicht werdet befaſſen wollen, da ihr nicht zu wiſſen vermöget, inwiefern das vielleicht ſeiner königl. Majeſtät Verhältniſſen entgegen ſei, und alſo mit eurer Eigenſchaft als Allerhöchſt Ihrer Diener und Unterthan ſtreitend ſein könnte.“

Seit der Zeit war es alſo mit der vielgerühmten Lehr- und Cenſurfreiheit, die Münchhauſen ſeiner vielgeliebten Tochter als ein Palladium hinterlaſſen, vorbei. Göttingen mußte ſinken, mochte man von der Maſſe der dort vorhandenen Gelehrſamkeit noch ſo viel Rühmens machen. Ein göttinger Profeſſor ſoll von einen wiſſenſchaftlich geſchichtlichen Werke, ehe er es beginnt, unterthänigſte Anzeige beim Curatorium machen und anfragen, ob er über ſolchen Gegenſtand auch ſchreiben dürfe! Hört!

Digitized by Google

Wir wollen Ernſt Brandes keineswegs beſchuldigen, daß er zu ſolchem Verfahren Veranlaſſung gegeben, allein es war ſeine Pflicht, was irgend möglich zu thun, daß ein ſolches Reſcript nicht erlaſſen wurde. Brandes ſelbſt aber rühmte in ſeiner Schrift über den gegenwärtigen Zuſtand der Univerſität Göttingen (1802) den Gebrauch des Oberaufſichtsrechts von Seiten der Regierung. Er ſagt Seite 139:

„Gerade durch eine weiſe zeitige Einmiſchung der höchſten Oberaufſicht kann es am beſten verhütet werden, daß der Vortrag gelehrter Forſchungen nicht von tadelungswürdigen, Aufſehen erregenden Aeußerungen begleitet, ſondern geräuſchlos die Bahn ruhiger Unterſuchungen verfolgt werde.“ —

Im Jahre 1800 erhielt Schlözer zwar auf Fürſprache des Miniſters von Steinberg die Cenſurfreiheit wieder, aber die Herausgabe eines politiſchen Journals blieb ihm unterſagt. Dagegen machte es dem damals 70jährigen Manne unendliche Freude, daß 1802 ihm Alexander von Rußland ein faible marque de son estime (zu dem Werthe von 2000 Thalern) nebſt Orden und Adelsdiplom überſenden ließ.

„Grand Dieu!“ ſchreibt er an ſeinen Sohn, „ſo ſpricht ein Kaiſer, ein Kaiſer von Rußland mit einem Profeſſor! Ich will es Dir nur geſtehen, daß mich keine je widerfahrene Ehre ſo gefreut hat, als dieſe, zumal das adelige Wappen.“

Welche Kraft durch das von Hannover aus beobachtete Verfahren in Schlözer erſtickt und niedergehalten war (er widmete die letzte der ruſſiſchen Geſchichte), beweiſet ſein Schmerz bei Deutſchlands Schmach und Preußens Fall im Jahre 1806. Ein Brief, zum Druck beſtimmt, lautete:

„Jetzt aber, ſeit wenigen Jahren, haben wir Deutſche, ſo wie verſchiedene andere Europäer, dieſe hochwichtige Vertheidigungs-Kunſt verloren, und ſind dadurch in einen Abgrund von Schande, Schmach und Elend hinabgeſchleudert worden.

Des Feindes Arm ergreift der Völker Gut, wie Vogelneſter;
und wie man verlaſſene Eier ſammelt,
ſo ſammelt er Länder ein:
und keins der Länder regt den Fittig.
Und keins öffnet mit Pipen den Schnabel. Jeſai. X. 14.

Jetzt, ungefragt verkauſt, vertauſcht, verkuppelt man uns wie Heerden, und unempfindlich für deutſche Ehre, gefühllos ſelbſt für alle Menſchenwürde, heucheln wir, jubeliren wir, illuminiren, ſingen Te Deum und tanzen wir noch dabei! — Lies, wenn Du kannſt und Dir Dein deutſches Herz nicht bricht, die Willkommensrede, gehalten in einer deutſchen Stadt bei Ueberreichung der Stadtſchlüſſel vom Oberbürgermeiſter — — Gewichen alſo iſt die edle Kunſt aus Deutſchland! aber — nicht aus der Welt: man kennt und übt ſie noch in Frankreich, in England und in Einem Striche der neuen Welt; hier in Waſhington läßt der Congreß, ohne Furcht vor den allmächtigen Engländern, jeden engliſchen Schiffscapitain aufhenken, der ihm einen Matroſen preſſen d. i. einen Menſchenraub an ſeinen Mitbürgern begehen will. Und hoffſt Du nicht Adelheid, daß wir ſelbſt dieſe verlorene Kunſt einſt wieder lernen? Fürchteſt Du, Ludwig von Heſſen, Philipp Tal und Blücher würden die letzten Deutſchen ſein? Nein, ich fürchte nicht! Wir Deutſchen ſind zwar in unſerer jetzigen Lage arme Schafe, die ſich blindlings von Einzelnen leiten laſſen müſſen, aber ſind im Ganzen, als Nation noch immer geſund; die Anzahl der Drehkranken unter uns iſt unendlich klein — wie? wenn uns das Schickſal einſt andere Leithämmel gebe? Laß Dir durch Voß das lateiniſche Kraftgebet der ſeligen Dido im Virgil in eben ſolches Kraftdeutſch (nur nicht in Hexameter) überſetzen exoriare aliquis und bete es alle Morgen. Bete laut! denn da deutſche ſogenannte Männer ſchweigen, ſo müſſen Weiber, Mädchen und Jugen ſchreien." —

Und an ſeinem 75. Geburtstage, am 5. Juli 1809, erließ er an die göttinger Profeſſoren ein Circulair, worin er ſich Gratulationen verbat; er ſprach ſich darin in folgenden Worten aus:

„Ich verachte dieſes lumpige Menſchenleben, eben weil ich es ſo lange gelebt habe, tief, und kann beſonders an die jetzige Generation, beſtehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, auch méchants, Undankbaren u. ſ. w. nur mit verbiſſenem Ingrimm denken, da ich durchaus keine Erlöſung zu erleben mehr hoffen kann."

Und was thaten die göttinger Profeſſoren in dieſer Zeit? ſie beugten ſich und bückten ſich vor Hieronymus, während

Digitized by Google

Schlözer einer perſönlichen Huldigung ſich zu entziehen wußte, ſuchten Gehalszulagen zu erhaſchen (Meiners, Stäudlin u. ſ. w.) und ſuchten ſich durch Zurückziehen auf gelehrte Arbeiten den Forderungen der Zeit zu entziehen, worin ihnen freilich Goethe mit dem Beiſpiel voranging. Die wie ihr Mann mit Goethe ſehr befreundete Frau eines göttinger Profeſſors, der ſich ſpäter im Collegium rühmte, daß er Alexander auf die Frage: wie mache ich meine Völker glücklich? erwiedert habe: „Ew. kaiſerliche Majeſtät mögen die Gnade haben, meine Schriften zu leſen,“ ſagt in deſſen als Manuſcript gedruckten Biographie:

„Unter dieſen Umſtänden (1808—13) konnte nur eine große, alle Kräfte des Geiſtes in Anſpruch nehmende Arbeit die Ableitung werden für ein Gemüth, das gewohnt war, am leichteſten auf dieſe Weiſe Ruhe und Gleichgewicht wiederzufinden. Als daher das franzöſiſche Nationalinſtitut für das Jahr 1810 die Preisfrage gab, über den Zuſtand der Völker Italiens unter dem Reiche der Oſtgothen, ſo war der Entſchluß, ſie zu beantworten, raſch gefaßt. Die Durchführung war jedoch keine leichte. — Solch ein vollkommene Hingebung in die ſtreng wiſſenſchaftliche Unterſuchung führte aber auch, abgeſehen vom Erfolge, ihren eigenen Lohn mit ſich, und nicht leicht iſt wohl eine ſolche Arbeit mit größerer Freudigkeit vollbracht worden.“ —

Sollte man nicht glauben, der Taufpathe ihres Sohnes Wolfgang ſpräche hier ſelbſt? —

Doch dies nur beiläufig zur Charakteriſtik des damaligen Zuſtandes der Univerſität Göttingen, da wir des langjährigen Freundes von Benjamin Conſtant, deſſen Nachfolger Dahlmann war, noch ſpäter ausführlicher gedenken müſſen.

Kehren wir zu Schlözer zurück, er ſtarb wenig Monate nach dem zuletzt erwähnten Rundſchreiben am 9. Septbr. 1809, nachdem er noch im Jahre 1805 zum hannoverſchen geheimen Juſtizrath ernannt war, ein Titel, der für alle göttinger Profeſſoren bis auf den heutigen Tag für das höchſt Erreichbare gilt.

Schlözer war die beſte Blüthe in der Blüthenzeit der **Georgia Augusta.**

Neben Schlözer ſteht S p i t t l e r, Erſteren als Geſchicht=

Digitized by Google

ſchreiber noch überragend. Auch er war ein Hiſtoriker mit politiſchen Tendenzen, auch er kämpfte für Aufklärung der Ideen in Kirche und Staat, und auch er hielt Publicität für das Lebenselement der Freiheit. Als Hiſtoriker insbeſondere muß an ihm gerühmt werden, genaue Bekanntſchaft mit den Quellen, literariſch-kritiſcher Scharfblick, Schnelligkeit des Ueberblicks, Leichtigkeit und Gewandtheit im Auffaſſen der Hauptpunkte, und was wir noch höher anſchlagen, Begeiſterung für menſchliche Größe und die Zukunft der Menſchheit nebſt hiſtoriſcher Redlichkeit.

Wächter ſagt von ihm: „wie Schlözer mit ſeiner bizarren Derbheit im Fache der Politik und Statiſtik die hergebrachte Geheimnißkrämerei der Kabinete und Kanzeleien angriff und glücklich bekämpfte, ſo wußte Spittler mit ſeiner Gewandtheit die Fürſten und ihre Miniſter zu überzeugen, wie Beförderung der Cultur zu ihrem eigenen Beſten diene und wie blos geiſtige Kraft den Mangel der phyſiſchen erſetzen könne. Er eröffnete der deutſchen Specialgeſchichte ihre Archive.“

Auch Spittler hatte die franzöſiſche Revolution mit Enthuſiasmus begrüßt und ſich, wie Rehberg ſagt, auffallender Unvorſichtigkeiten dabei zu Schulden kommen laſſen. Doch lenkte er früh ein, ſo daß Heyne in einem Briefe (27. Febr. 1792) an Forſter ſagen konnte: „Herr Spittler will gern noch Miniſter in Hannover werden, er lenkt auch um, ſo wie Rehberg, und die Sachen bleiben doch das was ſie waren.“ Da ſchimmert viel Animoſität hindurch, doch liegt auch einige Wahrheit dem zu Grunde.

Spittler war ein Mann von höchſtem Ehrgeize, und er ſtrebte danach, ſich des Einfluſſes von Heyne in Univerſitätsſachen zu bemächtigen, was auch wohl gelungen ſein möchte, wäre nicht ſein Freund, der Conſiſtorialrath Koppe, zu Hannover 1791 geſtorben, eben als er den größten Einfluß erlangt hatte und Ernſt Brandes bald überflüſſig gemacht haben würde. Welche andere Geſtalt alsdann wohl die Univerſität Göttingen erhalten hätte, erräth man aus Rehberg's Worten:

„Koppe's Bemühungen, auf die Univerſität Einfluß zu gewinnen, wurden von Göttingen aus durch den ehrgeizigen, unruhigen und zur politiſchen Thätigkeit ſehr aufgeregten

Spittler und Andere unterſtützt. Sie gerieth in Gefahr, in Schwindel von Reformen gezogen zu werden.“

Alle dieſe Beſorgniſſe der jeden Fortſchritt ängſtlich beobachtenden Partei wurden jedoch durch die Anſtellung des jungen Brandes gedämpft. Dieſer griff in das Rad — und trieb es rückwärts. —

Daß wir Heyne nicht Unrecht thaten, wenn wir ihm große Aengſtlichkeit und Bereitwilligkeit zuſchrieben, dieſer rückwärts treibenden Richtung ſich gefällig zu erweiſen, wenn auch weniger aus Ueberzeugung als aus Furcht und Schwäche, daß wir Brandes mit Recht anklagten, Organ der hannoverſchen Adelspartei zu ſein, möge man aus folgenden Brieffragmenten erkennen.

Georg Forſter, Heyne's Schwiegerſohn, damals Bibliothekar in Mainz, hatte im 4. Stück der Göttinger Gel. Anz. vom Jahre 1792 eine Recenſion der **Nouveau Voyage dans les Etats-Unis de l'Amérique septentrionale** von **Brissot de Warwille** geſchrieben, die nach Art der Gött. Gel. Anz. mehr referirte als raiſonnirte.

Am 16. Febr. 1792 ſchrieb ihm Heyne:

„Ich höre, Sie überſetzen den Briſſot, laſſen Sie ſich nicht hinreißen, von dem Ihrigen etwas einzumiſchen oder beizufügen. Ihre Recenſion von dem Buche läßt mich Alles fürchten, ſie charakteriſirt gewaltig, ſie iſt auch überall ſo aufgefallen, daß von allen Orten her Fragen nach dem Verfaſſer geſchehen, und dies mit der Beifügung, daß der Umſturz des etablirten Gouvernements in einigen Stellen ſo ziemlich klar gepredigt werde. Das iſt freilich nicht erlaubt, kann nie gut thun.“ — —

Georg Forſter antwortete unter dem 21. Febr. 1792:

— — „Solche jämmerliche, gewiſſenloſe Anzeigen, wie die in den Gött. Gel. Anz. von **Burkes Appeal to the oldwhigs** und von **Payne's Rights of man**, thun offenbaren Schaden. Die Bücher werden doch von Tauſenden geleſen, man findet ſie ganz anders, als die hannoverſchen Speichellecker der Ariſtokrotie und verachtet das leidenſchaftliche Recenſentenweſen. Glaubt man einem Publikum, das auf den Punkt aufgeklärt iſt, wie das unſrige, Staub in die Augen werfen und eine

Naſe drehen zu können durch eine Recenſion, die nach ſchlechtem Parteigeiſte ſchmeckt? O da muß man doch erſt ſchreiben lernen und nicht blos etwas daher ſalbadern, was allenfalls in einer hannoverſchen Theegeſellſchaft bewundert werden kann. — Fern ſei von mir der Gedanke, Ihnen und Ihren dortigen Verhältniſſen Verdruß zu machen. Wenn das die Folge von meiner Art zu recenſiren iſt, ſo ſchicken Sie mir nur immer die Recenſionen zurück, die nicht durch das hannoverſche Sieb gehen, oder, was noch beſſer iſt, weil ich dann auch nicht Zeit und Mühe umſonſt aufwende, erlauben Sie mir, daß ich der Faction, die ſich von den Brodſamen von Herrn Burkes Tiſche nährt, den Platz gänzlich räume. Dieſe Leute machen Faction, nicht ich. Wir haben in Deutſchland nichts mit dem Parteigeiſte in Frankreich zu ſchaffen; wir ſollen frei und unbefangen Alles hören können. Wo die öffentliche Ventilation aufhören muß, fängt die heimliche Machination an; dahin bringen uns die ungeſchickten politiſchen Dogmatiker.“ — —

Das wirkt doch etwas auf Heyne. Er antwortet am 27. Februar:

„Ich ſehe das Spiel der kleinlichſten Leidenſchaften. Der gute Ernſt Brandes, der vorher der ſchrecklichſte Demokrat war, nun aber Herrn Burke eine entgegengeſetzte Partei nehmen ſieht, fällt auf einmal in das andere Extrem. Hr. Spittler will gern noch Miniſter in Hannover werden, lenkt auch um, ſo wie Rehberg, und die Sachen bleiben doch was ſie waren; einige gute und ſichere Prinzipia und Betrüger und Betrogene, Böſewichter und Unſchuldige, Thoren in der Anwendung, freilich wie endlich wirklich Raſende. Das alles würde mich wenig gerührt haben, wenn nicht das Miniſterium (auf Ihre Recenſion) ſelbſt aufmerkſam geworden wäre und mich reſponſabel gemacht hätte.“

Was man ſo in Hannover geſäet, das ſollte man 1803 ernten. Gab es eine ſchmählichere Convention, als die ſuhlinger? Der Schutz, den Napoleon Göttingen angedeihen ließ, erhielt von 1803 bis 1805 die dortigen Zuſtände ungeſtört, d. h. Hannover war in franzöſiſchem Kriegsbeſitz, allein die Univerſität blieb von Beſatzung frei und der Fond derſelben unverletzt, ſo

Digitized by Google

daß die Univerſität und Stadt einen unabhängigen Staat zu bilden ſchien. Preußens Beſitznahme Hannovers währte nur kurze Zeit, das Königreich Weſtphalen nahm Göttingen in ſich auf. Daß dort kein deutſcher Geiſt ſich regte — daß man ſich in das ehrwürdige altherkömmliche Wiſſen vertiefte oder vielmehr verkroch, des Wechſels der Dynaſtieen kaum achtete, wenn man nur den Gehalt richtig ausgezahlt oder gar Gehaltszulage erhielt, ſind Thatſachen, wie würde ſonſt auch die weſtphäliſche Regierung mit ſo viel Wohlwollen Göttingen bedacht haben, während Napoleon Halle aufzuheben für nöthig erachtete. Der weſtphäliſchen Regierung verdankt Göttingen die Vervollkommnung ſeiner vorzüglichſten Anſtalten, die neue Sternwarte, das Gewächshaus im botaniſchen Garten, die Vergrößerung der Bibliothek durch Hinzufügung der Univerſitätskirche. Aus der weſtphäliſchen Zeit liefern die von Maurer-Conſtant herausgegebenen Briefe an Johannes von Müller die intereſſanteſten Details. Wir theilen daraus einige Beiſpiele in den Beilagen mit.*)

Heyne ſtarb am 14. Juli 1812, 83 Jahre alt.

Doch es iſt Zeit, daß wir uns zu den andern Disciplinen wenden, zunächſt zur Theologie.

An der Verfeindung der Philoſophie, die von Oben begünſtigt wurde, nahm denn auch die Theologie mächtigen Antheil.

In den Jahren 1780—1790 war in Deutſchland der Rationalismus der Semlerſchen und Kantiſchen Schule üppig emporgeſchoſſen, ja bald, durch Schelling und Fichte angeregt, ein bis zum Myſtiſchen geneigter Idealismus, der aber auf das Chriſtenthum ſelbſt keine Rückſicht nahm, zum guten Ton geworden.

In Göttingen ſuchte man ſich von allen dieſen Bewegungen fern zu halten, an das Ethiſche und Praktiſche im Chriſtenthum feſtzuklammern, aber die volle ſupernaturaliſtiſche Zuverſicht war auch dort verloren gegangen, und Gottlieb Jakob Plank ſtand ſo recht ſchwankend und ſuchte einen Mittelweg. Hören wir, was ſein Schüler Lücke, ſich und ihn ſelbſt charakteriſirend, in Plank's Lebensbeſchreibung ſagt: „wir fanden ihn mehr zurückhaltend als mittheilend, mehr vorſichtig als

*) Siehe Beilage Nr. 3.

zuverſichtlich. In ſtreitigen Punkten trat dies beſonders hervor, er liebte dabei mehr das abwägende Suchen nach Wahrheit, als die Entſcheidung. Er zögerte und hemmte; er wollte weder ſich noch uns den rollenden (Sichel-) Wagen der Kritik anvertrauen, er fürchtete den überſchnellen Lauf, aber, wie es ſchien, mehr wegen des ſchädlichen zu frühen Ankommens, als weil er den Weg und das geahnete Ziel ſelbſt ſchon für den unrichtigen gehalten hätte." —

Es iſt charakteriſtiſch für Göttingen, daß man in allen Gebieten der Geiſteswiſſenſchaften fürchtete, man möchte zu früh zur Wahrheit gelangen, daß man hemmte und zögerte, weil man es für ſchädlich hielt, wenn man der Wahrheit ſchnell näher rücke.

Plank warnte vor der Speculation, weil ſie das hiſtoriſche und poſitive Element des Chriſtenthums verſchöbe, es ſeiner Selbſtſtändigkeit und Kraft beraubte, und doch fühlte er ſelbſt ſchon den hiſtoriſchen Boden unter ſeinen Füßen wanken und damit den einzigen Beweis, den er für die Offenbarung des Chriſtenthums hatte, ſinken, ſo daß ihm nichts überblieb, als ſich an das Ethiſche, allgemein Menſchliche und praktiſch Vernünftige im Chriſtenthum zu halten. —

Dagegen hatte Plank in kirchenhiſtoriſchen Sachen einen freiern, unbefangenern Blick; die emſer Punktationen ſchienen ihm nicht durchgreifend genug, um die Freiheit der deutſchen Kirche von der ſchmählichen Abhängigkeit der Ultramontanen herzuſtellen, er wünſchte, daß auf allen deutſchen Biſchöfen deutſcher Chriſtenmuth ruhe, wie ihre Primaten gezeigt, damit die Macht des Papſtes gebrochen werde.

Die Göttinger haben ſich häufig gerühmt, wenigſtens einen Theologen gehabt zu haben, welcher der kritiſchen Philoſophie angehörte. Sie meinen damit Stäudlin, durch Koppe und Spittler 1790 dorthin berufen. Er ſelbſt hat ſich zu einer Zeit Schüler Kant's genannt; ſpäter aber bekannt, daß er von der kritiſchen Philoſophie ſehr eingeſchränkten Gebrauch gemacht habe und er vielmehr „einem rationalen Supernaturalismus" huldige. Wir haben in ſeinen Schriften weder eine Spur von Kant,

Digitized by Google

noch von Philoſophie überhaupt gefunden. Er war wie Meiners ein aus der göttinger Bibliothek zuſammenſtoppelnder Vielſchreiber; er hatte es als ſolcher beſonders auf die Moral abgeſehen. Er ſchöpfte aber nie aus eignem Geiſte, ſondern ſchrieb immer nur Geſchichte der Vorſtellungen und Lehren (z. B. von der Sittlichkeit des Schauſpiels, vom Selbſtmorde, vom Eide, vom Gebete, vom Gewiſſen, von Ehe, Freundſchaft u. ſ. w.) Seine Geſchichte der Moralphiloſophie iſt ein erbärmliches Machwerk. — Das war die göttinger Theologie.

Was die Jurisprudenz anlangt, ſo bleibt jedenfalls der Kampf, welcher ſeit 1790 von Göttingen aus gegen die verſteinerte Form der damaligen civilrechtlichen Jurisprudenz gekämpft wurde, wichtig. Die elegante Jurisprudenz war dadurch vernichtet, eine ſyſtematiſche Bearbeitung hervorgerufen. Aber merkwürdig, daß der, den man gewöhnlich als Vernichter dieſer Eleganz preiſet (man vergißt des Göttinger Reytemeier, deſſen Name erſt ſpäter durch ſeine bei dem Bundestage betriebene Beſchwerde gegen die däniſche Regierung, die ihn ſeines Dienſtes als Profeſſor und Etatsrath in Kiel entſetzt hatte, wieder auftauchte), nach Jahrzehnten in alle die Fehler zurückverfallen mußte, gegen die er in ſeiner Jugend gekämpft hatte. Wir meinen Guſtav Hugo, geb. zu Lörrach im Badiſchen am 23. Novbr. 1764. Seine Jugendbildung, durch mehrjährigen Aufenthalt in Mömpelgard bedingt, gewährte ihm wenigſtens den Vorzug, „gegen die Vorurtheile ſeines Volkes durch die eines andern geſichert zu ſein.“ Er las Voltaire früher als deutſche Bücher. Wieder in die Heimath verſetzt, wurde er unter Acten und den lateiniſchen Juriſten bis zur Univerſität groß gezogen. Er gewann den erſten in Göttingen vertheilten juriſtiſchen Preis und damit die Gunſt Heyne's, Spittler's, Feder's, ſo daß ihm, während er noch ſtudirte, eine Profeſſur zugeſagt wurde. Nachdem er ſich durch Reiſen und einen kurzen Aufenthalt am deſſauer Hofe (als Erzieher des Prinzen) vor der Einſeitigkeit bloßer Gelehrtenbildung recht tüchtig (freilich nur auf die kürzeſte Dauer) verwahrt zu haben glaubte, trat er 1789 die Profeſſur an.

Seine erſte Wirkſamkeit gewann er durch Recenſionen in die Gött. Gel. Anz. Seine Anzeigen waren in kurz und körnigtem

Digitized by Google

Styl, ohne bauſchige Redeſätze und eingeſchachtelte Perioden abgefaßt, alſo ganz das Gegentheil ſeiner ſpätern Schreibart. Man ſah in ihnen keine göttingſche Fürſichtigkeit und Rückſichtsnahme. Daher wurden denn auch die Hugoſchen Recenſionen überwacht, und Spittler übernahm eine Art Cenſur der Arbeiten ſeines jungen Freundes. Als Spittler 1793 abging, war das freilich nicht mehr nöthig, Hugo hatte ſich ſchnell nach ſeinen ganzen Umgebungen modificirt und Göttingen acclimatiſirt. Hugo eiferte unverdroſſen gegen die Lermänner und ihre Kunſt: für jeden noch ſo klaren Rechtsſatz 20 Leges zu citiren, wie gegen die Citirſucht überhaupt. Man dürfe nie einen Schriftſteller dafür citiren, was man eben ſo gut oder beſſer wiſſen könne. Er machte auf den elenden Kanzleiſtyl aufmerkſam, hob den Uebelſtand der alten Methode, auf das corpus juris allein nach Titel zu verweiſen. Hugo hat aber nicht nur die Forderung der Scheidung des Praktiſchen vom Gelehrten in der Wiſſenſchaft, welche ſchon von Leibnitz ausgeſprochen und von Pütter anerkannt war, häufig wiederholt, ſondern ſie zuerſt praktiſch verwirklicht. Er ſah das römiſche Recht als ein vollſtändig zuſammenhängendes Syſtem an und ſuchte auf hiſtoriſchem Wege eine Syſtematik herauszufinden. Das war es aber, woran ſein ganzes Beſtreben ſcheiterte. Man darf an dieſes übrigens nicht die Kategorieen der philoſophiſchen Rechtsſchule anlegen und ſie geringſchätzen, man würde dabei vergeſſen, daß die philoſophiſche Rechtsſchule zum größten Theil auf den Boden fußt, den Hugo geebnet hat. — Hugo war in ſeiner Jugend auch nichts weniger als ein Feind der Philoſophie, ja den Fortſchritt, den die Jurisprudenz durch ihn gemacht hat, verdankt ſie hauptſächlich ſeiner Anhänglichkeit an Kant und dem dadurch in ihm erweckten Sinn für Syſtematik. Er ſelbſt bekannte ſich dankbar als Schüler des großen Meiſters und entzweite ſich durch ſeine Vertheidigung deſſelben mit Feder und andern ſogenannten Philoſophen Göttingens. Aber Hugo war nie eigentlich ſpeculativ, ſondern nur hin und her raiſonnirend und combinirend, mit ſchwachen Anklängen von Dialektik. Seine Philoſophie des poſitiven Rechts giebt davon die beſte Kunde. Hugo ging bei der erſten Auflage (1798) ſeines Naturrechts mit Kant von der Idee eines abſoluten Rechtszuſtandes aus, welcher das peremtoriſche

Digitized by Google

Recht bilde und gegen welche alle poſitive Rechtsvorſchriften nur proviſoriſche Giltigkeit hätten. In der vierten Auflage (1819) ahnt Hugo freilich auch noch etwas von einem ſolchen Ideal, allein er behauptete, es könne daſſelbe in einer Welt ſinnlicher Menſchen nicht dargeſtellt werden und daher nur als Regel zur Vergleichung, nicht als Vorſchrift zur Nachfolge dienen.

Zwar ſoll nach Hugo's eigener Erklärung ſein Naturrecht eine Philoſophie des poſitiven Rechts, ein Vernunfterkenntniß aus Begriffen gewähren, über das was im Staate Rechtens ſein **kann**. Dem ſteht aber der Grundſatz, daß „alles Recht iſt, was jemals unter einem Volke für Recht gegolten,“ direct entgegen, und da dieſer Grundſatz eigentlich der herrſchende im ganzen Buche iſt, ſo kommt Hugo zu keiner Vernunfterkenntniß des Rechts, ſondern nur zur Aufzählung und Analyſe einer Menge einzelner Fälle, von denen der eine immer wieder den andern bekämpft. So kömmt Hugo denn zu Lehren, welche jede Vernunft direct Hohn ſprechen, wie zu der: „der einzelne Menſch hat an und für ſich gar kein Recht und erhält ſolches erſt, inſofern die Obrigkeit ihm daſſelbe zu ertheilen für gut findet. Denn alles Recht wird erſt durch die bürgerliche Geſellſchaft geſchaffen.“

Dennoch iſt Hugo's Lehrbuch ſehr wichtig, weil es eindringlicher, als ein Philoſoph dies je gethan hat, die Willkür, Ohnmacht und Gebundenheit des poſitiven Rechts beweiſet. Hugo behauptet, ſogar hiſtoriſch nachweiſen zu können, wie die Obrigkeiten den Menſchen lediglich zu dem Zwecke Privatrechte gegeben haben, um ſich ihre Geſchäfte zu erleichtern. Er klagt das Privatrecht als die Quelle alles Ungemachs an, welches die Menſchheit drückt. Die Ehe erklärt er für ein Inſtitut, welches für viel weſentlicher und der Vernunft gemäßer angeſehen werde, als es bei uneingenommener Prüfung erſcheine. Vorzüglich aber wird als der Vernunft widerſtreitend das Privateigenthum angeführt. Er entwirft zu dieſem Zwecke ein grelles Gemälde der Armuth und führt aus, wie der Arme auch vom Staate **nur** Nachtheil habe.

Die troſtloſe Ausſicht, daß ein vernunftgemäßer rechtlicher Zuſtand der Menſchheit nicht zu erreichen ſtehe, durchzieht das Werk, um uns zu beweiſen, daß alle Rechtsinſtitute und An-

Digitized by Google

ordnungen in den Particularſtaaten willkürlich ſind, daß ſie von einander abweichen, und daß es beinahe keinen Gegenſtand des Rechts giebt, der nicht in den verſchiedenen Geſetzgebungen auf ganz entgegengeſetzte Weiſe behandelt und entſchieden wird. Summa, es kommt Alles auf die Umſtände an und muß ſich ſo machen von ſelbſt. Es ſpukt hier ſchon das, was Savigny ſpäter das Hiſtoriſche, Innere, Organiſche nennt und dem durch geiſtiges Selbſtbewußtſein Gewordenen als dem Willkürlichen und Geſetzloſen gegenüberſtellt. Je bunter und krauſer es dann wird, deſto beſſer. Deſto mehr haben die Juriſten zu grübeln, zu ſchorfen und zu ſchnüffeln. — Hugo hat es den Philoſophen nie vergeben können, daß ſie von dieſem Werke ſo wenig Notiz genommen, und es hat ihn kaum tröſten können, daß Fries ſeine Philoſophie des poſitiven Rechts für die einzige und echte Fortſetzung der Kantiſchen Lehre erklärt hat.

Man hat Hugo den Stifter der hiſtoriſchen Schule genannt. Mit gleichem Recht könnte man dann auch Schloſſer, Goethe's Schwager, ſo nennen, weil beide gleich eingenommen ſind gegen den Beruf unſerer Tage zur Geſetzgebung und dies 25 Jahre früher auf entſchiedene Weiſe erklärt haben als Savigny. J. G. Schloſſer ſchrieb Briefe über die Geſetzgebung und den Entwurf des preußiſchen Geſetzbuches insbeſondere. Dieſe zeigte Hugo im 110. Stück der Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1789 an, Schloſſer's Anſicht preiſend und rühmend. Deshalb war auch wohl das allgemeine Geſetzbuch für die preußiſchen Staaten Püttern zugeſendet, um Hugo's Recenſion zu vermeiden oder zu mildern. Doch auch bei dieſer Gelegenheit ſprach Hugo ſeinen Haß gegen Geſetzgebung offen aus im 142. Stück der Gött. Gel. Anz. vom Jahre 1791. Er verglich Geſetzbücher mit einer Medicinalordnung, welche dem Arzt vorſchreiben wolle, wie er heilen ſolle, und behauptete, daß durch dieſelbe die frei ſich weiterbildende Rechtswiſſenſchaft zerſtört würde. Der gute Sinn dieſer Meinung war freilich, daß Hugo, wie ſpäter Savigny, gegen das blos mechaniſche Auffinden des Rechts kämpfte. Er wollte, daß der Richter es frei finden ſolle, wie der Arzt die Medicin im beſonderen Falle, er wollte ein flüſſiges Recht durch die Juriſten. Wie viel Wahres an dieſer Forderung iſt, hat ein Anderer in dieſen Blättern bei Gelegenheit der berliner

Digitized by Google

Juriſten gezeigt. Hugo wie Savigny verkennen aber, daß ſelbſt bei den Römern das Recht nur zur Zeit der freien Republik ein flüſſiges war, daß unſere polizeilich eingerichteten Staaten den Rechtsgelehrten ein ſchöpferiſches Weiterbildungsrecht nicht geſtatten und vor allen, daß man es nicht ein freies Finden des Rechts nennen kann, wenn es dickbändige Juſtinianeiſche Compilationen giebt, in fremder Sprache geſchrieben, die Geſetzeskraft haben, ja als Geſetzbücher betrachtet werden.

Wie Hugo's Leiſtungen vom Standpunkte der hiſtoriſchen Schule ſich ausnehmen, beweiſt Savigny's Broſchüre: „der zehnte Mai 1788."

Hugo gehörte weder der ſervilen, noch der liberalen Partei an, er iſt nichts mehr und nichts weniger als ein göttinger geheimer Juſtizrath. Es war eine der nicht ſeltenen Albernheiten von W. Menzel, wenn er ſang:

Zu unſerer Zeit und in Göttingen lebt ein Profeſſor,
Welcher die Sklaverei recht und vernünftig genannt.

Hugo hat das nie gethan, er hat nur geſagt: die Sklaverei habe nicht mehr, aber auch gewiß nicht weniger gegen ſich, als die Ungleichheit des Privateigenthums. Er hat behauptet: die Sklaverei könne wohl juriſtiſches, d. h. proviſoriſches Recht ſein und da, wo ſie als ſolche ſtatt finde, dürfe der Einzelne ſich nicht darüber hinwegſetzen, ſo wenig wie über manches Andere, was der Vernunft auch nicht gemäß ſei. Hugo hat ſich im Jahre 1832 darüber beklagt, daß es ſo ganz vergeſſen ſei, daß er die Vernünftigkeit des Erbrechts und des Privateigenthums lange vor dem St. Simonismus in Abrede geſtellt habe. Aber Hugo hielt bei alledem Privateigenthum und Erbrecht für etwas Nothwendiges und als proviſoriſcher und interimiſtiſcher Beſitzer großer Capitalien, die er durch Sparſamkeit emſig vergrößert, iſt er wohl nur zu der Zeit ein praktiſcher Anhänger ſeiner Lehre geweſen, als der von ihm getadelte Waldeck an den Rand der Gött. Gel. Anz. ſchreiben konnte:

Hugo me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi, quando nummos contemplor in arca. — *)

---

*) Uebrigens erzählt Hugo, ein Dritter habe dies unter Waldeck's Namen geſchrieben.

Wollte man die Oppoſition, die Hugo bei Gelegenheit der Aufhebung des hannoverſchen Staats-Grundgeſetzes von 1833 gegen das Cabinet Scheele bewieſen, ſeiner Anhänglichkeit an repräſentative Verfaſſung zuſchreiben, ſo würde man ſehr irren. Er ſelbſt ſagt 1832 in einer leſenswerthen Anzeige von der **Philosophie du droit par E. Lerminier**: „ich erwarte das Heil der Menſchheit weder von der Preßfreiheit, noch von repräſentativen Verfaſſungen, weil keine von beiden verhindern würde, daß nicht eine Menge Menſchen Noth leiden, da dieſes beim Privateigenthum unvermeidlich, dieſes aber doch nicht aufzuheben iſt.“

Der Stein des Anſtoßes, der das Heil der Menſchheit hindert, iſt alſo wieder das Privateigenthum, dieſes aber doch etwas Nothwendiges. Iſt alſo von Beglückung und Wohlfahrt der Menſchheit überhaupt nichts zu hoffen, ſo mache es ſich jeder Einzelne ſo gut und bequem als er kann. Das iſt der Kern von Hugo's theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie, und dieſe Philoſophie des Egoismus guckt in Göttingen hinter allen Fenſtern aus allen gelehrten und ungelehrten Büchern hervor. Jene Oppoſition hatte lediglich darin ihren Grund, daß die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Profeſſorenthums in dem Verfahren gegen die Sieben ihm verletzt ſchien.

Das Heil der Welt knüpft ſich bei ihm an das Profeſſorenzunftweſen, iſt der Verfaſſer einer Schrift nicht wenigſtens Profeſſor, ſo ſteht es ſchlecht um ihn in Hugo's Augen.

Gewiß mit Recht zählen wir Hugo zu den Todten. Wir beklagen ſein frühes Abſterben um ſo mehr, als wir in ihm nicht nur einen Mann von großer Gelehrſamkeit achten, ſondern, was mehr ſagen will, einen Mann ſeltenen Scharfſinns. Mit reichen Mitteln, in einer ſehr günſtigen Stellung, hat er viel weniger geleiſtet, als er vermochte.

Wir haben mit Hugo ſchon die Grenze der Gegenwart berührt und wenden uns noch auf einen Augenblick zu den mathemathiſchen und Naturwiſſenſchaften wie der Medicin. Es hatten dieſe Gebiete mit der Freiheit nichts zu thun, und entſchieden wehrten ſie auch Metaphyſik und Speculation von ſich ab. Es galt hier nach göttinger Principien eine abgeſchloſſene ſinnliche Welt, die man nur durch Beobachtungen und Experimente lernen konnte. Nur das Anwendbare, für das Leben Nützliche,

Digitized by Google

das durch Erfahrung und Verſuche Erprobte wurde als wahre Wiſſenſchaft geprieſen. Schellingſche Naturphiloſophie wurde vornehm gering geſchätzt.

Doch wir ſind auf dieſem Gebiete nicht auf die Weiſe heimiſch, daß wir angeben könnten, welche einzelne Fortſchritte auf dem Wege der gründlichen Unterſuchung und Erprobung in den einzelnen Disciplinen gemacht ſind. Die Göttinger mögen es uns nicht verüblen, wenn wir nach ihrer Weiſe hier bloß Namen ſtatt der Thaten nennen. Im mathematiſchen und phyſikaliſchen Fache ſtoßen wir auf Käſtner und Lichtenberg. Beide haben durch ihren freilich gänzlich verſchiedenartigen Witz, der ſich bei letzterem ſogar bis zum Humor ſteigerte, außerhalb ihrer Profeſſorſchaft mehr geleiſtet, als in dieſer, und ihre vermiſchten Schriften in die Wagſchale der Georgia Augusta gelegt, machen dieſe mehr ſteigen, als hundert Compendia.

Tobias Mayer erbte viel von dem Rufe ſeines Vaters, des Berechners der Mondtafeln. Heyne nennt ſeinen Vortrag weitſchweifig, matt und wenig beliebt. Thibaut's Verdienſte ſind erſt neulich in den deutſchen Jahrbüchern gerecht gewürdigt worden. Viel gerühmt und mit Recht war ſein Vortrag. Schon 1808 ſchrieb Heyne an Johannes von Müller: „Profeſſor Thibaut verdient als Docent die größte Achtung; er hat einen Vortrag der trockenſten Wiſſenſchaft, welcher mit Vergnügen und Eifer gehört wird; hat bereits die Mathematik zum beliebten Studium gemacht; dabei doch ein ſcharfſinniger Kopf, der ſeinen Scharfſinn auf Methode des Vortrags verwendet, und faſt ganz und allein (denn zum Schreiben und Autorweſen iſt er gar nicht gemacht); ſonſt auch nicht verträglich, ewiger frondeur von Allem und von ſeinem Kollegen, daher wenig beliebt. Aber über die Fehler muß man hinwegſehen — er iſt der beſte Docent. Ich habe ihn immer leicht herum gebracht, wo es ſchief gehen wollte." Gauß müſſen wir ganz der Gegenwart vindiciren. Herding iſt durch ſeine Sternkarten bekannt geworden.

In der Medicin hat Wrisberg als Anatom bis auf den heutigen Tag einen guten Namen ſich bewahrt, obgleich Heyne über die Unthätigkeit deſſelben heftige Klage erhebt.*) Ebenſo

*) Siehe Beilage Nr. 4.

Digitized by Google

Richter als Lehrer der Chirurgie, praktiſchen Medicin und Ophthalmologie. Er beſaß einen ſo lebendig auf die Phantaſie wirkenden Vortrag, daß ſeine Zuhörer ſich häufig von den Krankheiten behaftet glaubte, die er charakteriſirte. Baldinger, praktiſch mit glücklichen mediciniſchen Intuitionen, ein ehrenfeſter Charakter, der mit Käſtner eng befreundet war, ohne deshalb von den übrigen Collegen wie jener gemieden zu werden. Strohmeyer, ein beliebter Arzt, Gmelin, durch eine Geſchichte der Chemie bekannt, Oſiander, der weitgerühmte Geburtshelfer und Raritätenſammler, endlich Blumenbach, der Matador mit übereuropäiſchem Namen und Ruf. Er verdankte dieſen einer kleinen beinah belletriſtiſch gehaltenen Schrift über den Bildungstrieb und ſeinen Unterſuchungen über die Raçenverſchiedenheiten der Menſchen. Die noch in dieſem Jahre ausgeſprochene Behauptung eines namhaften göttinger Gelehrten, der aber zur Univerſität in keinen Verhältniſſen ſteht: „Blumenbach ſei alles Genius für die einfachen großen Geheimniſſe der Natur ledig und baar geweſen,“ vermögen wir aus Achtung für die Könige, Akademieen, Naturforſcher, Gelehrten, Aerzte, welche Blumenbach mit Ehren aller Art bis an ſein ſeliges Ende überhäuften, nicht zu unterſchreiben. Soviel wiſſen wir jedoch aus eigener Erfahrung, daß Blumenbach in ſeinen Vorleſungen über Naturgeſchichte Anekdotenkrämerei der Wiſſenſchaft von je vorgezogen hat, und daß die großen Entdeckungen, die hier von Oken und Andern gemacht wurden, ungenützt an ihm vorbeigingen.

Blumenbach iſt todt und die Göttinger können uns daher nicht den Vorwurf machen, daß wir an der wohlverdienten Lorbeerkrone des berühmteſten ihrer Gelehrten zupfen und zerren wollten.

Ein Ereigniß voll umgeſtaltender Wirkungen auf die deutſche Litteratur haben wir unerwähnt gelaſſen, obgleich es in dieſe Periode fällt, die Entſtehung des göttinger Dichterbundes. Zwei Gründe mögen dies entſchuldigen. Einmal iſt der göttinger Dichterbund kein organiſches Gewächs der Univerſität, ſondern hängt mit dieſer nur zufällig und loſe zuſammen. In der Zeit ſeiner Exiſtenz hat man ihn in Göttingen vornehm ignorirt und wenn man Notiz von ihm nahm, geſchah dies nur, um über „ſchöne Geiſter, nichtige Ruhmſucht, belletriſtiſche Ungründlich-

Digitized by Google

keit" zu klagen, das Thun und Treiben der für Deutſchheit und Freiheit begeiſterten Jünglinge zu verläumden und zu verunglimpfen.*) Bürger bat um Brod, man gab ihm einen Stein, ſagte ſchon Käſtner, und ſelbſt zu dieſem Monumente gaben die göttinger Hofräthe und Profeſſoren nur eine Lumperei von wenigen Thalern, Hannover Nichts. Warum alſo den Ruhm des göttinger Dichterbundes, den Namen Bürger's, deſſen Ernennung zum außerordentlichen Profeſſor „wegen derlei Tractaten, als ihm ſein Töchterlein vorgeleſen," ein göttinger Geh. Juſtizrath nicht begreifen konnte, auf die Univerſität übertragen, an dieſe knüpfen?

Sodann aber iſt in der neueſten Zeit eine ſo vorzügliche Monographie über den göttinger Dichterbund von Prutz erſchienen, daß ſelbſt die Göttinger in Hinſicht auf Gelehrſamkeit, umfaſſende und gerechte Würdigung keinen Tadel werden ausſprechen können; auf dieſe verweiſen wir unſere Leſer.

Der ſogenannte Befreiungskrieg fand in Göttingen wenig Enthuſiasmus. Der Indifferentismus, den hier die Wiſſenſchaft dem Leben bewies, hatte die Jugend angeſteckt. **Nolite turbare circulos nostros** dachten die alten und jungen Herren bei den Wechſelfällen des Krieges und laſen nach wie vor ihre wohlgeſetzten Hefte von dem Katheder herab.

Unter den Wenigen von Göttingen ausziehenden Freiwilligen war Ernſt Schulze, der Dichter der bezauberten Roſe. Das kalte, laxe Göttingen war kein Boden für den zarten Romantiker. Der Sinn der ſchönen Cäcilie Tychſen ſtand wenigſtens nach einem Baron, ſie verſchmähte die Liebe des armen Poeten, das gelehrte Göttingen aber ſah hochmüthig auf den Privatdocenten herab, der, von ſeinem wohlhabenden Vater ohne Unterſtützung gelaſſen, in Göttingen hätte verkümmern müſſen, wäre er ohne Freunde geweſen.

---

*) Ha! Dein, Lenorens Harfner, ſchämte ſich
Die Lein' Auguſta! Aber Germania
Nennt Dich den Unſeren, trau'rt an Deinem
Male, Du Edler, und ſagt's der Nachwelt!

Voß.

Digitized by Google

Und als nun die Zeit kam, Thaten der Befreiung nach Innen zu thun, Schlachten gegen den hohlen Empirismus, das litterariſche unwiſſenſchaftliche Spießbürgerthum und gelehrte Ariſtokratenweſen zu ſchlagen, als es an der Zeit war, aus den Deutſchen eine Nation, eine ſtolze, ſtarke, freie Nation zu machen, und die Univerſitäten als Heerd der Geſammtbildung voranleuchten mußten — da fand ſich in Göttingen noch weniger rüſtige Theilnahme. Für die Ideen, welche die Zeit bewegten, geſchah von Göttingen aus nichts, wohl Manches dagegen. Während auf den meiſten Univerſitäten das Studentenweſen einen begeiſternden Aufſchwung wagte, die Schlacken, welche ſeit zwei Jahrhunderten an ihm hafteten, abzuwerfen und ſich aus ſich ſelbſt neu zu geſtalten, fand in Göttingen ein roher Tumult und Auszug im Jahre 1818 ſtatt, wobei die alten Landsmannſchaften ſich in alter Glorie zeigten.*)

Man ſuchte Patriotismus zu beweiſen, indem man vom Katheder herab auf das Ungeheuer Napoleon ſchmähte, ſelbſt als dieſer ſchon der deutſchen Freiheit ungefährlich auf den Felſen von St. Helena geſchmiedet war. Saalfeld trug mit Pathos die Geſchichte des (künſtlich erzeugten) Tyroleraufſtandes vor und ließ ſich für jede Schmähung gegen „den Tyrannen“ unter Zujauchzen der Menge auf dem Katheder küſſen. Man lobte die heilige Allianz, „welche ein Band der Bruderliebe um die mächtigſten Monarchen und ihre Völker geſchlungen,“ man pries „den reinen Willen der Herrſcher, welche auf den wiener Congreß die größte That des Jahrhunderts vollbracht, das europäiſche Gleichgewicht hergeſtellt hätten.“ — Wohl hatte Arndt Recht, wenn er im Geiſt der Zeit ſagte:

*) Daß indeſſen die Jugend auch in Göttingen auf vaterländiſche Dinge aufmerkſam geweſen war, beweiſt das im Januar 1816 gegen den geheimen Staatsrath Dabelow Unternommene. Am hellen Mittage verſammelte ſich eine große Anzahl Studirender auf dem Markte und nagelte deſſen Schrift: „über den dreizehnten Artikel der deutſchen Bundesacte“ an den Schandpfahl. Dann zogen ſie nach ſeiner Wohnung und brachten ihm „als einen Fürſtenknecht und einem Manne, der die deutſche Freiheit mit Füßen treten wolle,“ ein Pereat, ſo daß Hr. Dabelow ſich genöthigt ſah, Göttingen ſchleunigſt zu verlaſſen. Siehe deſſen Darſtellung in Voſſen's Zeiten, Stück 5, Jahrgang 1816.

Digitized by Google

„aber ich begreiſe, wie Alles impertinent gelehrt und doch ſo dumm iſt, daß man Mauern und Thore damit einrennen könnte.“ —

Schlözer's Geiſt war von der Georgia Auguſta gewichen, auf dem Altar, welchen Münchhauſen dem freien Wort des freien Mannes erbaut, wurde kein Opfer mehr gebracht. Was auf andern Univerſitäten ſchwer fiel, die frei ſich fühlende, die Regungen der Nation in ſich aufnehmende Wiſſenſchaft, wie ſie Fichte repräſentirt hatte, in lautloſe Gelehrſamkeit zurückzudrängen, in Göttingen war es leicht, man brauchte es nur bei dem Alten zu laſſen. Hatte Göttingen doch die Philoſophie von ſich abgewehrt und dafür an eleganter Gelehrſamkeit feſtgehangen. Und als ſich ein Philoſoph nach Göttingen verirrte, wurde er verketzert und verbannt.

Dagegen konnte man „den ruhigen und ernſten Charakter, welchen die Georgia Auguſta in ſo bewegten Zeiten bewahrt habe“ — nicht genug rühmen, unbedenklich durfte Göttingen Prinzen und Grafen empfohlen werden und Oeſterreich mochte die Ungarn hier ſtudiren laſſen.

Als nach den karlsbader Beſchlüſſen u. ſ. w. der innere Kern der deutſchen Univerſitäten gebrochen war, ſtand Göttingen in ſeinem höchſten „Flor“ —, man jubelte über den Ruf der europäiſchen Univerſität, die 1800 Studirende aus allen Weltgegenden zähle und ſah hochmüthig auf andere Hochſchulen herab, von denen ſich keine Göttingen gleich ſtellen konnte. Man trieb die Bürger, neue Häuſer zu bauen, die alten auszubauen, damit man den Andringenden anſtändige Wohnungen verſchaffen könne. Ach, man ſah nicht ein, daß das nur ein krankhafter Geſchwulſt einer an Waſſerſucht leidenden Zeit ſei, dem ein ſchneller Verfall folgen müſſe! Dieſe vielgerühmte Blüthenzeit hat den Wohlſtand eines großen Theils der göttinger Bürger untergraben.

Die Univerſität, einmal aus der Reciprocität mit den Anforderungen der Gegenwart getreten, blieb gegen die Anſprüche einer fortſchreitenden und fortgeſchrittenen Wiſſenſchaft immer mehr zurück. Hörte man in Göttingen wohl irgend einen Vorſchlag zur Umgeſtaltung und Verbeſſerung der Univerſität, während ſich andern Orts ſo viele wichtige Stimmen (Wachler,

Digitized by Google

Schleiermacher ꝛc.) der Sache annahmen? — Selbſtzweck der Wiſſenſchaft, Unabhängigkeit der Wiſſenſchaft von dem Staate, namentlich von den ſubjectiven und in dieſen Dingen nicht immer erleuchtetſten Anſichten und Wünſchen der an der Spitze des Staats Stehenden kamen hier kaum zum Wort. Daß es das eigentliche hiſtoriſche rein philoſophiſch begründete Princip der Univerſitäten ſei, die ganze geiſtige Erregung des Menſchen, das allgemeine Erkennen, als die Grundlage aller Wiſſenſchaft, zunächſt zu fördern, und auf dieſer Grundlage die einzelnen Disciplinen aufzubauen, begriffen in Göttingen nur Wenige. Im Ganzen und Großen liebte man das in der Jubiläums-predigt ſo naiv ausgeſprochene Säuſeln des Geiſtes, kein energiſch wie Märzluft durchdringendes Wehen, keine principielle Reform, keine Philoſophie.

In Fachwiſſenſchaften, in Mathematik, Medicin, in den Naturwiſſenſchaften geſchah immer viel Tüchtiges, die Wiſſenſchaft ſelbſt Förderndes, auch in einzelnen Binnenländern der Speculation, nur zu wenig wo Centripetalkräfte und Erweiterung der Peripherie des Ganzen in Betracht kamen.

Man mißverſtehe uns aber nicht, wir faſſen hier zunächſt nur die Zeit von 1815 bis etwa 1830 in's Auge. In den Jahren 1828 bis 1830 und ſpäter trat allerdings eine neue Wendung ein, die in ihrer Eigenthümlichkeit abgegrenzt und mit beſonderer Behutſamkeit beſprochen ſein will. — Wir ſtehen hier im erſten Theile unſeres zweiten Abſchnitts. —

In der Theologie waren Plank und Stäudlin, deren Standpunkt wir ſchon in dem erſten Abſchnitte beſprochen haben, die Träger des Ruhms, oder wie ſich die Göttinger auszudrücken pflegen, die Sterne erſter Größe. Neben ihnen ſtand David Julius Pott. Er wurde 1810 aus Helmſtädt berufen zur Ergänzung der ſtark vernachläſſigten theologiſchen Facultät.*) Als Lehrer der hebräiſchen Grammatik wußte und erwähnte er von Geſenius weiter Nichts, als daß dieſer ſein Zuhörer geweſen. Als Exeget des alten und neuen Teſtaments ſuchte er ſeine Zuhörer zwar mit derbem, aber ſtereotypem und von Michaelis überkommenem Witz und mit barockem Mienenſpiel und Stimme

*) Siehe Beilage Nr. 5.

Digitized by Google

zu erheitern und an dem bornirten Auctoritätsglauben zu rütteln, allein er drang weder zu dem ſachlichen noch ſprachlichen Kern der Schriften. Wo pars pro toto ſtände, wo ein Klimax angebracht ſei u. ſ. w., das erfuhr man, aber nichts weiter. Homiletik wurde natürlich nach altfränkiſcher Methode vorgetragen, wie ſie zu Helmſtädt Sitte geweſen. Was helfen aber einige hölzerne Regeln und Kunſtgriffe, ja Kniffe, wie ſie Pott angab, um eine Predigt einzurichten, wenn der Geiſt fehlt,

Denn, wenn's auch Ernſt iſt, was zu ſagen,
Iſt's nöthig, Worten nachzujagen?

Bei einem Anderen aber, als Pott, Homiletik zu hören, wäre mißlich geweſen, denn er hatte Freitiſche zu vergeben und ſtattete den Bericht vor dem Tentamen an das Conſiſtorium ab. Auch den ehrwürdigen Pott zählen die dankbaren Göttinger zu den Sternen, wenn nicht erſter, wenigſtens zweiter Größe.

Inmitten der theologiſchen und philoſophiſchen Facultät ſtand der Orientaliſt und Hiſtoriker Eichhorn, aus dem vorigen Jahrhundert, ſeiner Blüthezeit, in unſere Periode hineinragend. Er war einer der aufgeklärteſten, freiheitliebendſten Männer, die Göttingen aufzuweiſen hat.

Als Kenner der morgenländiſchen Sprachen, Litteratur und Sitten war er würdiger Nachfolger Michaelis'. Er übertraf dieſen aber an Wahrheitsliebe, die kein Vorurtheil ſcheute, wie an Uneigennützigkeit. Seine kritiſchen Schriften zeugen von einem durchweg ſcharfen und geſunden Blick. In einer Geſchichte der Aufklärung würde Eichhorn keinen niedrigen Platz einnehmen, ohne Michaelis, Eichhorn, Geſenius würde ſchwerlich ein Strauß entſtanden ſein.*)

Daß Eichhorn in ſeinen alten Tagen bei einem ſeiner Schüler nicht in die Lehre gehen wollte, daß er auch 1826 Geſenius' hebräiſche Grammatik nicht citirte, ſondern das von ihm herausgegebene „lexicon manuale Simonis," war eine verzeihliche Schwäche, um ſo verzeihlicher, wenn man ihn aus ſeiner Bibel ohne Punkte im ſchönſten Rhythmus einen Pſalm recitiren hörte. Schon früh neigte ſich ſein Sinn hiſtoriſchen

*) Siehe Beilage Nr. 6.

Digitized by Google

Studien zu, da er von der Anſicht ausging, mit der religiöſen müſſe die politiſche Aufklärung Hand in Hand gehen. Er lehrte ſchon nach Spittler in Jena Geſchichte, und fand ein zahlreiches Publikum. Seine Ueberſicht der franzöſiſchen Revolution (Gött. 1797) zeigt von einem ſo vorurtheilsfreien Blick, wie ihn wenige ſeiner Zeitgenoſſen bewahrten. Er glaubte, daß eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution nicht zu früh geſchrieben werden könne. Einſt, wenn die Zeit dazu vorhanden iſt, rief er aus, wird ſchon die Natur zu dieſem ſchweren Werke ein hiſtoriſches Genie mit allen Kräften und den verſchiedenen Talenten ausrüſten, welche es bedarf, um ſich ganz der Größe der Begebenheiten zu bemächtigen, jenen Mann von Schwung und ſchnellem Blick des Geiſtes, von tiefen pſychologiſchen und politiſchen Einſichten, von Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit und ruhiger Stimmung des Gemüths, um das außerordentliche Ereigniß mit aller hiſtoriſchen Treue und der nöthigen Kraft nach allen ſeinen Theilen und Seiten in einem Denkmal darzuſtellen. Bis dahin bedürften wir aber nicht blos der Sammlung von Materialien, ſondern auch der Verſuche, den allgemeinen Ueberblick zu erleichtern. Und wie ſprechend hat Eichhorn nun die Thatſachen einander gegenübergeſtellt; ſie treten wie aus einem Bilde heraus und wir vermiſſen niemals das abſichtlich vermiedene Raiſonnement. Schwächer iſt ſeine Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Doch wollte er kein Kunſtwerk geben, ſondern ein Material, welches den gebildeten Ständen eine genaue Bekanntſchaft der neueren Geſchichte und den politiſchen Forſchungen und Urtheilen eine feſte Grundlage geben ſollte. Denn eine Richtung auf das Politiſche hielt Eichhorn durchaus für nothwendig: „wohl dem Volke," ſagte er 1817, „das Religion und Politik zu Gegenſtänden ſeiner öffentlichen Discuſſionen machen darf: ſie ſind die beiden Achſen, um welche ſich das Wohl der ganzen Menſchheit dreht, und nur das Volk, welches ſich ohne Furcht und Zwang über beide äußern darf, iſt im wahren Sinne des Worts frei." Wir armen Deutſchen! —

Wenn Eichhorn nun auch nicht neben Schlözer und Spittler geſtellt werden mag, wenn die göttinger Bibliothek ihn beinah zur Vielſchreiberei verleitete, ſo bleibt ihm das Verdienſt,

Digitized by Google

in einer andern Richtung ganz neue Bahn gebrochen zu haben. Er ſchrieb eine Geſchichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neueſten Zeiten. Ein Rieſenwerk für einen Einzelnen, deſſen einzelne Theile wir daher heute nicht mit Arbeiten eines Gervinus und Anderer vergleichen dürfen. — Eichhorn's Vortrag war durchaus klar, lebendig und anziehend. — Eine Geſchichte aus weſtphäliſcher Zeit, die Vertauſchung eines Programms betreffend, um Hieronymus Lobesbalſam zu ſtreuen, wie ſie in Johann von Müller's Briefwechſel erwähnt wird, iſt uns zu myſtiſch, um das ſchöne Bild, das wir von Eichhorn's Charakter beſitzen, vernichten zu können.*) Heyne wirft Eichhorn wiederholt kleinliches Kabaliren und Machiniren vor, allein wir dürfen dabei nie vergeſſen, daß Heyne ſehr eiferſüchtig auf ſeinen Einfluß war, und es keinem Profeſſor, der ihm ſeine Berufung verdankte, verzeihen konnte, wenn er ſich eine Stimme bei Univerſitätsangelegenheiten zu verſchaffen ſuchte.

Als in den letzten Tagen ſeines Lebens nicht nur in einem großen Theile Deutſchlands das Pietiſtenunweſen um ſich griff, ſondern Bialloblotzky u. A. auch Miene machten, daſſelbe nach Göttingen zu verpflanzen, da rief Eichhorn ſchwermüthig aus: wir Alten haben den Karren mit Mühe und Laſt aus dem Drecke geſchoben, die Jungen ſchieben ihn mit Macht wieder hinein.

Einer der Namen, welche die Göttinger gern vorſchieben, wenn von europäiſchen Renommée die Rede iſt, iſt der des „ehrwürdigen" Heeren. Und in der That, kein deutſcher Hiſtoriker hat ſich im Auslande einer ſolchen Anerkennung zu erfreuen gehabt. Es hat Heeren neben vielen Andern dies mit Blumenbach gemeinſam, nur daß ihm ſchon bei Lebzeiten die Lorbeerkrone von einem Anonymus vom Haupte geriſſen wurde, und daß dieſer ihm wenige Jahre ſpäter als Profeſſor zur Seite ſtand.

Ludwig Heeren empfing ſeine ganze Bildung in Göttingen, und zwar war dieſe zunächſt und hauptſächlich eine rein philologiſche, wie Heyne dazu anleitete. Philoſophiſche Collegien lagen ihr fern, außerdem bot Göttingen ja nichts Anziehendes

*) Die Programmgeſchichte iſt übrigens nicht ſo myſtiſch als ſie uns bei dem erſten Anblick erſchien, ſiehe Beilage Nr. 7. 8. 9.

Digitized by Google

in dieſer nutzloſen Wiſſenſchaft. — „Die Logik bei dem ehrwürdigen Feder, dem ich ſo viel Anderes verdanke," ſagt Heeren, „konnte einen jungen Menſchen nicht viel weiter bringen, der einmal nicht für philoſophiſche Speculation gemacht war." Und noch naiver an einem andern Orte: „Kein Philoſoph der Welt hätte mich freilich ſelbſt zum Philoſophen bilden können, weil ich keine Anlage dazu hatte." Ja Heeren iſt ſogar ſtolz darauf, daß ihm alle Philoſophie fremd geblieben; mit welcher Selbſtzufriedenheit ſagt er noch 1821: „Namentlich ſind alle die philoſopiſchen Syſteme, die ich aufblühen und wieder hinwelken ſah, ganz ohne Einfluß auf mich geblieben, ob zum Vortheil oder Nachtheil der Geſchichte, muß ich Anderen zu beurtheilen überlaſſen." Zum Vortheil gewiß nicht, hätte doch ein Fünkchen philoſophiſcher Bildung Heeren wenigſtens von der Lächerlichkeit befreien können, daß er eins ſeiner Werke „Ideen" taufte und mit beſonderer Vorliebe immer von „ſeinen Ideen" ſprach und darauf verwies. — Der künftige Hiſtoriker der **Georgia Augusta** hörte bei Spittler nur zwei, bei Schlözer gar kein Collegium, dagegen nahm er an nicht weniger als drei lateiniſchen Disputirübungen bei Heyne, bei Feder und bei Meiners Theil. Seine vorzüglich auf die griechiſche Sprache gerichteten Studien veranlaßten denn auch ſein Erſtlingswerk, die Herausgabe des unbedeutenden griechiſchen Redners Menander, dem eine Ausgabe des Johann Stobäus folgte. Heeren hatte zum Zweck der Vergleichung von Manuſcripten einen großen Theil Deutſchlands und Italiens durchreiſt, ſich in Rom, Paris, Leyden längere Zeit deshalb aufgehalten. Sein Verdienſt, die erſte brauchbare Ausgabe dieſes für Moralphiloſophie der Alten ſo höchſt wichtigen Sammlers dargeboten zu haben, iſt das Verdienſt eines gewiſſenhaften Fleißes, wozu eben nur viel Sitzfleiſch erforderlich war. Indeſſen fühlte er ſich bei ſeinen ſ. g. „humanioriſtiſchen Studien" immer mehr durch die Sache, als durch die Sprache angezogen. Er ſtudirte alte Geſchichte aus den Quellen, d. h. aus dem Herodot, ſeinem Liebling. Wie wenig eigentlich hiſtoriſchen Geiſt er aber zu dieſem Studium mitbrachte, darüber erklärt er ſich ſelbſt in einer ſeiner Vorreden: „Aufgewachſen in einem kleinen aber glücklichen Freiſtaate (Bremen) verlebte ich mein männliches

Digitized by Google

Alter unter milden monarchiſchen Formen und brachte auf dieſe Weiſe zu dem Studium der Geſchichte einige einfache, aber aus eigener Anſicht geſchöpfte praktiſche Ideen, die, wie unſcheinbar auch vielleicht für Andere, mir ſelbſt doch als leitende Geſtirne durch ihr Gebiet gedient haben.“ Waren dieſe „praktiſche Ideen“ auch nicht tief, ſondern nur von der Oberfläche geſchöpft, ſo war ſeine Arbeit doch nicht ohne Erfolg für die Wiſſenſchaft. Schlözer, Spittler und ſchon Gatterer hatten ihre Aufmerkſamkeit bei der neueren Geſchichte weniger auf den Wechſel der Dynaſtieen, auf Kriege und andere äußere Begebenheiten, als auf die Ausbildung und Veränderungen der Verfaſſung gelenkt. Von dieſer Seite betrachtete nun auch Heeren die Geſchichte der Staaten des Alterthums. Er war der Erſte, der den Gang des Welthandels, den Antheil, den jede Nation daran nahm und die damit in genauer Verbindung ſtehende Verbreitung der Völker durch ihre Colonien der Unterſuchung unterwarf, die, wenn ihr auch jede kritiſche Schärfe fehlte, doch die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsforſcher dahin lenkte. Seine Methode war die ſ. g. pragmatiſche; die Geſchichte war ihm nur eine Erzählung vergangener Begebenheiten in dem Zuſammenhange von Urſachen und Wirkungen. Dieſe ſuchte er in einer gefälligen, bequemen und leichten Behandlung vorzulegen. Zwar ahnete er wohl eine höhere Bedeutung der Geſchichte, einen näheren Zuſammenhang der Wiſſenſchaft mit dem Leben, wie er denn ſchon 1799 in der Vorrede ſagte: „was nützt das Studium der Geſchichte, wenn ſie uns nicht beſſer und weiſer macht; daß (?) die Kenntniß der Vergangenheit uns die Gegenwart richtiger beurtheilen lehrt?“ Allein abgeſehen davon, daß jede Wiſſenſchaft, alſo auch die Geſchichte, zunächſt nicht bloß eines äußern Nutzens halber, ſondern rein ihrer ſelbſt und der Wahrheit wegen, erforſcht ſein will, bedachte Heeren nicht, daß die Kenntniß der Dinge der Vergangenheit allein uns weder weiſer noch beſſer machen kann, ſondern eine ewig todte Kenntniß bleibt, wenn nicht ein anderes Glied, das Wiſſen von dem, was wir ſollen, die Fernſicht in die Zukunft hinzutritt. Dieſes Wiſſen aber von dem ewig Wahren, Guten, Rechten und Schönen, wonach wir alles menſchliche Handeln erſt beurtheilen und richten können,

Digitized by Google

das Wiſſen von dem Ziel und der Beſtimmung der Menſchheit giebt uns allein die Philoſophie, und dieſe fehlte Heeren gänzlich. Wenn ſein Handbuch der alten Geſchichte in Deutſchland wie im Auslande Beifall fand, ſo war eine gewiſſe Leichtigkeit des Styls neben einer den Deutſchen gefälligen ſchulmeiſteriſchen Breite und einer eben in der Mode befindlichen ſentimentalen Sentenzenmacherei, der Grund. Es fehlt dieſem Buche bis in die neueſten Ausgaben jede Kraft, jeder wahre Geiſt, es wimmelt von Oberflächlichkeit, die ſich hinter Schönrednerei und erzwungene Weisheit verſteckt. Es iſt uns immer vorgekommen, als ſei es für Tertianer und nicht für die deutſche Nation geſchrieben.

Spittler hatte indeß Göttingen verlaſſen, Gatterer, der Gelehrte, war geſtorben, und ſo wurde Heeren, damals ſchon Schwiegerſohn Heyne's (was in der Bedeutung, die er erlangt, gar nicht ſo unwichtig iſt), 1799 ausdrücklich die Profeſſur der Geſchichte übertragen. Seitdem hielt er es ſeiner Beſtimmung gemäß: „ſeinen Blick über das ganze Gebiet der Geſchichte zu erweitern.“ Da ihn aber „die Geſchichte des Nordens wenig anzog, die deutſche noch viel weniger, man ihn auch nicht zum Proſelyten für das Mittelalter machen konnte,“ ſo glaubte er einen eigenthümlichen Geſichtspunkt zu faſſen, wenn er die neuere Geſchichte als die Geſchichte der europäiſchen Staaten in ihrem Verhältniß gegen einander bearbeitete. Er wollte, wie er ſagt: „in das Innere dieſer Verhältniſſe eindringen, ihre Urſachen erforſchen, die nicht bloß in äußeren Zufälligkeiten, ſondern in den herrſchenden Ideen und Anſichten der verſchiedenen Zeitalter und nicht weniger in der Perſönlichkeit der dirigirenden Männer ihren Grund hätten.“ Aber das waren Vorſätze, wie ſie Heeren höchſtens in ſeinen Vorreden ausſprach, ohne in den Werken ſelbſt zu zeigen, daß er ihnen gewachſen ſei. Es fehlte ihm dazu ſchon ein wahrer männlicher Muth. Seine Schwäche und Halbheit des Urtheils ſucht er damit zu entſchuldigen: „es ſei ſtets ſein Streben geweſen, über menſchliche Verhältniſſe menſchlich zu urtheilen,“ d. h. mit andern Worten, Alles nach der beſten Seite zu drehen und zu deuten. Außerdem aber reichen kleine bürgerlich-praktiſche Anſichten, wie Heeren ſie aus ſeinen bremenſchen und hannoverſchen Anſchauungen mitbrachte, noch lange nicht hin, auch nur die Oberfläche

der europäiſchen Verhältniſſe genau zu verſtehen. Er ſagt: „auf jenen höheren Standpunkt ſich aber zu erheben, von dem herunter unſere ſpeculativen Hiſtoriker, das europäiſche Staatenſyſtem nur als ein Glied in der Kette der Erſcheinungen betrachtend, die Fortſchritte der Menſchheit zu meſſen behaupten, lag nicht in meinem Plan. Männer, die da oben waren, haben mich verſichert, man ſehe dort nicht weiter als hier unten, die Ausſicht nach der einen Seite, der Vergangenheit, ſei beſchränkt wie hier; nach der andern, der der Zukunft, erblicke man nur Nebel, in denen man kaum einige zweifelhafte Geſtalten zu erkennen glaube. Es ſei, meinten ſie, „der Platz, um Viſionen zu haben.“

Die Männer, die Heeren dies weiß gemacht haben, ſind nie dort oben geweſen. Wer eine Gegend immer nur vom Thale aus betrachtet hat, der mag ganz gute geometriſche Anſichten und Berechnungen davon haben, aber eine klare Ueberſicht, eine einheitlich zuſammenfaſſende Anſchauung hat er nicht. So hat auch Heeren von den Urſachen und Wirkungen der Facta eine gewiſſe gründliche Kenntniß und hat, was den gewöhnlichen pragmatiſchen Zuſammenhang anlangt, mehr geleiſtet als ſeine Vorgänger, namentlich hat er auch bei der neueren Geſchichte die Colonieen, ihre Fortbildung und ihren Einfluß auf Europa zuerſt ins Auge gefaßt und dargeſtellt, aber er iſt eigentlich nie aus der Sphäre eines hiſtoriſchen Statiſtikers zu einem Hiſtoriker herausgetreten. Er hat Recht dies zu nennen: „auf hiſtoriſchem Grund und Boden bleiben,“ kein Recht aber zu ſagen: „er habe ſich durch gänzliche Entfernung von aller Speculation den Sinn für praktiſche Politik lebendig erhalten.“ Davon findet man keine Spur. Nicht einmal iſt etwa in herzergreifenden Zügen der Zuſammenhang der Vergangenheit mit der Gegenwart dargelegt; dagegen iſt in moraliſirender Redſeligkeit eine Unmaſſe von Flachheit und Seichtigkeit ausgeſtreut. Ja Heeren hält es für nöthig, ſich gegen jede Beziehung ſeines Raiſonnements zur Gegenwart zu verwahren und verſichert (1809), „daß er das, was er ſage, immer nur in Beziehung auf die Zeit und auf die Verhältniſſe ſage, von denen er eben ſpreche.“

Und dennoch rühmte ſich Heeren ſpäter: „daß er zur Zeit, als Europa in Feſſeln geſchlagen, das europäiſche Staatenſyſtem

Digitized by Google

als ein freies darzuſtellen gewagt und ſo das Andenken daran lebendig erhalten habe.“

Dies führt uns auf die leitende „Idee,“ welche das Buch durchzog. Es war dies der Gedanke an das europäiſche Gleichgewicht. Heeren ſuchte zu zeigen, „wie die innere Freiheit oder die Unabhängigkeit ſeiner Glieder, wie ungleich an Macht ſie auch ſein möchten, das Charakteriſtiſche der europäiſchen Staaten ſei.“ Es war dieſer Gedanke keinesweges ein neuer. Schon im 17. Jahrhundert war es den europäiſchen Staaten, oder vielmehr Fürſten, zum Bewußtſein gekommen, daß die Macht der Dynaſtieen nur dann eine dauernde ſein könne, wenn kein Staat, ohne den Widerſtand aller andern befürchten zu müſſen, alſo ohne eigene große Gefahr, die Macht eines andern Staates beſchädigen könne. An dieſer rohen Anſicht, welche ſchon die Theilung Polens hätte widerlegen können, hing nun Heeren feſt. Er begriff nicht, daß ein ſolcher auf gegenſeitige Furcht gegründeter Zuſtand nimmermehr zum Heile der Völker führen könne. Er ſah nicht ein, daß jedes Gleichgewicht und die wahre Grundlage jeder Freiheit zerſtört ſei, wenn die Lenker der Staaten den natürlichen Urgrund des Staates, das Volk ſelbſt, ſo gänzlich verkannten, daß ſie ein zuſammengeſtoppeltes Material der Macht höher achteten, als eine einheitlich verbundene Bevölkerung, wenn die Dynaſtieen glaubten, ſie beſäßen ihre Geltung ganz und gar in ſich ſelber, während dieſe doch lediglich darin beruht, daß ſie Dynaſtieen eben dieſes Staates ſind. So glaubte denn Heeren, Napoleon habe das europäiſche Gleichgewicht geſtürzt und mit ſeiner Verbannung ſei daſſelbe auch wiederhergeſtellt. Allein Napoleon hätte das europäiſche Gleichgewicht nie ſtürzen können, wenn es auf beſſere Principien, als Furcht, geſtützt, und wenn die monarchiſche Macht und die Macht des Volkes nicht durch gefährlichen Mißverſtand zerſplittert geweſen wäre. Noch verkehrter aber war es, eine Wiederherſtellung deſſelben zu preiſen, ehe im Innern an einer Reinigung und Fortbildung gearbeitet, ehe das Intereſſe der Fürſten und Völker ganz zu einem einigen verwachſen war.

Als ein Irrthum könnte dies verziehen werden, aber in dem letzten Abſchnitte des „europäiſchen Staatenſyſtems“ (von der franzöſiſchen Revolution bis zum Jahre 1821) zeigt ſich eine

Parteilichkeit gegen Frankreich und Volksfreiheit, eine unverholen ſich ausſprechende Vorliebe für die Ariſtokratie der Mächte, welche ſich durch den Tractat zu Choumont feſtſetzte, wie für den heiligen Bund, „welcher ein Band der Bruderliebe um die mächtigſten Monarchen und ihre Völker geſchlungen,“ daß nicht mehr an einen Irrthum gedacht werden kann. Napoleon iſt Heeren jetzt ein Uſurpator, deſſen Streben eine Knechtſchaft der Völker war, während in der Ausgabe von 1809 derſelbe ein Heros genannt wurde. Seine Entweichung von Elba und die Eroberung von Frankreich mit einer Hand voll Soldaten war „ohne Größe;“ die Verſammlung auf dem Maifelde „eine Caricatur von Karl dem Großen.“ Die Achtserklärung vom 13. März 1815 „eine ſchnelle und entſcheidende Maßregel.“

Daneben Gemeinplätze der vagſten Bedeutung, z. B.: „So war er (Napoleon), ſich ſelbſt unbewußt, das Werkzeug einer höheren Macht; denn ſeine Zwecke waren nicht ihre Zwecke. Wie auch das Urtheil der Nachwelt über ihn fallen mag, die Weltgeſchichte kann ihn nur aus dieſem Geſichtspunkte betrachten.“

Die Wiederherſtellung der europäiſchen Staatenverhältniſſe iſt Heeren die Wiederherſtellung europäiſcher Freiheit, und „dieſe größte That des Jahrhunderts“ ward nur „durch den reinen Willen der Monarchen möglich.“

Die Thaten von 1815—1821 werden durch auf Schrauben geſtellte Sätze künſtlich umgangen. „Wenn aber die Mächtigen, und ſelbſt die Mächtigſten der Erde, doch immer unter dem Einfluſſe der herrſchenden Ideen des Zeitalters ſtehen, ſo hat ſich dies wohl nicht leicht jemals mehr beſtätigt als hier. Daß Fürſten und Völker nicht dazu da ſind, ſich einander zu bekriegen, wenn nicht die Noth ſie dazu zwingt; daß die Staaten, ein freies Staatenſyſtem bildend, ihre Unabhängigkeit wechſelſeitig zu reſpectiren haben; daß die Verfaſſungen geregelt werden müſſen durch beſtimmte Geſetze; daß den Völkern durch ihre Bevollmächtigten ein gewiſſer Antheil an der Geſetzgebung, beſonders den Abgabegeſetzen, eingeräumt werden müſſe; daß Sklaverei und Leibeigenſchaft Uebel ſeien, die man abzuſchaffen habe; daß der Mittheilung der Gedanken durch Schrift und Druck ihre geſetzliche Freiheit zu laſſen ſei; endlich und vor Allem, daß zwiſchen Religion, Politik und Moral ein Band

Digitized by Google

vorhanden ſei, das möglichſt befeſtigt werden müſſe; — dies waren Grundſätze, die zum Theil ausdrücklich ausgeſprochen und zum Theil ſtillſchweigend anerkannt wurden."

Wie dieſe Grundſätze aber in der Praxis gehandhabt wurden, davon ſagt Heeren — kein Wort. Statt deſſen erhalten wir abermals einen Gemeinplatz: „Wie günſtig auch dieſe Umſtände waren, ſo konnte doch jeder Verſtändige wohl vorherſehen, daß es nicht an Hinderniſſen fehlen, und daß das zu errichtende Gebäude keineswegs den idealiſtiſchen Gebilden gleichen werde, welche ſich ſo manche entwarfen. Nicht was an und für ſich, ſondern was unter den gegebenen Umſtänden und Verhältniſſen möglich war, iſt der Maßſtab, mit dem das Geleiſtete gemeſſen werden muß; und wenn auch ſelbſt nach dieſem Maßſtabe ſich noch Unvollkommenheiten und Mängel zeigen, kann das wohl den Sachkundigen befremden?" — Befremden nicht, aber er ſoll die Unvollkommenheiten und Mängel offen vorlegen und nicht abſichtlich mit nichtsſagenden Redensarten verdecken. — Heeren ſagt von Thucydides, „ſein Stoff (die Geſchichte ſeiner eigenen Zeit) mußte ihn zum Kritiker machen." Warum machte nun Heeren, der gleichfalls die Geſchichte ſeiner Zeit ſchrieb, dieſer Stoff nicht gleichfalls zum Kritiker? Warum nahm er ſich die Wahrhaftigkeit und Gewiſſenhaftigkeit des Thucydides nicht zum Muſter?

Kein Werk hat aber größere Zurückweiſung empfangen, als Heeren's Ideen über die Politik und den Verkehr der alten Völker. Gervinus, der Widerſpruchsſtarke, unterſuchte in friſcheſter Jugendlichkeit die Löwenklaue des „Ehrwürdigen." Ihn ſchreckten nicht Auctoritäten aus Berlin, aus Bonn und Göttingen, nicht das Zeugniß, welches die **Revue encyclopédique** und des **Reviews** lobredneriſch ausgeſtellt. Mit einem Aufwande von Gelehrſamkeit, der die Auctoritäten-Männer zurückſchreckte und verſtummen machte, räumten dann die hiſtoriſchen Briefe einmal auf. Und ſiehe da, Heeren war gar kein Löwe, ſein Schwiegervater und die Göttinger hatten ihm eine Löwenhaut umgehängt, halb Europa hatte geglaubt.

Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen faßt Gervinus in dem Schluſſe zuſammen, und ſagt: „Neben ſeinen Zeitgenoſſen

erſcheint Heeren wie ein Fremder. Die Nachwelt würde fragen nach dem Standpunkte wiſſenſchaftlicher Forſchung und würde ihn um ein halbes Jahrhundert zurückfinden, wie wir geſehen haben; ſie würde ſeinen Namen unter den Männern ſuchen, die als Organ des öffentlichen Lebens in einer gährenden Zeit redeten, und würde ihn nicht finden; ſie würde in ſeinen Schriften wenigſtens einen Anhauch des Geiſtes ſuchen, der die ganze Generation lebenvoll durchdringt, und würde ihn nicht finden. Die Hiſtoriographie der Deutſchen wird von ihm kein originelles Werk zu nennen wiſſen, wo ſie von philoſophiſcher Behandlung der Geſchichte ſpricht; für die politiſche kein ſelbſtſtändiges, für die kritiſche kein gründliches. Nur wo ſie von Schulen und Schulton, von Kaſten und Secten der Gelehrten ſpricht, wird ſie als ein warnendes Beiſpiel auch Heeren nennen, und ihn vielleicht als den letzten aufführen, der mit Aftergelehrſamkeit und erſchlichenem Schulruhme ein aufgeklärtes friſches Geſchlecht ſo lange zu äffen vermochte.“ —

Heeren iſt einer jener Gelehrten, welche die Studirſtube höchſt ungern verlaſſen, ſich dem Treiben der Menſchen ängſtlich entziehen, aber höchſt eitel auf ihren Ruf ſind. Seine Vorleſungen mögen eine Menge nützlicher Kenntniſſe verbreitet haben, zu Thaten begeiſtert, mit Vertrauen und Muth für die Zukunft erfüllt, hatten ſie nicht; denn ſelten offenbarte ſich der Gegenſatz zwiſchen Wiſſen und Können ſo ſtark. Sein Vortrag war frei, aber weich, monoton, ſchwach, wie ſeine ganze Bildung etwas Biegſames, Unmännliches zeigt. Mit ſeinen Kräften und geſunkenem Renommée nahmen ſeit Jahren ſeine Zuhörer ab, und ſchon ſeit 1830 konnte er in ſeinen geſchichtlichen Vorleſungen nicht mehr gegen Dahlmann aufkommen. Er gab ſie auf. Seit fünf, ſechs Jahren hat er aber auch ſeine Vorleſungen über Statiſtik und Geographie aufgeben müſſen. Die hannoverſche Verfaſſungsfrage hat ihn natürlich nicht bewegt. Die Redaction der Göttinger G. A. hat der Zweiundachtzigjährige dies Jahr in die Hände eines Achtzigjährigen niedergelegt. —

Mehr ſchon als Heeren war Sartorius von den Ideen der neuen Zeit durchdrungen, und erfüllt von dem Berufe, ſeine Schüler in das Leben einzuführen. Georg Sartorius war 1765 zu Caſſel geboren, hatte 1783 dem Willen ſeines Vaters gemäß

in Göttingen unter Michaelis ſeine theologiſchen Studien begonnen, wurde jedoch durch Schlözer und Spittler zur Geſchichte hinübergezogen und fand als Cuſtos der Bibliothek reichliche Nahrung für hiſtoriſche Forſchungen. Wie Alles, was damals jung und kräftig war, ſtand er mit den göttinger Dichtern in Verbindung, mit A. W. Schlegel und Bürger. Einige ſchwache poetiſche Verſuche von ihm ſind in dem göttinger Almanach aufbewahrt. Seine engere Verbindung mit Bürger dauerte jedoch nur ſo lange, „als deſſen häusliche Verhältniſſe es geſtatteten.“ Die franzöſiſche Revolution enthuſiasmirte auch ihn und veranlaßte eine „mit Begeiſterung unternommene und mit beſchränkten Geldmitteln durchgeführte Reiſe nach Frankreich und Paris.“ Franzöſiſche Blätter hatten ihn einen Vertheidiger der Menſchenrechte in Göttingen genannt, das hinderte denn lange ſeine Anſtellung als Profeſſor, obgleich er deutlich genug erklärte, daß gerade jene Reiſe alle Täuſchungen zerſtört hätte. Erſt nachdem er ſeine Umwandlung 1795 durch die Geſchichte des Bauernkrieges offen bethätigt hatte, wurde er Profeſſor.

Sein Verhalten während der weſtphäliſchen Zeit haben wir angedeutet. Zu der Zeit, mit welcher wir beginnen, 1814, wurde er zum Nominal-Profeſſor der Politik ernannt und erhielt bald darauf durch Goethe's Vermittelung den Auftrag, für Weimar den wiener Congreß zu beſuchen. Nicht ohne einige Profeſſoreneitelkeit, aber mit den entſchiedenſten Hoffnungen, daß auf ſo ruhmwürdige Thaten des Krieges eben ſo ruhmwürdige Thaten des Friedens folgen würden, trat Sartorius ſeine Miſſion an. Seine Frau ſagt von dieſer Zeit:

„Wer hoffte nicht in jenen Tagen? Selbſt wer den Lauf der Begebenheiten genug kannte, um beſcheidene Anſprüche mitzubringen, durfte ſich einigermaßen dazu berechtigt glauben. Wie niederſchlagend mußten daher die Worte eines Staatsmannes wirken, deſſen hohe Stellung ihm einen vollen Ueberblick geſtattete: man möge nichts von einem Congreſſe hoffen, der Europa und die Welt in allen ihren Erwartungen täuſchen werde.*)“

*) Aehnlich ſprach ſich der Graf von Münſter, als hannoverſcher Miniſter und Erblandmarſchall in einer am 16. Oct. 1815 bei Wiederverſammlung der hannov. allgemeinen proviſoriſchen Ständeverſammlung gehal-

Sartorius ſah bald ein, daß er dort ein unbeachtetes Profeſſorlein bliebe, und in allen ſeinen Erwartungen getäuſcht, folgte er gern dem Rufe, welcher ihn zum Mitgliede der allgemeinen Ständeverſammlung berief, die am 14. Decbr. 1814 in Hannover eröffnet war. Dieſe ſogenannte proviſoriſche Ständeverſammlung hatte mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur war ihre Zuſammenberufung an ſich ſchon eine Verletzung der durch den R. D. H. S. von 1803 normirten ſtaatsrechtlichen Grundlagen, indem ſie an die Stelle der Provinziallandſchaften eine Verſammlung von allgemeinen Landſtänden ſetzte, ſondern der Beſchluß vom 17. Jan. 1815, wonach die Schulden des Landes in eine allgemeine Maſſe vereinigt wurden, und die Art, wie man ein allgemeines Steuerſyſtem ſchaffte, ſetzte ſich über den Rechtspunkt hinweg. Der geheime Cabinetsrath Rehberg ſpielte bei allen dieſen Angelegenheiten die erſte Rolle, weshalb ihm die vereinzelte Stimme eines praktiſchen Rechtsgelehrten vorgeworfen hat, er allein habe die Schuld aller der Rechtsverwirrniß im Lande Hannover. Zu Rehberg ſtand aber Sartorius etwa in einer Stellung wie Dahlmann zu Roſe, nur daß Rehberg tiefere, wiſſenſchaftlichere Bildung hatte, als jener. Sartorius ſchrieb auf dem Krankenbette ſeine Schrift: „Ueber gleiche Beſteuerung des Königreichs Hannover,“ welche den größten Einfluß auf die von der Regierung vorgeſchlagene und gewiß zweckmäßige Maßregel übte, mochte dieſe auch das poſitive Recht verletzen, oder ſich wenigſtens darüber hinwegſetzen. Die Verhandlungen der proviſoriſchen Ständeverſammlung verſchleppten ſich aber an dem Rechtspunkte, von dem einige Provinzen nicht laſſen wollten, und Sartorius zog ſich von ihnen zurück. Auch Rehberg, der ein Einkammerſyſtem wollte, war indeß in Ungnade gefallen, und es wurde das Patent vom 7. December 1819 erlaſſen, in welchem ohne Zuſtimmung, ſogar gegen die ausdrücklichen Beſchlüſſe der proviſoriſchen Ständeverſammlung eine neue Verfaſſung mit zwei Kammern,

tenen Rede über den deutſchen Bund aus: „Die Verhandlungen des Wiener Congreſſes haben das deutſche Volk in einen Bund wieder vereinigt, der bisher nicht allen Erwartungen, in Beziehung auf Sicherſtellung der bürgerlichen Rechte der Deutſchen, als Glieder eines großen Nationalvereins, entſpricht.“ — Bisher!?

mit Majoraten und Virilſtimmen u. ſ. w. octroyirt wurde. — Sartorius ſchwieg, obgleich er abermals in all' ſeinen Erwartungen getäuſcht war.

Es kam die Zeit der Demagogenriecherei und der karlsbader Beſchlüſſe; Mißtrauen und Angſt auf der einen Seite, Thorheit und politiſche Sünden auf der andern. — Es war zu fürchten, daß das Verfolgungsſyſtem alle Grenzen überſchreiten und ſo allmälig die geiſtige Freiheit gefeſſelt würde. Da ſchrieb 1820 Sartorius ſein Werk: „Ueber die Gefahren, welche Deutſchland drohen," in welchem er nicht verhehlte, wie der Bundestag Niemanden befriedigen könne, wie nichts zu ſeiner ferneren Ausbildung geſchehen ſei; offen ausſprach, daß Erfüllung des Art. 13. die Gemüther eher beruhigen werde, als der eingeſchlagene Weg, wie der freie Gebrauch der Preſſe ſich auch in Deutſchland nicht dauernd verſagen laſſe.

Wer weiß, daß damals die herrſchende Partei nur in ihren Anſichten vertheidigt und beſtärkt, nicht widerſprochen ſein wollte, dem muß dies eine Vermittelung verſuchende Werk immer noch ein Schlözer's und Spittler's würdige That erſcheinen, fehlte auch die Schlözerſche Kräftigkeit und Spittlerſche Feinheit. Wie als Schriftſteller bewährte ſich Sartorius auch auf dem akademiſchen Lehrſtuhle als Feind der Reſtauration und der Hallerſchen brutalen Principien. Heinrich Heine ſagt von Sartorius, ſeine Verehrung für ihn ſei viel größer als der Unmuth, welchen er gegen Göttingen im Allgemeinen hege, er habe ihm jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitet, ohne welche er die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen. Er nennt ihn „den großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt für alle fremden Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter."

Wir begreifen daher den erfreulichen Einfluß, den Sartorius auf die in Göttingen ſtudirende Jugend in den troſtloſen Abendzeitungsjahren von 1820 übte. Im Jahre 1827 von Ludwig von Baiern zum Freiherrn von Waltershauſen erhoben, ſtarb Sartorius am 24. Aug. 1828, ehe er noch ſeine erneuerten werthvollen Forſchungen über die Hanſa gänzlich vollendet und zum Druck befördert hatte. Sein größter Fehler war eine

Digitized by Google

gränzenloſe Eitelkeit. Schon Heyne charakteriſirt ihn gegen Joh. v. Müller im J. 1808: „Sartorius, ein guter Kopf; ſeine precieuſe Eitelkeit muß aber immer auf geradem Wege gehalten werden.“ —

Neben Sartorius und Heeren lehrte bis 1832 Saalfeld, deſſen unglückſeliges Ende ein pſychologiſches Räthſel bleiben wird. Es fehlte ihm nicht an mannigfachen hiſtoriſchen Kenntniſſen, nicht an einem gewiſſen Witz, in welchem er ſich ſehr gefiel, aber an tieferm hiſtoriſchen Geiſt. Als Politiker war er Eklektiker, dem es an einheitlicher Grundanſicht fehlte. Zu einem Hiſtoriker ſeiner Zeit machte ihn ſchon ſeine geiſtige Unſelbſtſtändigkeit, — ſeine Erregbarkeit durch jeden äußern Anlaß, untüchtig. Das bewies ſeine Schmähſchrift auf Napoleon, die ſelbſt bei einer zweiten Auflage ſich in gemeiner Leidenſchaftlichkeit gleich blieb. Napoleon war ihm nur ein „haſſenswerthes Ungeheuer“ — „ein Fluch der Mit- und Nachwelt“ — „ein Todfeind der europäiſchen Freiheit“ — „aus der niedrigſten Klaſſe der Geſellſchaft“ und „einem ſo übel berüchtigten Volke entſproſſen, daß die Römer nicht einmal Korſen zu Sklaven haben wollten.“ —

Und ein ſolcher Mann wagte es, eine allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit zu ſchreiben und ſich dabei mit Thucydides und Tacitus zu vergleichen. Hätte er nicht ſchon den verkehrten Geſichtspunkt aufgefaßt: „eine lebendige Schilderung der (durch die Franzoſen) erlittenen Unbilde zur Erweckung und Stärkung der heiligen Gefühle für vaterländiſche Ehre und Freiheit zu geben und vor verderblichem Rückfall in ſorgloſe Trägheit zu warnen,“ was wohl einer Flugſchrift würdig, aber keiner Geſchichte von ſechs dicken Bänden, ſo hätte ihn doch wenigſtens ſein Mangel an Muth vor einem ſolchen Unternehmen bewahren ſollen. Dies war eine Schwäche, die ſich bis auf ſeine letzten Tage nicht verleugnete und die ſich ſelbſt durch Phraſeologie nicht verbergen ließ. Seine Geſchichte der neueſten Zeit iſt ein aus Venturini's Chronik, Zeitungsnachrichten und Flugſchriften mit großer Breite zuſammengeſtoppeltes Machwerk, der man anſieht, daß des lieben Geldes wegen zuſammengeſchrieben iſt. Die wichtigſten Abſchnitte der Geſchichte, z. B. Preußens geiſtige Wiedergeburt von 1807 bis 1810, werden mit kurzen An-

Digitized by Google

deutungen abgethan, Kriegszüge und Schlachten mit der größten Ausführlichkeit erzählt. Die Ereigniſſe von 1815 bis 1819 werden mit zweideutigen Redensarten abgeſpeiſet, nichts wird verdammt, auf beiden Seiten entſchuldigt.

Und wenn ſelbſt dies damals Saalfeld noch den gefährlichen Ruf eines Liberalen zuziehen konnte, ſo ſuchte er zu zeigen, daß er ſich gänzlich aus dem Gebiete der Tagspolitik ziehen könne und ſchrieb die Fortſetzung zu der Pütterſchen Gelehrten-Geſchichte Göttingens, die trockenſte Regiſterarbeit, wodurch er jedoch ſeinen Zweck, eine ordentliche Profeſſur, erreichte.

Ob er in ſeinen Vorleſungen über Politik ſich getreu geblieben, können wir nicht beurtheilen; im Jahre 1828 lehrte er nach gemäßigt liberalen Grundſätzen, widerlegte Haller u. ſ. w. — Entſchieden liberaler wurde er ſeit dem Juli 1830. — Nach den göttinger Unruhen ſuchte er Popularität bei der Bürgerſchaft zu erwerben, was ihm gelang. Er wurde von der Stadt zum Deputirten gewählt und ſtand in der Verſammlung auf der Seite der Oppoſition gegen die von Dahlmann vertheidigten Regierungsvorſchläge. Saalfeld verlangte namentlich Eine Kammer. Er ſchadete aber ſich und ſeiner Partei durch eitles Hervordrängen und gab Veranlaſſung zu mehrfachem Skandal. Doch war er häufig bitter gereizt; Roſe, Dahlmann, Pertz, Stüve gehörten zu ſeinen Gegnern. Viele Verhältniſſe ſind hier noch unerklärbar. Man drohete hier mit Entſetzung und verſprach durch den Juſtizrath von dem Kneſebeck vollen Gehalt, wenn er ſeine Entlaſſung freiwillig fordere. Es fehlte ihm an Muth, ſeinen Grundſätzen getreu zu bleiben und einen Rechtsſpruch zu verlangen, er zog den Genuß ſeiner Dienſtrevenüen dem Dienſte vor und ging nach Würtemberg. Ob Unmäßigkeit oder innere Gemüthsleiden den auch dort von der Polizei Ueberwachten zum Wahnſinn brachten, iſt trotz einer ſehr ausführlichen Krankengeſchichte im Nekrolog der Deutſchen (1835) zweifelhaft geblieben.

Die Philologie war nach Heyne's Tode längere Zeit durch Mitſcherlich hauptſächlich vertreten. Welcker darf zu den Göttingern nicht gezählt werden, da er nur drei Jahre hier Profeſſor war (1816—1819) und man ihn nicht hier hielt, als er nach Bonn berufen wurde. Mitſcherlich war durch Heyne in Göttingen gefeſſelt, erſt Cuſtos an der Bibliothek, dann Pro-

Digitized by Google

feſſor. Er interpretirte als ſolcher griechiſche und römiſche Dichter mit Beifall, war aber in höchſt einſeitiger Gelehrſamkeit befangen. Sein ganzes Wiſſen hat ſich hauptſächlich in ſeiner Ausgabe des Horaz concentrirt, die unter den Philologen allerdings berühmt iſt, und ſchon dem Gymnaſiaſten, der nur die ausgeſchriebene Döringſche Ausgabe kennt, als hohes Vorbild geprieſen wird. Das Originellſte an Mitſcherlich iſt jedenfalls die Rache, welche er an Döring genommen haben ſoll. Was nun dieſen Horaz anbetrifft, ſo klagen freilich viele Philologen, daß das Kritiſche und Grammatiſche ſtark vernachläſſigt ſei; aber ächter Alterthumsforſchung kann es eben ſo wenig genügen, daß Mitſcherlich bei den Einzelheiten in der Auffindung des Zuſammenhangs und des Grundgedankens Sachkenntniß und Scharfſinn, und in der Menge herbeigeſchleppter Parallelſtellen Beleſenheit an den Tag legte. Weiter geht aber ſein Geſichtskreis nicht; von der Stellung des Dichters zu ſeiner Nation und Zeit, zur griechiſchen und römiſchen Litteratur, von der äſthetiſchen Anſicht des Horaz, verglichen mit den Schönheitsbegriffen unſerer Zeit iſt nirgend die Rede. — Mitſcherlich war gewandter Lateiner und als ſolcher hat er im philologiſchen Seminar tüchtig gewirkt. Wenn er deshalb zugleich Professor eloquentiae et poeseos war, ſo beweiſt das freilich nicht gegen ihn, wohl aber gegen die ganz ſchiefe, ja verkümmerte Stellung der Poeſie und Beredſamkeit, die auf den Univerſitäten längſt zu Schemen geworden ſind. Er verfertigte von 1809 bis 1835 bei feierlichen Gelegenheiten u. ſ. w. die Programme der Georgia Augusta, die ſich ſämmtlich in hohen und geſuchten Redensarten bewegen, aber einen ſehr dürftigen Inhalt haben. Ebenſo ſind ſeine Gedichte Nachahmungen von dem nüchternen Bombaſt des ſervilen Horaz. Wir würden Proben davon, namentlich die Lobescarmen auf König Jérome vorlegen, wenn es der Mühe lohnte. Als Redner haben wir Mitſcherlich häufig gehört, wenn er in der fürchterlichſten Monotonie ſein Programm bei den akademiſchen Preisvertheilungen vorlas und ſich wegen des von Jahr zu Jahr ſchlechter werdenden Lateins, zur Erheiterung der Anweſenden, in den heftigſten Ausdrücken vernehmen ließ. Schon früh hat ſich Mitſcherlich jedoch auf ſeine Claſſiker und die Bienenzucht zurückgezogen. Er rühmt ſich, Schiller und Goethe nie

Digitized by Google

geleſen zu haben, iſt dabei aber geheimer Juſtizrath geworden. Im Jahre 1835 wurde er ſeines Alters wegen der Geſchäfte eines Redners entbunden; nach O. Müllers Tode trat er abermals hervor und es hatte in der That etwas Rührend-Komiſches, wie der alte Mann gleich einer Ahnfrau ſich alſobald wieder über den Verfall des Lateinſchreibens beklagte. Als Profeſſor der Beredſamkeit und als Decan hat er häufig das Cenſoramt geübt. Er, der von Litteratur der Gegenwart und den Zeitideen gar keinen Begriff hat, ſtrich 1833 in einer hier gedruckten Liederſammlung den Körnerſchen Kraftgeſang: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los“ — noch ſchlimmer ging es jüngeren göttinger Dichtern. Im Jahre 1840 verweigerte er einem ſchönen Gutenbergsgedichte, weil es gegen Religion gerichtet, kurz darauf einem Gedichte auf Otfried Müller's Tod in Athen die Cenſur, weil eine Stelle aus einem akademiſchen Programm Müller's, welche ſich auf die Stellung der Univerſität zu der Verfaſſungsfrage bezog, in Anmerkung beigefügt war. In den vom Dr. W. V. C. Pfeiffer herausgegebenen Jugendklängen durfte bei einem Gedicht, „Körner's Geiſterſtimme“ das Wort Freiheit nur ſtehen bleiben, nachdem in einer Anmerkung hinzugeſetzt war, es verſtehe ſich von ſelbſt, daß hier nur von ſittlicher Freiheit die Rede ſei.*) Kurz von den Gedichten der Sänger des Hainbundes hätten unter Mitſcherlich's Cenſur zwei Drittel nicht gedruckt werden dürfen. — Zeitungen lieſt Mitſcherlich natürlich nicht, ſonſt würde er in dieſem Augenblick wieder durch den Profeſſor Fuß aus Lüttich betrübt ſein, der dem Philologenvereine in Bonn das Beckerſche Rheinlied, in barbariſches Latein überſetzt, überreichte.

Ludolf Diſſen, der von 1809—1812 in Göttingen als Privatdocent fungirt hatte und 1813 als Profeſſor von Marburg zurückgerufen wurde, ſtand hoch über den Philologen, wie ſie Mitſcherlich und Andere repräſentirten. Er hatte aus dem Becher der Philoſophie genippt, wenn auch nicht tief, denn ſein Freund Herbart hatte ihm dieſen Becher dargereicht. — Heyne hatte von ihm geſagt: „der wird noch retten und halten, was zu

*) Dr. Freimund Pfeifer in Oldenburg, der nach öffentlichen Blättern leider kürzlich geſtorben ſein ſoll, beſtätigt dieſe Erzählungen in den Humoriſtiſchen Blättern von Kobbe.

Digitized by Google

retten und zu halten iſt,“ aber Gottlob, von der Macht der humaniſtiſchen Studien, im Heyniſchen Sinn, war nicht viel mehr zu retten. Das beweiſt eben Diſſen, der nach Welcker von Herbart „in das Studium des Plato und in die Kunſt eingeweiht war,“ und der wahrlich keinen gemeinen Sinn zu ſeinen Studien mitbrachte. Diſſen ſchrieb am 3. Decbr. 1825: „die Erkenntniß des Schönen iſt die erhabenſte Aufgabe der Philologie; denn die vollendete Darſtellung des Schönen in ſchönſter Form iſt das Weſen des hohen claſſiſchen Styls, und alles Begreifen, welches beim Einzelnen ſtehen bleibt, iſt nothwendig leer. Schon damals, als ich Tag und Nacht das Begreifen der Pindariſchen Oden im Kopfe trug, habe ich es recht geſehen, wie alles Verſtehen erſt anfängt mit dem Ergreifen der Idee, dann aber auch Alles wie eine herrliche Flur ſich ausbreitet: ich habe geſehen, daß das Erkennen der Idee erſt die wahre Begeiſterung bringt, und es ſcheint mir begreiflich, wie dabei doch jene ruhige Beſonnenheit walten könne, die wir in den Productionen der Alten finden. Es iſt wohl kein Zweifel, daß diejenigen Moralphiloſophen das Ethiſche am richtigſten auffaſſen, die, wie Platon, vom Schönen, vom wirklich Schönen der Ideen ausgehen.“ — Wer möchte eine ſo geſtellte Aufgabe der Philologie nicht gern anerkennen?

Aber ſehen wir, wie ſich in der Praxis geſtaltete, was in ſeiner höchſten Forderung ſo wahr anerkannt wurde. Diſſen beſchäftigte ſich vielleicht den größten Theil ſeines Lebens mit dem Pindar. Das Reſultat ſeiner Studien war aber: „daß die Pindariſche Lyrik nicht aus einem plan- und regelloſen Umherſchweifen des Geiſtes über allerlei glänzende Vorſtellungen und Bilder, ſondern aus einer gedanken- und phantaſievollen Auffaſſung eines beſtimmten Gegenſtandes beſtehe.“ — Mit andern Worten, er hielt die Epinikien durch und durch für Gelegenheitsgedichte, woran er nicht Unrecht hatte. Auch darin ging er den rechten Weg, daß er die Geſtalt des Siegers zu einem lebevollen Ganzen herauszuarbeiten ſtrebte. Aber er irrte, wenn er damit die „Idee“ des Gedichts zu haben wähnte, und irrte noch mehr, wenn er „eine poetiſche Conſtruction auf gleiche Weiſe zu finden glaubte, wie er die grammatiſche Conſtruction eines Satzes fand.“

Digitized by Google

Unter ſolchen Beſtrebungen verſchwand dann die Idee und die Schönheit des Gedichts ſelbſt, es wurde zu einer Hauptunterſuchung, ob Hieron unmäßig geweſen, ob ein anderer Sieger mit ſeiner Schweſter in einem Verhältniß geſtanden, oder ein dritter des Nachts in Theben mit einem Mädchen umhergewandelt. Kurz es wurde ſo viel künſtlicher Apparat und ſo viel Gelehrſamkeit herbeigeſchleppt, daß alle reine Freude an der Schönheit des Gedichts erdrückt wurde und man ſtatt der Göttin nur eine philologiſche Wolke umarmte. Wir wiſſen, daß der größte Theil von Goethe's lyriſchen Gedichten Gelegenheitsgedichte ſind, ſelbſt ſeinem Werther, Wilhelm Meiſter liegen reale Grundlagen unter. Wie hat ſich aber Goethe immer dagegen geſträubt, wenn man nach den perſönlichen Bezügen, nach den verſchiedenen Facten fragte, welche einer Dichtung zur Veranlaſſung gedient hatten. Und das geſchah nicht ohne tiefen Grund, denn alle Poeſie, alles Ideale wird verwiſcht, wenn man dieſe Bezüge und realen Grundlagen zur Hauptſache macht. Man überſetzt dann nicht nur ein Gedicht in Proſa, ſondern verwandelt es in Proſa und begeht das umgekehrte Wunder, aus Wein Waſſer zu machen.

Diſſen verkannte, daß jede Dichtung etwas für ſich Beſtehendes iſt, wenn ſie auch Beziehungen auf ein gewiſſes Ereigniß hat. Es iſt dies aber kein Vorwurf, der Diſſen allein trifft, ſondern beinah die ganze Philologie, ſofern ſie ſich mit den Dichtern des Alterthums beſchäftigt. Wir verkennen keineswegs, daß Diſſen unendlich viel vor allen denen voraus hatte, die, wie er ſich ausdrückte, „das Licht aus der Ferne holen, ehe ſie ſich in der Nähe umgeſehen, oder mit andern Worten, aus verſchiedenen Schriftſtellern Worterklärungen zuſammen ſuchen, noch ehe ſie ſich in das Innere des Gegebenen vertieft und den Zuſammenhang feſtgeſtellt haben." — Er ſtrebte wenigſtens immer nach einer anſchaulichen Darlegung der Harmonie des Gedankens und der Form, nach einem Zurückführen des Einzelnen auf den Zweck des Ganzen, was die gewöhnlichen Wortphilologen kaum thun.

Obgleich Diſſen in einem Briefe an Welcker vom Decbr. 1832 anerkannte, daß unſere heutigen Denkkategorieen über das Schöne in der lateiniſchen Sprache keine entſprechende Worte

Digitized by Google

ſänden, hat er ſeine Commentare lateiniſch geſchrieben. Iſt das nicht ein auf der Philologie haftender Fluch? Er hatte den Plan zu einem Werke über die Technik des claſſiſchen Ausdrucks gefaßt, welches er neben der Grammatik und der Syntax als beſondere Wiſſenſchaft der Philologie hinſtellen wollte. Nicht nur ſeine Gedanken über die Art, wie er dies Werk auszuführen dachte, in einem Briefe an Welcker vom 15. Jun. 1834, ſondern die Abhandlungen über den Periodenbau, welche ſeinem vorzüglichen Commentar zu Demoſthenes' Rede vom Kranze hinzugefügt iſt, müſſen das Bedauern erwecken, daß Diſſen gerade dieſe Arbeit, wozu er vielleicht unter allen lebenden Philologen am fähigſten geweſen, nicht vollenden konnte. Sein Körper war aber zu zerbrechlich, beinah gläſern, ſeine Nerven ſo gereizt, daß friſche Luft, ja ein friſcher Druckbogen ihm Zufälle bereitete.

Seit 1830 kam er höchſt ſelten aus ſeinem ſorgfältig gegen Luft abgeſperrten Zimmer und war daher als akademiſcher Lehrer nur von Einfluß auf einige Wenige, denen nach gehöriger Durchwärmung u. ſ. w. Zutritt zu ihm geſtattet war. Die Geſchichte ſeiner Leiden von 1830 bis 1837 wird Niemand ohne das tiefſte Mitgefühl leſen. Er ſtarb am vierten Tage des zweiten Jahrhunderts der **Georgia Augusta.**

Was die eigentliche Philoſophie, die ſpeculative Philoſophie anlangt, ſo war dieſelbe von Staatswegen durch Schulze und Bouterweck vertreten. Der Standpunkt Beider iſt ſchon früher angedeutet. Schulze war, als er nach Göttingen verſetzt wurde, nicht mehr der Antidogmatiker und Skeptiker, als welcher er ſich jugendkräftig im Aeneſidem gezeigt, ſondern er hatte ſich ſchon gänzlich der Gefühlslehre Jakobi's zugeneigt, und war, indem er jede Speculation für Blendwerk erklärte, aus dem eigentlichen Verbande mit der Philoſophie herausgetreten. Logik und empiriſche Pſychologie waren ihm lediglich Vorbereitungswiſſenſchaften, daher ihre unſägliche Trockenheit; eine Metaphyſik erkannte er nicht an.

Bouterweck hat uns eine Selbſtbiographie hinterlaſſen, in welcher er ſich mit ſeltener Aufrichtigkeit und übergroßer Strenge beurtheilt. Als Knabe orthodox religiös, auf dem Gymnaſium zu Zweifeln angeregt, als junger Student alles

Heil von einem verbeſſerten Epikureismus hoffend (auf die Annahme von zwei urſprünglich verſchiedenen Arten von Atomen geſtützt), dann durch Feder's praktiſche Philoſophie zum Determinismus geführt, alles Heilige einem Syſtem der Genußſucht und des Materialismus opfernd, dann Juriſt und Advokat, endlich ſich zum Dichter beſtimmt haltend, nach raffinirter Seltſamkeit ſpeculirend, vagabondirender Litterat, von Gleim unterſtützt — in Berlin auf Kant's Kritik geführt, aber bald wieder „zu litterariſchen Thorheiten," zu „prunkenden Zerrbildern des Lebens" wie in Graf Donawar, fiel Bouterweck aus einem Extrem in das andere. Er erkennt, „daß er, wie Viele damals," Kantianer wurde, weil er dem gewaltigen Scharfſinn des kühnen Reformators der Philoſophie zu wenig aus eigenen Mitteln entgegenzuſetzen hatte, daß er nur ein Mittelding zwiſchen einem Philoſophen und Phantaſten geweſen. Daß er aber, nachdem ſich ſein Kantiſches Fieber gelegt, auch nichts anderes und nur ein vernünftiger Menſch und Profeſſor der Philoſophie in Göttingen geworden (1797), das erkannte er nicht. Da ihm die Kraft fehlte, auf ſpeculativem Wege durchzudringen — wozu er im Eifer gegen den Fichtiſchen Idealismus in der Idee einer Apodiktik noch einmal vergebliche Anſtrengungen machte, ſo warf auch er ſich in die Arme des gefühlgläubigen Jakobi.

Sein Streit mit der Schellingſchen Schule und „der ihnen beigetretenen Kritiker und Poetaſter," denen er abenteuerliche Gaukeleien der Phantaſie und des Witzes vorwarf und die wiederum ſeinen Verſtand als den gemeinen verhöhnten, entfernten ihn noch mehr von der neuen Speculation, ſo daß er ſich in der Periode, von welcher wir hier reden, ſchon auf ſein eigentliches Gebiet, das äſthetiſche und allgemein litterariſche zurückgezogen hatte. Hier müſſen ſeine Verdienſte anerkannt werden, er war ein geiſtreicher Litterat und ein geſchmackvoller Aeſthetiker, der der Philoſophie immer noch die Stelle zu vindiciren ſtrebte, die ſie verdiente, und der deshalb in dem empiriſchen Göttingen lange der einzige wiſſenſchaftliche Halt war. In ſeinem Aufſatze: „Idee einer Litteratur," den wir den jungen Litteraten und Journaliſten nicht dringend genug empfehlen können, ſagte er kühn: „daß jede Gelehrſamkeit,

Digitized by Google

welche nicht mit der Poeſie, noch mit der Philoſophie in Verbindung treten möge, ohne Bedenken barbariſch und illiberal genannt werden müſſe.“ — „Eine Litteratur, auf deren Ganzes weder die Poeſie noch die Philoſophie jemals einen entſcheidenden Einfluß gehabt haben, iſt ohne innern Zuſammenhang. Sie verhält ſich zur Litteratur wie ſie ſein ſoll, wie eine Sammlung von Knochen zu einem lebendigen Körper. Durch die Philoſophie allein kommt das Verhältniß des Wahren zu dem Guten und Göttlichen an den Tag. Der Gelehrte, der nicht philoſophiren mag, ſammelt nur Garben für ſeine Scheuer. Er trägt Kenntniſſe in ſein Fach ein, das freilich ſeine abgeſonderte Welt iſt, aber für die wirkliche Welt, in welcher Alles zu Allem gehört, erſt dadurch einen Werth erhält, daß auch Andere hineingreifen, um es in andern Beziehungen zu benutzen.“

Darin war der Gegenſatz, in welchem Bouterweck zu den „Sternen erſter Größe“ im gelehrten Göttingen ſtand, ſtark genug ausgeſprochen, und das meinte auch wohl Heyne, wenn er gegen Joh. v. Müller von Bouterweck's „kleinen Geniefehlern und Mangel an Weltkunde ſprach.“ Noch ſtärker trat dieſer hervor, als Carl Chriſtian Friedrich Krauſe ſich hierher verirrte. Er war ein Philoſoph und paßte ſchon deshalb nicht für Göttingen. Eine beinah hundertjährige Abneigung gegen Speculation trat hier gegen ihn auf und hinderte die vollendete Entfaltung eines reichen, edlen Geiſtes. Krauſe war ein vielſeitig gebildeter, gründlich gelehrter Mann, und dazu der Philoſophie in einer Weiſe und in einem Sinne ergeben, wie dies von Wenigen geſagt werden mag. Sie war nicht nur die Seele ſeines Lebens, ſondern er ſah in ihr die heilende Kraft für die tiefſten Uebel der Zeit und der Menſchheit. Hierzu kam ein reiner, milder und beſcheidener Sinn. Ohne ſonſtiges Aeußere, als den Ausdruck der Würde, des Ernſtes und kindlich offenen Sinnes, ohne alles Jagen nach Beifall, wußte er ſeine Begeiſterung für Wiſſenſchaft unter den ungünſtigſten Verhältniſſen auf ſeine Schüler zu verpflanzen, die mit heiligem Eifer auf ihn und ſeine Lehre hielten. Krauſe hatte ſchon, ehe er nach Göttingen kam, von 1802—5 in Jena Vorleſungen gehalten, dann in ſtiller Zurückgezogenheit bis 1813 in Dresden ſich allein mit philoſophiſchen und ſprachwiſſenſchaftlichen Studien

Digitized by Google

beſchäftigt. Er trat 1814 in Berlin als Privatdocent auf, allein ohne Ausſicht, Fichte's Nachfolger zu werden, kehrte er 1815 nach Dresden zurück, unternahm von dort 1817 und 1818 eine Reiſe durch Deutſchland, Italien und Frankreich, hielt dann in Dresden öffentliche Vorleſungen über Philoſophie und deren Beziehungen zum Leben (ſpäter unter dem Titel: Grundwahrheiten der Wiſſenſchaft, gedruckt). Im heiligen Eifer für die Menſchheit ſtrebte er hier eine Reform der Freimaurerei durchzuſetzen, die er zum offenen Menſchheitsbunde umbilden wollte. Sein Plan mißglückte und er wurde von den Freimaurern geächtet.

So zog er mit ſeiner Familie nach Göttingen, ſich hier 1824 als Privatdocent habilitirend. Die erſten Jahre lebte er daſelbſt in ſtiller Wirkſamkeit und fand die Achtung und das Wohlwollen einiger älterer akademiſchen Lehrer von freierer Sinnesart (Thibaut, Sartorius, Bouterweck), wie den Beifall weniger ernſt ſtrebender Studirender, denen ein ſpeculativer Aufſchluß über den Sinn und die Bedeutung des Lebens Bedürfniß war. Als ſich aber eine größere Anzahl Schüler um ihn verſammelte, als man unter den Studirenden von der neuen Weisheit zu ſprechen anfing, die von Krauſe gelehrt werde, da wurde verbreitet, daß es nicht ganz richtig mit Krauſe ſei, daß er unerhörte Dinge lehre, ſich über Chriſtus ſtelle u. dgl. Da wichen denn die vorſichtigen Leute zurück, und nur die Wenigen blieben ihm, die ſein Syſtem und deſſen Bedeutung ſchon kannten oder ahneten. So blieb es aber nicht; von philoſophiſchen und theologiſchen Kathedern wurde vor ſeiner Lehre gewarnt, der inländiſche Theolog, welcher bei ihm hörte, erhielt eine ſchwarze Nota im Bericht an das Conſiſtorium. Als Krauſe's Anhänger ihren Lehrer in jeder Beziehung zurückgeſetzt ſahen, als ſie ihn ſeine Armuth und ſonſtige Familiennoth ſo ruhig, ſo groß und friedlich ertragen ſahen, da ergrimmten ſie im Herzen und vermeinten, das Unrecht der Welt durch doppelte Liebe und Eifer gut zu machen. Sie redeten ohne Scheu gegen die Arroganz, mit der ſich die empiriſche Gelehrſamkeit ſpreizte, Einzelne redeten wohl mehr als ſie verantworten konnten. Insbeſondere an der Theologie ſuchten ſie ſich zu reiben und dieſer ihre Ueberlegenheit fühlbar zu machen.

Digitized by Google

Die Folge davon war die völlige Verketzerung der „gefährlichen unverſtändigen Lehre,“ ſo daß ſelbſt H. Heine, der ſich um Philoſophie wenig kümmerte, in ſeinen Reiſebildern ſchrieb: „Schäfer und Doris (die Pedellen) müſſen aufpaſſen, daß keine neuen Ideen, die noch immer einige Decennien vor Göttingen Quarantaine halten müſſen, von einem ſpeculirenden Privatdocenten eingeſchmuggelt werden.“ —

Als daher 1828 Bouterweck ſtarb, wurde nicht Krauſe an ſeine Stelle geſetzt, ſondern 1829 ein Eklektiker, Amadeus Wendt aus Leipzig berufen. Dieſer fügte ſich leicht in den göttinger Ton und ignorirte wenigſtens öffentlich auf vornehme Weiſe Krauſe, obgleich er jahrelang die Freundſchaft deſſelben geſucht und ſeine philoſophiſchen Manuſcripte in Dresden fleißig ſtudirt hatte. Es führte dies zu einem bekannten Skandal, von dem Profeſſor Moeller und Dr. von Leonhardi, der deshalb von Göttingen relegirt wurde, das Specielle erzählen könnten. Krauſe war indeß ein zu ſehr nach innen und auf die Sache gerichteter Denker, als ſich durch ſolche Zurückſetzung irren zu laſſen. Er ſchmähte nicht über die gewiſſenloſe Gemeinheit ſeiner Verläſterer, er fühlte ſich innerlich in all’ ſeiner Noth und ſeinem Herzensleide als der ſo vielmal Glücklichere. Das Wiſſenſchaftsforſchen war ſeine Seligkeit. Dazu hatte er Schüler gefunden, die ihn ganz verſtanden, mit kindlicher Ergebenheit an ihm hingen. Durch ihre Hilfe wurde die Herausgabe der wichtigſten Schriften Krauſe’s möglich, Einzelne opferten dazu gern einen Theil ihres Vermögens. Die Logik, die Vorleſungen über das Syſtem, die Grundwahrheiten der Wiſſenſchaft, ein Abriß des Syſtems des Naturrechts erſchienen in den Jahren von 1827 bis 1829. Endlich aber unterlagen Krauſe’s Kräfte den übermäßigen Anſtrengungen und dem Herzleide. Wiederholte Schlaganfälle mit Lähmung verbunden, ließen ſchon 1829 ſein baldiges Ende fürchten, und nöthigten ihn, ſich auf ein Minimum geiſtiger Arbeit zu beſchränken. Da brachen die Unruhen in Göttingen aus. Er, der ſtille Denker und lebensmüde Menſch, war weit von der Theilnahme an ſolchen Dingen entfernt. Aber die Beziehungen, in welchen ſein Schwiegerſohn, der bekannte Geſchichtſchreiber der Mandſchurey, Dr. Plath und ſein Schüler Dr. Ahrens (jetzt Profeſſor in Brüſſel) zu jenen

Digitized by Google

ſtanden, wurden als günſtiger Anlaß gebraucht, ihn zu exiliren. Krauſe ſtarb am 27. September 1832 zu München, wo er ein Jahr der Ruhe verlebte, nach 7jährigen göttinger Leiden. „O Jeruſalem, die du ſteinigeſt deine Propheten!“

Krauſe war, wie alle bedeutende Denker ſeiner Zeit, von Kant ausgegangen, dann durch Fichte und Schelling zur Anerkenntniß des Abſoluten geführt, und ſtand mehrere Jahre den Anſichten Schelling's wie ſeiner Methode ſehr nahe. Als er dieſe aber mit Kant's kritiſchem Sinne prüfte, bildete ſich bei ihm ein eignes Syſtem aus, welches in weſentlichen Punkten von den Syſtemen ſeiner großen Vorgänger abwich. Er bildete einen ſtreng analytiſchen Weg zum Principe aus und entfaltete in der Weſenlehre die Grundgedanken als einen Organismus der Kategorieen, als ein Syſtem von Wiſſenſchaften. Alles iſt nach ihm organiſch und zur Harmonie beſtimmt, ſelbſt das Uebel und die Krankheit trägt, wie der Schatten, noch dieſe Form des Weſens an ſich. Natur, Geiſt und Urweſen bilden den Dreiklang, welcher immer neu das Leben der ewig jungen Menſchheit durchdringt. Unter dem Walten Urweſens löſt die unendliche Menſchheit ihre Aufgabe unfehlbar, trotz mancher Verirrungen. Die Wiſſenſchaft iſt die am meiſten heiligende, fördernde und befriedigende Kraft der Menſchheit. Das Erkennen des Abſoluten iſt eine Wiedergeburt des Menſchen. — Krauſe war ein Theoſoph, ſeine Lehre dem Sinne und Gehalte nach mehr, als er ſelbſt glaubte, dem Chriſtenthum befreundet. Er verſöhnte nicht etwa durch eine Abfindung das religiöſe und ſittliche Intereſſe mit dem ſpeculativen, ſondern fand erſteres in dieſem erſt recht begründet und lehrte, daß nur in dieſem Wiſſen und auf dieſe Grundlage des Wiſſens ein wahrhafter Glaube und eine reine Geſinnung möglich ſei. Er behauptete aber gegenüber dem Chriſtenthume die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit, welche dem Metaphyſiker zukommt. Er wollte ſich der Theologie nicht aufdringen, eben ſo wenig wie den derſelben beigemiſchten Wahnglauben unterſtützen und beſchönigen. Krauſe gab dem Gefühle wieder ſein volles Recht, ohne es ſtatt des Wiſſens zu ſetzen. Wo die rechte Einſicht ſei, da meinte und lehrte er, finde ſich auch das rechte Gefühl von ſelbſt und manifeſtire ſich als hohe Begeiſterung

Digitized by Google

für alles Gute und Schöne, für die Sache der Menſchheit und ihr Recht.

Krauſe wollte aber nicht bloß Theorieen aufſtellen, er wollte, daß ſeine Lehre in's Leben übergehe, er wollte Aſſociationen für alle hohen Lebenszwecke, zu höchſt einem offnen Menſchheitsbund. Sein Urbild der Menſchheit (Dresden 1813) und die erſt jetzt aus ſeinem Nachlaß erſchienene Geſchichte der Philoſophie deutet zur Genüge die Reformen an, die er für nothwendig hielt, wenn die Gebrechen der Zeit, die ungeheuren Uebelſtände, welche das Leben dieſer Erdmenſchheit hemmen, geheilt werden ſollten. — Umfaſſend wie ſeine Kenntniſſe war ſeine ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit. Er hat über Logik, Ethik, Naturphiloſophie, Rechtsphiloſophie, allgemeine Sprachwiſſenſchaft, Theorie der Muſik geſchrieben. Mathematik war neben der Philoſophie ſein Hauptſtudium und ſeine Methode trägt von dieſer die Strenge der Folgerung und die Evidenz. Alle Theile der Wiſſenſchaft führte er im Sinn und Geiſt ſeiner wiſſenſchaftlichen Grundanſicht durch. Daß er dieſe aber immer von neuem voranſtellte, dadurch haben ſeine Schriften viel Wiederholungen und Breite erhalten, häufig wenigſtens den äußern Anſchein von dieſer. Wie andere Philoſophen ſo mußte auch er es ſich gefallen laſſen, daß aus dem Zuſammenhang geriſſene, von ihm nicht allemal ganz glücklich gewählte Ausdrücke herumgetragen und als Beweis angeführt wurden, daß ſeine Lehre baarer Unſinn ſei. Jeder Denker ringt mit dem Ausdrucke für ſeine Gedanken, aber Krauſe gerade war es gegeben, mit einer ungemeinen Klarheit den Schüler in die Wiſſenſchaft einzuführen und weiter zu bringen. Kein Wort, kein Gedanke blieb dem genau ſeinem Vortrage Folgenden unverſtändlich. —

Die große Zahl der bei Krauſe's Leben erſchienenen und aus ſeinem Nachlaſſe noch zu erwartenden Schriften (deren Veröffentlichung Herr Dr. von Leonhardi wohl beſchleunigen könnte) werden der Nachwelt ſagen, was er geleiſtet, wie denn ſchon das Ausland ſeinem Vaterlande in gerechter Anerkennung vorausgegangen iſt. Mögen aber ſeine Schüler ſich rühriger bezeigen und in einer Zeit, die dem Gedanken die Herrſchaft vindicirt, ſelbſtthätig und wirkſam auftreten. Dies gelte namentlich auch für den einzigen Schüler Krauſe's, den Göttingen noch

Digitized by Google

beſitzt, den Dr. G. Schumacher. Unterſuchungen über Eiskry-ſtalle an Fenſterſcheiben, ſo genau ſie ſein mögen, ſind nicht die Thaten eines Philoſophen in unſern Tagen. Göttingen ſelbſt aber möge, wie bisher, auch in jeder Zukunft davon ſchweigen, daß Krauſe ihm angehört habe, es hat ihn und die Philoſophie verbannt.

Wenden wir uns zu den Fachwiſſenſchaften. Hier wäre der Chemiker Friedrich Strohmeyer und der Therapeut Carl Himly zu beſprechen. Wir müſſen Beide zur Vergleichung des gegenwärtigen Zuſtandes dieſer Wiſſenſchaften jedoch in die zweite Abtheilung hineinziehen.

Die Juriſten dieſer Periode haben wir, ſofern ſie nicht in die zweite Periode gehören, eigentlich ſchon in Hugo charakteriſirt, der in dem hier beſprochenen Zeitraume keinen Schritt weiter rückte. Als Albrecht Schweppe, welcher von 1818—1822 in Göttingen gelehrt, aber mit Hugo in beſtändiger Feindſchaft gelebt hatte, als Oberappellationsrath nach Lübeck ging, wurde Göſchen hierher berufen. Das war durchaus charakteriſtiſch. Göſchen, merkwürdiger Weiſe von den Naturwiſſenſchaften zur Jurisprudenz übergeſprungen, hatte in Verona die Inſtitutionen des Gajus entziffert und zuerſt herausgegeben, und war dadurch bei der hiſtoriſchen Schule zu hohem Anſehn geſtiegen. Als akademiſcher Lehrer war er der langweiligſte Patron, den Göttingen je unter ſeinen Lehrern beſaß. Er wollte ſo gern recht deutlich und Jedermann verſtändlich ſein, vergaß aber, daß dies durch Breite allein nicht erreicht werde. Er konnte eine Viertelſtunde darüber ſprechen, daß Cäſar ein Zuname des Juliſchen Geſchlechts geweſen, und ging dann zu der Bedeutung des Namens Cajus über.

Gegen ſeine große Gelehrſamkeit war nichts einzuwenden, allein man ſehe ſeine aus dem Nachlaß herausgegebenen Vorleſungen über die Pandekten an, um die Tantalusqual der armen Zuhörer zu ermeſſen, die das zu Papier bringen mußten. —

Georg Jakob Friedrich Meiſter, der Senior der Juriſten, lehrte bis 1832 neben Beiden. Es exiſtirt nur eine ſelbſtſtändige Schrift von ihm, „principia juris criminalis Germaniae communis,“ welche ſieben ſtarke Auflagen erlebte, was wenigſtens für eine zahlreiche Zuhörerſchaft beweiſt. Eine ſolche

wußte ſich Meiſter aber nicht nur in ſeinen Vorleſungen über Criminalrecht, ſondern auch in den Pandektenvorleſungen bis zu ſeinem Tode zu erhalten, was viel iſt, wenn man bedenkt, daß er 77 Jahre alt wurde. Er war ein freidenkender Juriſt aus der alten Schule ſeines Vaters, der aber die Umwälzungen, welche das Criminalrecht von Nettelblatt an bis auf Feuerbach und Mittermaier erlitt, nicht ignorirte, ſondern ſorgſam ſich alles Neue aneignete.

Es war im Jahre 1826, als Heinrich Heine den engen trockenen Notizenſtolz und die einroſtende Selbſtzufriedenheit der **Georgia Augusta** mit ſeinem ſengenden Spott angriff. Die Herren fuhren wie aus dem Traume empor. Sie, die ſich im Schatten eines übereuropäiſchen Ruhms geborgen glaubten, ſahen ſich plötzlich in nächſter Nähe, in ihrem ſüßeſten akademiſchen Geheimniß von einem rückſichtsloſen Beobachter belauſcht. In dem neuen Jahrhundert hatte man draußen in der Welt nur ſolche Nachrichten über den göttinger Haushalt gedruckt bekommen, die von den Profeſſoren ſelbſt cenſirt waren, alſo Nachrichten über Ehrenbezeugungen, Ordensverleihungen, Verſammlungen der Societäten der Wiſſenſchaften und Selbſtrecenſionen. Jetzt auf einmal ſprach Jemand, der ſich durch den Heiligenſchein der Gelehrſamkeit nicht hatte beſtechen laſſen und Grund fand, ihre Orakel zu bezweifeln. Heine's Art und Weiſe, wie er die Herren behandelte, iſt nicht überall zu billigen. Aber ſein dichteriſches Talent ſtand mit dem Zeitgeiſt im Bunde: er traf wirklich den wunden Fleck und der Beifall der Freigeſinnten und der Haß der Akademiker ſprach gleich ſtark für ihn. Sein Buch wurde in Göttingen verboten und das Verbot dauert für Leihbibliotheken noch: deſto mehr wurde es aber geleſen und es hat in der That einen nachdrücklichen Sieg erfochten. Die hieſige Hochgelahrtheit büßte ihre Infallibilität in den Augen der Menſchen ein und die ſtudirende Jugend fing an, nicht mehr nach alter Tradition ihre Lehrer zu wählen, ſondern mit Prüfung und Urtheil die Vorleſungen zu beſuchen und ſich den jüngeren Profeſſoren zuzuwenden.

Digitized by Google

Um dieſe Zeit waren nämlich wirklich viele neue Kräfte gewonnen. Lücke, Dahlmann, Wendt, Ewald, Albrecht wurden berufen und Otfried Müller, der ſchon 1821 als ſehr junger Mann aufgetreten war und jetzt Einfluß zu gewinnen anfing, rüttelte beträchtlich an der alten Hofraths-Etikette und weckte mit ſeinem rüſtigen Weſen einen höchſt muntern, ſogar friſchen Ton unter ſeinen Altersgenoſſen. Man nannte ſich ſelbſt das junge Göttingen; man war ſogar keck und humoriſtiſch genug, um in einer Geſellſchaft der „Ungründlichen" zuſammenzutreten und diejenigen, welche ſich bei einer oberflächlichen Betrachtung gern Hoffnungen hingaben, meinten, es ſei für Göttingen eine neue Zeit angebrochen. Allerdings regte ſich im übrigen Deutſchland der Gedanke der neuen Zeit zu energiſch, als daß man ſich in Göttingen dagegen hätte abſperren können. Im Ganzen jedoch ging die hier ſich äußernde lebendigere Bewegung aus einem gewiſſen Dilettantenthum hervor, das man der Gegenwart nicht verſagen zu dürfen glaubte. Die hier verſammelten jüngeren Männer waren den Ideen, welche ſich immer mehr in den Vordergrund des Bewußtſeins drängten, nicht abgeneigt; aber ſie ſtellten ſich doch vornehm dagegen; ſie gaben ihnen hier und da nach, nahmen ſich ihrer aber nie energiſch an und keineswegs wollte man ſich ihrem Dienſte weihen. Man war auf dem richtigen Wege, drang aber nicht zum Princip durch, das den verſchiedenen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen die Einheit gegeben haben würde, und deshalb riß gar zu oft ein Schwebeln und Schwanken im ſogenannten Denken und Forſchen ein, worunter das Ziel ſehr bald aus dem Geſichtskreiſe verloren ging. Mit einem Wort, man ergab ſich einem juste milieu der Wiſſenſchaft und während alle reine Wiſſenſchaft radical iſt, nichts von allmäliger, langſamer, lavirender Annäherung an ein als wahr erkanntes Ziel weiß, ſondern ſchnurſtracks darauf losgeht, zog man ſich hier auf die hiſtoriſche Vorausſetzung zurück, ohne die Conſequenzen zu ziehen und war nie im Stande, aus der Menge des Gewordenen die Geſetze des Werdens zu einem ſo unerbittlichen Syſtem zu entwickeln, daß die durch die ganze Menſchheitsgeſchichte einheitlich hindurchſtrömende Idee den Weg aus der Vergangenheit in die Zukunft gefunden, alſo in der Gegenwart Boden gewonnen hätte. — Es fehlte die Philoſophie,

der Schöpfer und Wardein des Zeitgeiſtes. Außer einer ungenirten Geſelligkeit hatten die hier zuſammenhaltenden Theologen, Philologen, Juriſten, Aeſthetiker kein gemeinſam zu erſtrebendes Ziel und es iſt deshalb ſehr leicht zu erklären, warum dieſe Geſellſchaft der „Ungründlichen" in ihren Zuſammenkünften an wiſſenſchaftlichem Stoff für die Debatte Mangel litt und aus Unluſt an der letzteren dann ſehr bald zu der Interpretation eines Claſſikers griff. Es conſtituirte ſich die angeblich ſehr gründliche Latina, die Otfried Müller von Amts und Rechts wegen recht artig „tyranniſiren" durfte und von einer Verjüngung, wohl gar Wiedergeburt der Wiſſenſchaften iſt nicht weiter der Rede.

Die Julirevolution brach an und regte, wie in ganz Deutſchland, ſo auch in Göttingen die Gemüther mächtig auf. Es kam hier zu den bekannten Unruhen von 1831, bei denen von Seiten der Univerſität außer den Studenten drei Privatdocenten, die Doctoren Rauſchenplatt, Schuſter und Ahrens betheiligt waren. Ob das durch die Cenſur in Hugo's Händen verſtümmelte Manuſcript über den deutſchen Bund, von Ahrens verfaßt, die Veranlaſſung davon war, müſſen die celleſchen Acten ausweiſen; wir haben aber ſtarke Gründe zu vermuthen, daß die Urſachen tiefer lagen. Die Geſchichte jener Kataſtrophe gehört um ſo weniger hieher, als ſie zwar eine kurze Suspenſion der Univerſität, im Univerſitätsweſen aber nur eine ſpäter zum Bundestagsbeſchluß erhobene Verfügung wegen der Privatdocenten, ſtrengere Ueberwachung der Studenten und das immer ängſtlichere Auftreten der meiſten Profeſſoren bei öffentlichen Dingen hervorbrachte.

Neue Kräfte wurden im Verlauf der Zeit in den beiden Grimm, in Herbart gewonnen; aber die frühere orientaliſch-occidentaliſche Grandezza der Profeſſoren riß jetzt wieder mehr und mehr ein. Dahlmann gewann Einfluß in Hannover. In Göttingen ſelbſt aber ſah man in den Jahren 1832 und 33 mit Mitleid, wenn nicht mit Verachtung auf die freiburger Profeſſoren, auf Rotteck und Welcker, ſelbſt auf Mittermaier hin und dankte in der hannoverſchen Zeitung Gott, daß man nicht ſei, wie jene Leute. Erſt mit Gervinus kam ein Element umfaſſender, freier Wiſſenſchaftlichkeit auf die Univerſität, das viel-

Digitized by Google

leicht, wenn es hier hätte Wurzel faſſen können, eine radicale Regeneration zur Folge gehabt hätte; die Vorausſetzungen lagen wenigſtens in ihm. Unter Männern ſeiner Kraft und Geſinnung wäre Göttingen vielleicht wieder geworden, was es im Anfang war, ein Focus des deutſchen geiſtigen Lebens der Gegenwart. Das war und iſt Göttingen aber nicht mehr, weil es ſelbſt zwar noch immer das alte, die Zeit aber fortgeſchritten, eine neue iſt. Indeß wollen wir uns keinen ſanguiniſchen Conjecturen hingeben. Was kann ein Einzelner ausrichten, der im Weſentlichen doch darauf angewieſen iſt, mit der Vergangenheit die Gegenwart zu betreiben, wenn er von Männern nicht unterſtützt wird, die unmittelbar auf dieſe angewieſen ſind. — Gleich nach ihm kam Ritter mit ſeiner ſalzloſen Philoſophie. —

Göttingen feierte ſein hundertjähriges Jubiläum: ein Feſt ohne tiefere Bedeutung, ohne Folgen. In jugendlichen Köpfen ſpukte zwar etwas von Begeiſterung für Wiſſenſchaftlichkeit, Freiheit und Poeſie, wie man es in Göttingen nicht gewohnt war. M. Carrière und Th. Craizenach beſangen, neben den Heroen Göttingens, Alexander von Humboldt, Krauſe und H. Heine. Darüber wunderten ſich denn die Göttinger gar ſehr und klagten, daß man wohl würdigere Subjecte hätte finden können, z. B. Heeren, Conradi. Wie wenig verſtanden ſie die Jugend. Der Philologenverein datirt von da und der Talar der Profeſſoren, worin ſich keiner bewegen kann: übrigens war der Blick der Einſichtsvolleren ſchon auf andere Dinge gerichtet. Otfried Müller's Feſtrede war von allen, die gehalten wurden, die beziehungsreichſte, weil ſie eine gedrungene Geſchichte der Univerſität gab und in einem Satze namentlich charakteriſirt ſie den Standpunkt der Univerſität in ihrer Totalität ſo ſchlagend, daß wir ihn herſetzen müſſen. „Facile concesserim, philosophiae eam formam, quae ex una quadam summa sententia omnem humanarum cogitationum ambitum suspendit, in hac Academia in universum minus placuisse, cum philosophi nostri plerique et ii certe, qui frequentia auditorum maxime celebrabantur, vel eclectica ratione e multorum placitis probabilia colligerent, vel communem sensum hominum in philosophando unice sequerentur. Atque ut longius hanc sentiam persequar, omnino id studiorum genus, quod proposita una qua-

dam illustriori notione sive idea, vera fictave, juventutis animos convellit, occupat, devincit, et quasi ἐνθουσιῶντας secum aufert, in hac Academia minus quam in aliis nonnullis probatum est, cum ei neque sobrietas illa judicii, multo et vitae et historiae usu subacta, neque ipsius juventutis φιλομάθεια, qua Gottinga semper excellebat, admodum faverent. Ad haec non dico, quod illud meditationum genus contemnam; imo etiam hoc Germaniae Academiis honori duco, quod eo tempore, quo philosophicae sectae maximo fervore inter se depugnabant, universitates extiterunt, in quibus tota fere juventus in partes discederet, et de placitis praeceptorum suorum juvenili ardore digladiaretur. Verum aliis alia conveniunt, et Georgiae Augustae puto, vel ignoscetur, vel etiam laudi dabitur, quod, quem cursum instituerat, eum constanter tenuerit.“ Wir überſetzen die Stelle. Müller geſteht alſo zu, daß man ſich in Göttingen einem philoſophiſchen Syſteme weniger geneigt gefühlt habe, welches den geſammten Kreis des menſchlichen Denkens aus einem höchſten Princip ableitet. Die meiſten hieſigen Philoſophen und beſonders die, welche die meiſten Zuhörer fanden, ſammelten als Eklektiker aus den Anſichten Vieler (**e multorum placitis**) das ihnen Genehme oder folgten lediglich in ihrem Philoſophiren dem geſunden Menſchenverſtande. Ja, um etwas näher auf dieſen Punkt einzugehen, fährt Müller fort, man liebte überhaupt die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen (**id studiorum genus**), welche auf eine einzige wahre oder hypothetiſch geſetzte höhere Idee baſirt ſind und die die jugendlichen Geiſter ergreifen, feſſeln, gänzlich einnehmen und in Enthuſiasmus mit ſich fortreißen, auf dieſer Akademie weniger, als auf manchen andern; weil ihnen (den wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen) weder jene Nüchternheit (**sobrietas**) des Urtheils, die im Dienſt des Lebens und der Geſchichte erlangt wird, noch die Lernbegierde (φιλομάθεια), wodurch ſich Göttingen immer auszeichnete, ſonderlich günſtig waren. Ich ſage das indeß nicht, fährt der Redner fort, aus Verachtung gegen jene Art des Nachdenkens (**meditationum genus**); nein ich rechne auch das den deutſchen Akademieen zur Ehre an, daß damals, als die philoſophiſchen Parteien (**sectae**) im heftigſten Kampf begriffen waren, Univerſitäten da waren, auf denen faſt die ganze Jugend Partei

nahm und mit jugendlichem Eifer über die Anſichten (placita) ihrer Lehrer abſtritt. Aber dem Einen ſteht dies, dem Anderen das an und ich meine, man wird es der Georgia Augusta verzeihen oder ſie vielmehr deshalb loben, daß ſie die Richtung, welche ſie einmal eingeſchlagen hatte, unverdroſſen einhielt.

Ganz abgeſehen davon, daß wenigſtens Herbart und Bohtz gegen dieſen Vorwurf des Eklekticismus hätten proteſtiren müſſen: trifft Müller in ſeinem nur Latinität, nicht Gedanken erſtrebenden Latein die Meinung der Göttinger vollkommen, welche die Grundbegriffe, worauf es ankommt, wenn man über heutige Philoſophie redet, nicht ermeſſen. Er ſpricht vom Philoſophiren, nicht von der Philoſophie und hat keine Ahnung von dem Wiſſenſchaftsbau, wie ihn Spinoza, Schelling, Krauſe, Hegel mit umfaſſendem Geiſte nachgewieſen, wie ihn die Geſchichte der Menſchheit, dem Einzelnen unbewußt, aufgeführt hat, wie er jetzt mit Bewußtſein des Einzelnen weiter gefördert werden ſoll. Man ſieht in Grttingen nicht ein, daß das Reich der Wiſſenſchaft ein einziger großer Bau, ein Staat des Geiſtes ſei, deſſen Verfaſſung, wie jede Staatenverfaſſung, conſtitutionell ſein müſſe und nie ſtabil werden dürfe, um unter Anregung aller Kräfte die abſolute Idee immer mehr in die Erſcheinung treten zu laſſen. Wir behaupten nicht, daß die Fachwiſſenſchaften direct auf das Allgemeinmenſchliche hinarbeiten ſollen; ſie ſollen aber in der Abhängigkeit von der allgemeinen Wiſſenſchaft des Lebens, die das Leben in der Wiſſenſchaft und im Geiſte identificirt, zugleich ihr Gleichgewicht und ihre Locomotive finden.

Wie Göttingen ſie im Ganzen darin nicht gefunden hat, hoffen wir im Einzelnen zu zeigen.

1. Theologiſche Facultät.

Laſſen wir der theologiſchen Facultät den herkömmlichen Vortritt. Wir haben aber ſchon früher bemerkt, daß Göttingen von Anfang an hauptſächlich eine weltliche Univerſität war und daß die Theologen hier nie eine hierarchiſche Hegemonie ansübten. So iſt es auch geblieben nnd die übrigen Facultäten erhielten ſich in ihrer Selbſtſtändigkeit und bewieſen der Theologie wie der Kirche überhaupt immer mehr Indifferentismus. Natürlich; da die kirchlichen Inſtitutionen für das allgemeine

Bewußtſein ſchon veraltet ſind und die wiſſenſchaftliche Widerlegung die in den höheren Schichten der Geſellſchaft längſt herrſchende, nur noch nicht in das Detail eingegangene Meinung für ſich hat. Die göttingſchen Theologen halten nun zwar den ſogenannten Proteſtantismus, den halben feſt, und eigentlicher Pietismus hat hier ſo wenig wie eigentlicher Sectengeiſt neben dem hiſtoriſchen Rationalismus publiciſtiſcher Wiſſenſchaft Wurzel faſſen können. Man kämpft gegen Alles, was innerhalb der Bibelgrenzen erſtarren will; behält aber, weil man aller Philoſophie abhold iſt, die Bibel als Papſt bei. Das Evangelium iſt für die hieſigen Theologen vor wie nach infallibel und die Widerſprüche, worin es mit der Naturphiloſophie, Metaphyſik und Philoſophie der Geſchichte ſteht und die Unzulänglichkeit deſſelben in ſo vielen gegenwärtig zur Sprache gekommenen Fragen kann ſie nicht irren. Daß Chriſtus ſelbſt die Menſchen vom Dogmatismus befreien, nicht Dogmen bringen wollte, will man nicht einſehen. Man bornirt ſich lieber ſelbſt den Geſichtskreis mit theologiſcher Brille, als daß man die Jugend anleitete, keine Brille zu gebrauchen. Und die neueſte wiſſenſchaftliche Entwickelung wird als ketzeriſch angefeindet, als wenn ſie die Reſultate des Chriſtenthums läugnete oder wegwürfe, da ſie dieſelben nur zu integrirenden, nicht dominirenden Theilen herabſetzen will. Man ergiebt ſich aber lieber einem beſtändigen Schwanken, macht der Kritik und Philoſophie einzelne Conceſſionen, nimmt ſie zurück, legt, um den Anforderungen der Zeit einigermaßen zu genügen, Ideen der Gegenwart hinein, um ſie heraus zu nehmen, damit man ja nicht in die Verlegenheit gerathe, ſagen zu müſſen: das iſt eine neue Phaſe der menſchlichen Entwickelung, ein neues Evangelium des Menſch werdenden Geiſtes.

Nun berückſichtigen wir gern, daß der Lehrer der Theologie eine doppelte Aufgabe hat. Er ſoll die Wiſſenſchaft fördern und ſoll Volkslehrer bilden. So ſehr beides auf einem und demſelben Princip ruhen müßte, ſo macht doch die Unvollkommenheit des ganzen menſchheitlichen Organismus noch manche Rückſicht auf dieſem Gebiete nothwendig, der freilich immer mehr entgegengearbeitet werden muß, die aber vor der Hand nicht wegzudisputiren iſt. Es iſt nicht zu leugnen, daß in Göttingen immer

Digitized by Google

Geiſtliche gebildet ſind, die ſich mit ihrer relativen Bildung des gedrückteſten Theils der Nation mit Liebe und Sorgfalt annahmen. Wenn ihnen auch in dogmatiſcher Hinſicht das ewige Wohl über das zeitliche ging (während die Zeit doch ſchon deshalb berechtigt iſt, weil ſie uns beſitzt); wenn ſie ſich auch über den Begriff chriſtlicher Freiheit nicht immer klar geworden waren, weil ſie auf halbem Wege ſtehen blieben; ſo übten ſie doch, weil ſie in der Praxis die moraliſche Beziehung hauptſächlich feſt hielten, ſtets einen auch dieſſeitig wohlthätigen Einfluß aus. Wenn die göttinger Sorbonne aber meint, ein höheres weſentliches Moment der gegenwärtigen Geiſtesentwickelung zu ſein und ſich und ihre Auslegung der Bibel noch fortwährend zwiſchen Gott und die Menſchheit ſtellen möchte, ſo muß ſie mit allen Waffen, die der Wiſſenſchaft zu Gebote ſtehen, mit Wachſamkeit und ohne Gebet in ihrem Sinn, bekämpft werden. Denn ſie widerſpricht damit der Religion der Freiheit, die die Weltgeſchichte lehrt, aufs Entſchiedenſte.

Friedrich Lücke iſt hier als Profeſſor der neuteſtamentlichen Exegeſe zuerſt zu nennen. Er kam Michaelis 1827 nach Göttingen, und lieſt auch Dogmatik, Ethik und Apologetik; in der Zeit, als Strauß den Brand in die Orthodoxie geworfen, ebenfalls Polemik, chriſtliche Polemik, die aber, weil ſie chriſtlich und nicht philoſophiſch ſein wollte, auf Apologetik hinauslief. Lücke iſt, ſoweit ſeine Philologie dazu hinreicht, Rationaliſt; im Uebrigen hält er ſich in den Schranken der Orthodoxie. Er giebt zwar zu, daß die Kritik das Recht habe, auch die Sätze zu prüfen, welche man bisher als unbedenklich annahm, geht aber nicht tief genug in das Weſen der Kritik ein, um nicht von vorn herein in ſeinem gefühlgläubigen Inſtinkt dagegen eingenommen zu bleiben. In Hinſicht ſeiner ſprachlichen Kenntniſſe aber brauchen wir uns nur auf ſeine eigene Ausſage zu berufen, wo er ſeine ſchülerhafte Unterwürfigkeit gegen D. Müller eingeſteht. Beſonders ſchwach iſt Lücke im Hebräiſchen; und fehlt ihm damit nicht auch die ſichere Grundlage für das Neue Teſtament? Er ruft zwar aus, die Loſung der chriſtlichen Theologie heißt vorwärts! ſchaut deſſen ungeachtet aber nur rückwärts und bringt es nie zu der abgeſchloſſenen Selbſtſtändigkeit, die die erſte Bedingung des Fortſchritts iſt. Er hat keinen Begriff von

Digitized by Google

Philoſophie und weiß die Reſultate der Forſchung nie auf ein feſtes, unerſchütterliches Princip zurückzuführen. Ohne ſubjective, wie objective letzte Entſcheidungsgründe muß er ſich beſtändig auf gut Glück, Beiſtand Gottes genannt, verlaſſen, läßt ſich gar zu leicht durch die Bemerkung eines Zuhörers ins Schwanken bringen und bald könnte es mit dieſer und der Stelle bald dieſe und bald jene Bewandtniß haben. Das eine Wunder verwirft Lücke, das andere hegt er; während ſie bei der Wurzel gefaßt alle fallen müßten. Und wenn er namentlich an der Auferſtehung feſthält und die Himmelfahrt fallen läßt, ſo bedenkt er nicht, daß die Mythe da conſequenter iſt, als er ſelbſt. Ein wunderbar Auferſtandener würde nicht ohne außerordentliche Thaten und Worte und auf gewöhnliche profane Weiſe wieder ſterben und er dürfte am wenigſten in der Wüſte ſpurlos verſchwinden, er müßte gen Himmel fahren. Außerdem hat Chriſtus ſeine außerordentlichen welterſchütternden Worte vor ſeiner Kreuzigung geſprochen; was ihm nachher in den Mund gelegt wird, trägt Alles das Gepräge ſchwacher apoſtoliſcher Ahnungen und Viſionen. — Es charakteriſirt Lücke ferner, wenn er ſeine Zuhörer warnt, daß ſie, die ſich täglich mit theologiſchen Studien befaſſen, das religiöſe „Moment" doch deshalb ja nicht als ein gewöhnliches Studium betrachten, ſondern immer mit heiliger Scheu herantreten möchten. Wer ſein ganzes Leben als ein Leben im Geiſte betrachtet, dem iſt nichts gewöhnlich, er bedarf aber auch zu nichts erſt beſonderer Weihen. Lücke's Hauptwerk iſt ſein Commentar zum Johannes, vom philologiſchen Standpunkt aus eine fleißige Arbeit und nicht ohne allen Werth, indem darin die verſchiedenartigſten freilich ſchon dageweſenen Interpretationen wenigſtens zur Sprache kommen. Daß das Evangelium vom Apoſtel Johannes herrühre, hält Lücke natürlich feſt. Er geht überhaupt nur darauf aus, das vom Kanon Feſtgeſetzte zu beſtätigen. Hält er doch ſogar die Authentie der Briefe an Titus und Timotheus noch immer feſt, die Eichhorn ſchon mit ſo ſchlagenden Gründen fallen ließ. Seine Vorleſungen über Dogmatik ſind mehr Dogmengeſchichte, als Dogmenkritik. Seine Ethik fällt in das Gebiet jenes ſentimentalen Wohlwollens, das zwar entfernt von überſchwänglicher Schwärmerei für Menſchenwohl und Seelenheil, aber doch auch ohne die geringſte Anregung

iſt, die Kraft des Geiſtes zu gebrauchen und in einer klaren Weltanſchauung ſich bei den Leiden und Freuden des Daſeins mit ganzer Seele zu betheiligen.

Gegen Strauß' Leben Jeſu hat Lücke noch nichts direct unternommen: er begnügte ſich damit, ſich mit einigen Büchern, die gegen daſſelbe erſchienen ſind, einverſtanden zu erklären. Was Lücke von der Strauß'ſchen Dogmatik hält, iſt noch nicht bekannt geworden; ſo leicht wird er es auch nicht wagen, gegen dieſes außerordentliche Werk öffentlich aufzutreten: er hat die Strauß'ſche Ironie ſchon zu ſehr empfunden, und mit wegwerfenden Reden vor den Studirenden über Strauß und Feuerbach wird nichts durchgefochten. — Wenn Lücke außerdem vorgiebt, ſich bei den Ereigniſſen des Tages zu betheiligen, ſo geſchieht es in der Weiſe, wie Frauenzimmer gelehrte Studien betreiben. Seine Theilnahme bleibt eine oberflächliche, dilettantiſche, ohne energiſche Tendenz und Conſequenz und ohne den ernſten Wunſch, etwas durchzuſetzen. Dazu fehlt ihm der Scharfblick und die Sicherheit des Urtheils. Als für die Juden-Emancipation einmal recht lebhaft in den deutſchen Kammern grſtritten wurde, erklärte ſich Lücke dagegen, höchſt naiv aus dem Grunde, um die Juden mit ſanfter Gewalt zu zwingen, ſich der Segnungen des Chriſtenthums theilhaftig zu machen. Ueberhaupt wird hier ſein ganzes Streben von einer ſonderbaren, nebelhaften Gemüthlichkeit getragen, von einer Pietät, die ſich vielleicht nicht einmal ſelbſt definiren könnte. Und aus ſolcher Pietät gingen ſeine Biographie des Hiſtorikers Planck und ſeine Erinnerungen an Otfried Müller hervor, beides eher Erbauungsſchriften, als hiſtoriſche Skizzen. Daß die Mäßigkeitsvereine, die Bibelgeſellſchaften, die Miſſionsvereine den chriſtlichen Theologen in beſonderen Anſpruch nehmen, verſteht ſich von ſelbſt. Doch kommen wir auf die letzteren beſſer bei Gieſeler mit wenigen Worten zurück, der in der Angelegenheit geſchrieben hat. Wir bemerken hier nur noch, daß Lücke als Ephorus über die Theologie Studirenden bei ihrem Abgange von der Univerſität mit Gieſeler gemeinſam zu berichten hat. Daß der Studirende dadurch in der Wahl ſeiner Collegien ſehr bedingt iſt, ſieht Jedermann ein, der dem Univerſitätsleben nahe geſtanden hat. Indeß möchte dies noch ſein; als einen entſchiedenen Nachtheil müſſen wir es

Digitized by Google

aber hervorheben, daß Lücke ebenfalls in der Commiſſion ſitzt, welche den jungen Theologen zum zweiten Mal (im ſogenannten **tentamen**) examinirt. Wird dadurch die Lernfreiheit nicht augenfällig beſchränkt? Wird nicht Jeder, der etwas ängſtlich iſt, ſich ſcheuen, ſich Lehrern anzuſchließen, die von Lücke abweichen? Wird nicht Jeder ſich ſchon auf der Univerſität ſcheuen, ſich anderer Meinung zuzuneigen, als der zukünftige Examinator? — Lücke's Privatcharakter iſt voll Anſpruchsloſigkeit und Herzensgüte und gewiß achtungswerth. Nur als ihm 1831 und 1837 die Politik auf das Studirzimmer rückte, verlor er die Faſſung.

Auch Gieſeler ſagt ausſchließlich **a Jove**, will ſagen **a Christo principium**; er kann ſich aus Mangel an Philoſophie nicht dazu entſchließen, das Chriſtenthum als eine nothwendige Conſequenz der Weltgeſchichte anzuſehen und haftet mit philologiſcher Engherzigkeit an ſeinem Beiwerk. Er kann der Authentie der chriſtlichen Urkunden auf hiſtoriſch-kritiſchem Wege nichts entgegenſetzen und meint, man müſſe hiſtoriſche Facta, gegen die man nichts einwenden könne, poſitiv annehmen. Er irrt aber, abgeſehen davon, daß die Authentie keineswegs feſtſteht, wenn er meint, mit der Auffaſſung von Vorgängen die Vorgänge ſogleich ſelbſt zu haben und bei dem Bericht über ſogenannte Wunder ſich derſelben Kriterien bedienen zu können, als wenn der Alpenübergang des Hannibal ermittelt werden ſoll. Indeß iſt noch die relativ meiſte Klarheit in ihm unter allen göttinger Theologen, indem er wenigſtens die Chriſtuslehre ſelbſt in der Reinheit aufgefaßt, daß ſie eine befreiende Kraft iſt, die den Menſchen zu einem neuen geiſtigen Können geführt hat, und er läßt, wie es ſcheint, ſchon die Zurückführung auf eine Paradieſesunſchuld aus dem Spiele. Stände die geſammte Theologie nur erſt auf dieſem Punkte, ſo würde es leicht ſein, ſie auch den letzten Schranken, die dem freien Fluſſe alles Denkens entgegenſtehen, zu entheben. — Gieſeler's Hauptfach iſt bekanntlich die Kirchenhiſtorie, und darin iſt er reiner Pragmatiker. In ſeiner allgemeinen Kirchengeſchichte, die bis in die Zeit der Reformation vorgeſchritten iſt, erſcheint er nur als Geſchichtsforſcher, keineswegs als Geſchichtsſchreiber. Das Buch iſt mit ungemeinem Aufwande von Quellenkunde geſchrieben, ergeht ſich faſt

Digitized by Google

lediglich darin, während der Text, der die Menge der Anmerkungen zuſammenhält, höchſt dürftig bleibt. Gieſeler hat dabei die Abſicht gehabt, denen, welchen die Quellen ſelbſt unzugänglich ſind, eine Einſicht in dieſelben zu verſchaffen. Aber, fragen wir, wenn Jemand an die Quellen herantreten will, nützt es ihm da, Auszüge daraus mitgetheilt zu finden, die doch immer höchſt mangelhaft bleiben und bei aller Sorgfalt, womit ſie gewählt ſein mögen, doch ſtets nach dem Gutdünken eines Einzelnen zuſammengeſtellt ſind? Wir meinen, der Geſchichtsforſcher muß ſtets an die Quellen ſelbſt treten; der Geſchichtſchreiber auch; für alle Uebrigen bleibt ein ſolches Werk nur eine philologiſche Uebung, die bei der Aufmerkſamkeit, welche die Sprache verlangt, den Gedanken wenig auf die Sache richten wird. Da wäre es beſſer geweſen, zu der Forſchung ſogleich die Geſchichtſchreibung hinzuzufügen, die aus dem Ganzen ein abgerundetes Kunſtwerk gemacht und dadurch beigetragen hätte, in weiterem, über den Fachgelehrten hinausgehendem Kreiſe die Gegenwart auf die Höhe des Proteſtantismus hinaufzubringen. — Gieſeler betrachtet die Kirche mit Recht als einen hiſtoriſch gegebenen, individuellen Begriff, der auf philoſophiſchem Wege nicht verallgemeinert werden darf. Die chriſtliche Kirche iſt ihm eine religiös-moraliſche Geſellſchaft, welche durch den gemeinſamen Glauben an Chriſtus unter ſich verbunden iſt, in ihrem Geſammtleben das von Chriſtus verkündigte Reich Gottes darzuſtellen ſucht, daſſelbe einſt verwirklicht zu ſehen hofft und ſich auf die Theilnahme an demſelben würdig vorzubereiten ſtrebt. Keine einzelne Kirche iſt ihm das vollkommene Nachbild des gemeinſamen Ideals; doch will er auch keiner einzelnen Kirche, ſofern ſie noch das Evangelium als ihre Grundlage anerkennt, den Namen einer chriſtlichen Kirche ganz abſprechen. Nehmen wir hinzu, daß Gieſeler die verſchiedenen Kirchengeſellſchaften nicht nach ihrem äußern Zuſammenhange mit dem Urchriſtenthume, ſondern nach ihrem Zuſammenhange mit dem Evangelium beurtheilt, ſo haben wir Gieſeler's Standpunkt. Was der hiſtoriſch gegebene Begriff der Kirche ſei, giebt er oben; der Kritik dieſes Begriffes enthält er ſich. Verallgemeinert darf er von der Philoſophie allerdings nicht werden: wohl aber dürfte er von ihr als ein ſolcher bezeichnet werden, der trotz dem, daß er ſich auf ein

Ideal und die Zukunft beruft und eine Geſellſchaft im Auge hat, die nicht kleiner iſt als die Menſchheit, doch eben weil ſie nur eine Vorbereitung, nicht ein Sein in der Gegenwart zur Hauptſache macht, von einem andern Begriffe, der Realismus und Idealismus inniger verſchmelzt, verdängt werden wird. — Gieſeler's Vorleſungen über Kirchengeſchichte verarbeiten nun ſeine im obigen Werke niedergelegten Quellenforſchungen zu einem gleichmäßigen Ganzen und der Zuhörer bekommt in drei Semeſtern eine gedrungene Ueberſicht über das geſammte kirchengeſchichtliche Gebiet. Aber es iſt eine Arbeit, Zuhörer zu ſein. Die Vorleſungen ſind unſäglich trocken, ſie gehören zu den trockenſten auf der ganzen Univerſität und haben in ihrer ewigen Monotonie etwas wahrhaft Ermüdendes. Es liegt zum Theil am Gegenſtande; auf keinem Gegenſtande des menſchlichen Wiſſens ruht ein ſo dumpfer ängſtlicher Druck. Die erſte Ausbreitung des Chriſtenthums und die Reformation abgerechnet, enthält die Kirchengeſchichte ein trübes Gewebe von dogmatiſchen Streitigkeiten, pfäffiſcher Herrſchſucht und Betrug; Fanatismus, Selbſtquälerei und geiſtige Knechtſchaft haben den Geiſt um nichts gefördert. Wenn aber da die Darſtellung Thatſache auf Thatſache häuft und mit ſchreckenerregender Ausdauer dieſe troſtloſen Entwickelungen ohne den erleichternden Gedanken verfolgt, daß wir das Alles überwunden haben, um mit deſto größerer Friſche und Freudigkeit die Geiſtesfreiheit zu fördern, ſo iſt es kein Wunder, wenn ſelbſt die Theologen dieſe Vorleſungen nur aus examengewärtigem Pflichtgefühl beſuchen. Selbſt die Reformation, dieſer erſte Act der das Auge wieder aufſchlagenden Menſchheit erſtickt in der Maſſenhaftigkeit und Schwerfälligkeit des herangezogenen Materials, das von keiner Philoſophie der Geſchichte, von keiner herzlichen Theilnahme an der entfeſſelten, aufathmenden Kraft bewegt und belebt wird. Die Dogmengeſchichte, die Geſchichte des ſich von Gott entfremdenden Gedankens kann unter Gieſeler's Bearbeitung eben ſo wenig eine erfreuliche Phyſiognomie gewinnen. Die Studirenden mußten erſt durch beſondere Weiſung des Conſiſtoriums dazu angehalten werden, dieſes Collegium zu beſuchen. — Sein Buch über die cölniſche Angelegenheit (Irenäus) hat wenig Beachtung gefunden. Gegenwärtig iſt er in der Miſſionsangelegenheit gegen den Paſtor

Petri in Hannover aufgetreten, da es allerdings an der theologiſchen Facultät war, hier ein Wort mitzuſprechen. Man giebt Gieſeler inſofern wenigſtens gern Recht, als ſich Petri dem wahrhaft katholiſchen Standpunkte vollkommen nähert und das altproteſtantiſche Glaubensbekenntniß und die ſymboliſchen Bücher befeſtigen möchte, während die göttinger Theologie nur die Bibel als einziges ſymboliſches Buch gelten laſſen will.

Der hamburger Miſſionsverein nämlich hat die Grundſätze der preußiſchen Union angenommen und weiſt ſeine Miſſionäre darauf an, die mit dem Chriſtenthum zu beglückenden Heiden nach der preußiſchen Weiſe das Abendmahl feiern zu laſſen. Dagegen tritt Petri auf und klagt den hamburger Miſſionsverein an, einen außerkirchlichen Standpunkt einzunehmen. Der Miſſionsverein ſei nach dem Kirchenrecht zu jenem Beſchluß nicht berechtigt geweſen. Die Miſſion müſſe in ſtrenger Abhängigkeit von der Kirche bleiben, müſſe ſtreng an den Gebräuchen ihrer Kirche feſthalten und dürfte lutheriſche und reformirte Satzung durchaus nicht vermiſchen. Dagegen vertheidigt Gieſeler unter dem Namen Irenäus die Hamburger, indem er die von „dem frommen König von Preußen“ angeregte Vereinigung zweier proteſtantiſcher Kirchen vollkommen billigt. Nach Petri giebt es außer der Kirche kein Chriſtenthum. Auch alle theologiſche Wiſſenſchaft iſt nichts neben oder gar über der Kirche. Es iſt eine Täuſchung, wenn man die kirchliche Verantwortung ablehnt gegen die vor dem Herrn Chriſtus. Selbſt gegen die Ketzer darf man nicht bloß mit dem unvermittelten Chriſtenthum der Schrift ſtreiten, ſondern mit dem Dogma der einzelnen Kirche: Katholik, Reformirter, Lutheraner mit dem Dogma ſeiner Kirche. Gieſeler dagegen fragt mit Grund: ob das proteſtantiſcher Geiſt ſei? Er verlangt Freiheit in der Schriftforſchung; nur bleibt er ein Gegner der freien Forſchung über die Schrift. Das Wort Unglaube verflucht auch er. Und doch kann man ihm ebenfalls die Worte zur Beherzigung empfehlen, die er Petri zuruft: „Solche Glaubensanſichten gleichen nur antiquirten Verordnungen, ſie gleichen den falben Blättern, die dem grünen Laube Platz machen. Iſt er nicht ein Thor, der die abgefallnen, verwelkten [oder abfallenden, verwelkenden] Blätter wieder an den friſchen grünen Lebensbaum heften will?“ Ganz daſſelbe ruft die

Digitized by Google

Philoſophie der geſammten Theologie zu. Sie iſt in Göttingen aufgeklärt genug, zu behaupten, daß der nach Wahrheit ringende Geiſt ſich nicht vornehmen könne, den kirchlichen Glauben als ein ſchon feſtſtehendes Reſultat zu gewinnen. Und doch ſoll es mit dem Bibelglauben ſo gehalten werden? Da haben wir die Inconſequenz. Und wir behaupten auch Gieſeler gegenüber, daß alles theologiſche Denken noch keineswegs das wahre Denken iſt, ſo lange es nicht die Wahrheit der Bibel ſo gut wie jede andere Wahrheit in den ewigen Proceß des in das Bereich des Gedankens tretenden Geiſtes aufgehen läßt. —

Zu erwähnen bleibt nur noch Gieſeler's praktiſches Talent, das ihn zu einem der tüchtigſten Geſchäftsleute der Univerſität macht. Regiert wird freilich auch hier viel zu viel: das Regieren und Rechthaben iſt eine gar zu verführeriſche Sache. Indeß war Gieſeler's Prorectorat noch immer ein ſehr humanes und umſichtiges. Es wechſelte dieſes Amt deshalb in der letzten Zeit faſt ausſchließlich zwiſchen ihm und Dahlmann und Bergmann. Und ſo war denn Gieſeler zu gleicher Zeit einmal außer dem Conſiſtorialrath und Profeſſor und Doctor der Theologie und Philoſophie, Prorector, Decan der theologiſchen Facultät, Ephorus, Meiſter vom Stuhl, Bürgervorſteher, Waiſenhauscurator, Freitiſchinſpektor! In der politiſchen Frage ſtand er anfangs auf der Seite der Oppoſition. Nach Anweſenheit Sr. Excellenz des Staatsminiſters von Strahlenheim in Göttingen im September 1839 hat er ſich indeß nicht wieder vernehmen laſſen.

Von den übrigen Theologen Göttingens läßt ſich in der That wenig ſagen. Sie ſtehen ſämmtlich auf orthodoxem Standpunkte, nur mit philologiſchen Mitteln die Wiſſenſchaft fördern wollend. Reiche lieſt hauptſächlich Einleitung in das neue Teſtament, wo er ſich über die Dinte, mit welcher die Apoſtel ſchrieben, ziemlich weitläuftig ausläßt und alle Zweifel an der Authentie der kanoniſchen Bücher glücklich beſeitigt. — Liebner würde mit etwas mehr Phantaſie begabt ein erbaulicher Kanzelredner ſein; ſo geräth er zu leicht in ein hohles Pathos, das ſich in trocknen Blumen und unfruchtbarer Breite ergeht. — Redepenning hatte gleich anfangs, als er herkam, Mißhelligkeiten mit den Studirenden, indem er ſich wegwerfend über hieſige Profeſſoren und Studenten geäußert hatte. Er ſollte des

Homileten Pott Stelle und die Ewald's als Orientaliſt zugleich ausfüllen. Wie es aber ſcheint, hat er wegen Mangels an Zuhörern keine Gelegenheit dazu: litterariſch iſt derſelbe nur mit einer Regiſterarbeit aufgetreten; ſeine Predigten ſind unbedeutend; der Correſpondent des hamburger Unparteiiſchen, der ihn lobt, muß alſo ganz beſondere Quellen für ſein Urtheil gehabt haben, die dem Publicum nicht zu Gebote ſtehen. — Köllner hat mit ſeinem Commentar zum Römerbrief und ſeiner evangeliſchen Kirchenzeitungs-Richtung kein Glück gemacht. — Dr. Holzhauſen, ein alter Lutheraner, wie ſie in Thüringen hauſen, befürchtete kürzlich, die mit Strauß Einverſtandenen würden noch nackt über die Straße wandeln. — In der jungen theologiſchen Baumſchule, die von Lücke erzogen, beſchnitten und oculirt und deshalb ohne alle Selbſtſtändigkeit iſt, hat ſich bis jetzt noch Niemand ausgezeichnet. Alles Selbſtſtändige und Heterodoxe weiß dieſer aber fern zu halten.

Wir erwähnen nur noch den Dr. Rudolf Matthäi, einen theologiſchen Anachoreten, der allerdings mit vielen Kenntniſſen und einer barocken Selbſtſtändigkeit, ja Originalität an die Wiſſenſchaft herantritt. Er macht gegen die übrige hieſige Theologie ſcharfe Oppoſition und greift mit einem dreiſten Witz die Schwächen derſelben rückſichtslos an. Mit Unrecht iſt er deshalb vielfach gegen ſolche zurückgeſetzt, die ihm an Kenntniſſen und Scharfſinn bei weitem nachſtanden. Im Jahre 1839 las er ein Collegium über die Fehler der neuteſtamentlichen Exegeſe, daß die Studenten als die Höllenmaſchine bezeichneten, wo Matthäi die Rolle Fieschi's und Lücke die Louis Philipp's ſpielte. Matthäi übertrieb indeß offenbar, ſo daß die theologiſche Facultät das Collegium nicht ohne Grund inhibirte. Matthäi ſelbſt hat, das läßt ſich nicht läugnen, einen gewiſſen Scharfſinn im Detail der Exegeſe; eine lebendige Phantaſie unterſtützt ihn dabei; nur verdirbt er Alles durch eine erſtaunliche Verwirrung in den Principien. Abgeſagter Feind der neuern Philoſophie, mit der man ihn irrthümlich hat in Beziehung bringen wollen, nimmt er keinen Anſtand zu geſtehen, daß er Hegel und Strauß nicht geleſen habe, auch nicht leſen wolle. Er will „nur für wahr erkennen, was er für chriſtlich erkennt und nur als chriſtlich erkennen, was als chriſtlich erwieſen iſt.“ Nun ſchreibt er zwar

eine „Auslegung des Evangeliums Johannes zur Reform der Auslegung deſſelben,“ worin er ſich Olshauſen etwas nähert, und ſpricht viel von Selbſtbewußtſein des Subjects. Er unterſcheidet aber in ſeiner Exegeſe beſtändig einen jüdiſchen Bewußtſeinsſinn und chriſtlichen Bewußtſeinsſinn, als wenn der apoſtoliſche Schriftſteller, Chriſtus ſelbſt bei ſeiner Rede einen doppelten Sinn, einen für den Augenblick und einen für die Zukunft, in Gedanken gehabt hätten, was erſt zu erweiſen wäre. Der hiſtoriſche Chriſtus iſt ihm der abſolute Menſchheitserlöſer, der Inbegriff aller Wahrheit und Schönheit. Sogar was der Zeit nach vor Chriſtus Treffliches geſchah und geſchaffen wurde, iſt für ihn ſchon chriſtlich. Es fehlt nicht viel, daß er ſeinen Chriſtus über ſeinen perſönlichen „überſterniſchen“ Gott ſetzt; der fleiſchgewordene Gott iſt er ſchon. — Das neueſte Reſultat dieſer phantaſtiſchen Theologie iſt ein Buch über „die Macht und Würde des Fürſten,“ eine Apotheoſe des Fürſten von Dr. Matthäi-chriſtlichem Standpunkte. Es thut uns wegen des Fleißes, den der Verfaſſer auf die Arbeit gewandt hat, leid, daß daſſelbe ſowohl vom Standpunkte der reinen Chriſtus- und Bibellehre überhaupt, als auch von der Philoſophie gänzlich zu verwerfen iſt. Matthäi hat, um das Werk, das er für zeitgemäß halten mochte, zu ſchreiben, Macchiavell und Rouſſeau, Montesquieu und Burke, Dahlmann und Haller und Stahl alle durch einander geleſen — um alle geſchichtliche Entwicklung der Völker und alle geſchichtliche Entwicklung des monarchiſchen Princips gänzlich zu ignoriren. Abgeſehen davon, daß er das alte Wahlreich des jüdiſchen Volks verkennt, wonach ſich daſſelbe auch zur Zeit Jeſu noch zurückſehnte: er verkennt auch den nationenbefreundeten Sinn der Chriſtuslehre und verdreht ſogar die Ausſprüche Jeſu, die der Politik jener Zeit geradezu ausweichen, um einen ſchnöden Abſolutismus zu predigen, der durchaus nicht gemildert wird durch einige Conceſſionen, die der Verfaſſer der Völkerfreiheit macht. Derſelbe meint, Chriſtus halte die Monarchie für die beſte Staatsform, weil er davon ſpreche, von der Republik aber ſchweige. Den einfachen Satz: gebt dem Kaiſer was des Kaiſers iſt, hält Matthäi für „ein Wunder der Rede Chriſti, daß die Erde nie ſeines Gleichen ſah“ und ſieht gar nicht, daß die ſchwierige Frage, was denn eigentlich des Kaiſers ſei, auf eine

Digitized by Google

feine Weiſe bei Seite geſchoben iſt. Matthäi hätte nur Titian's Gemälde: der Zinsgroſchen, anſehen ſollen, das über die Bibelſtelle den ſchönſten Aufſchluß giebt, um dieſe richtig zu würdigen. — „Die rechte Klugheitsregel und wahre Sittenregel iſt zu dulden und zu ſchweigen.“ War das der Fall, warum ſchweigt Matthäi ſelbſt nicht? — „Das ruſſiſche Volk iſt aus frommem Gefühl, das deutſche mit gründlichem Verſtande dem Herrſcher unterthan.“ — „Der Fürſt darf nicht ſagen: l'état c'est moi; wohl aber je suis l'état:“ was unſeres Bedünkens im Grunde daſſelbe iſt. — Aus Apoſtelgeſch. 23, 5. „den Herrſcher deines Volks ſollſt du nicht ſchmähen,“ geht hervor, daß wir den Rang zu achten verpflichtet ſind, auch wenn der ihn bekleidende ihn gar nicht achtet. — Gott will den Adel. Urſprung, Bedeutung (!), Erhaltung, Wirkſamkeit des Adels beſtätigt es, behauptet Matthäi; doch fehlen hier plötzlich die Bibelſtellen. Wir ſchätzen den Adel, fährt er fort, während ſeiner Leiſtungen für die Völker, für die Bewahrung der Einheit zwiſchen Fürſt und Volk. Er iſt die Stütze des Throns und die Stütze des Bürgerthums, Damm gegen die Ariſtokratie der Beamten und Reichen! — Das „Wir von Gottes Gnaden“ iſt Ausdruck der Demuth vor Gott und des Stolzes vor den Menſchen. — Niemand hat für ſich das Recht, von Gott einen Fürſten (nein!) oder einen gerechten Fürſten zu verlangen (wir meinen doch). — Der Aufſchwung der heutigen Induſtrie, der Eiſenbahnen, des Handels, den Matthäi Materialismus nennt, hat ſeinen Grund im Unglauben und Matthäi mußte ihrem Gedeihen conſequent entgegenwirken. Doch genug der Proben! Wir würden nur, wenn uns Matthäi ganz beſonders dazu aufforderte, auf das Buch ausführlicher zurückkommen. Uebrigens halten wir es für zu confus, und es beweiſt zu große Ignoranz in politiſchen Dingen, als daß es in der Praxis Schaden bringen könnte: habeat sibi.

2. Juriſtenfacultät.

Bergmann iſt geheimer Juſtizrath, Regierungsbevollmächtiger, und daneben faſt beſtändiger Prorector. Wäre mit ſeiner Gutmüthigkeit und ſeinem Wohlwollen nur etwas mehr Kraft und Entſchiedenheit vereint, jede Univerſität müßte Göttingen um einen Regierungsbevollmächtigten der Art beneiden. Aber

Digitized by Google

dem geſchmeidigen, faſt ſtereotyp freundlich lächelnden, ſich bückenden und wendenden Regierungscommiſſarius ſieht man es nicht mehr an, daß er einſt Kraft und ſtolzes Selbſtvertrauen genug hatte, wider König Hieronymus ſich in eine gewiſſe Oppoſition zu ſetzen. Als Privatmann achtungswerth, wohlthätig, wohlwollend und gefällig gegen Jedermann hat ihm ſeine Stellung während der Prüfungstage einen höchſt zweideutigen Ruf verſchafft.*) Es fehlt Bergmann energiſche Entſchloſſenheit und männliche Thatkraft. „Möchte, dürfte, könnte“ ſind die drei Kategorieen, die ihn nie zum Handeln kommen laſſen, wo es Noth thut. Nicht einmal als Lehrer oder Prorector. Als jener ſagt er nie, es iſt ſo, ſondern es möchte ſo ſein. Als Prorector klingt aus ſeinem Munde ein consilium abeundi ſo freundlich, daß der Verurtheilte in Verſuchung kommen ſollte, ſich aus Rührung geradezu die Relegation auszubitten. Er ſucht ſeinem Ziel, ſelbſt wenn dies das beſte iſt, ſelten auf geraden Wegen beizukommen, bloß weil er hie und da anzuſtoßen fürchtet; er ſchlägt keine Bitte geradezu ab, möchte er auch voraus wiſſen, daß er ſie nicht erfüllen kann. Das muß denn wohl allgemeines Mißtrauen erwecken. Bergmann wußte ſich ſchon früh bei den einflußreichen Perſonen wie bei den Studirenden ſelbſt einzuſchmeicheln; Heyne ſchrieb 1808 an Joh. v. Müller: „Ich dachte, ich hätte Ihnen vom Aſſeſſor Bergmann ſchon geſchrieben, als von demjenigen, der unter allen unſern jungen Docenten das Meiſte und Beſte verſpricht. Er war Seminariſt, hat treffliche Humaniora, Applauſus, Liebe, Güte des Vortrags vor allen voraus; ein guter, ſittlicher, ſanfter Charakter.“ Wie als Menſch, ſo als Juriſt, namentlich als praktiſcher Juriſt im Spruchcollegium. Bergmann repräſentirt den Billigkeitsſinn gegen die elegante wie gegen die hiſtoriſche Interpretation; ſein Gefühl entſcheidet zuerſt, danach müſſen ſich die Rechtsquellen fügen. Mit einer Fülle ſyllogiſtiſcher Feinheiten, und runder voller Beredſamkeit weiß er alle Ecken und Spitzen, die ein altes Fragment ſeinem Billigkeitsgefühle etwa entgegenſetzen möchte, zu umgehen und ſeiner Meinung Eingang zu verſchaffen. Er weiß zu dieſem

*) Man vergleiche Dahlmann „zur Verſtändigung und die Aufklärungen über die Rothenkirchener Affairen,“ welche ſpäter von der Leipziger Allgem. Zeitung mitgetheilt wurden.

Digitized by Google

Zwecke mit einem reichen Vorrath von Kenntniſſen, die er gerade aus wenig durchſtöberten Winkeln der Jurisprudenz hervorgeſucht, häufig zu überraſchen und zu blenden. — Sein Prozeßpracticum und Relatorium ſind Collegia, die nichts zu wünſchen übrig laſſen; ſeine Vorleſungen über die Theorie des Civil-Proceſſes tragen dagegen den Charakter der Unbeſtimmtheit und haben wenig Eigenes. — Merkwürdiger Weiſe iſt Bergmann viel klarer, wenn auch etwas breit, in ſeinen mündlichen Vorträgen, als in ſeinen Schriften. — Bergmann iſt einer der thätigſten und beſchäftigſten Menſchen auf der Univerſität, denn nichts kann in Göttingen ohne ihn geſchehen. Damit Bergmann zeige, daß er auch gelehrt ſei, hat er ſeit 1837 die Herausgabe eines alten Juriſten begonnen. Welcher Nutzen der wiſſenſchaftlichen Jurisprudenz unſerer Tage daraus erwachſen ſolle, wiſſen wir nicht.

Ganz entgegengeſetzten Charakters iſt Mühlenbruch. Eigenwillig bis zum Eigenſinne, Rigoriſt des ſtrengen Rechts der aequitas gegenüber, ehrgeizig über das Maß eines akademiſchen Lehrers hinaus, reizbar durch eine Mücke. Seine ſchiefe Stellung zur Verfaſſungsfrage rührte theils von einer gänzlichen Unkenntniß der Sachlage (wie ſie aus einer Correſpondenz der Allg. A. Z. vom 8. Januar 1838 hervorblickte, die man allgemein Mühlenbruch zuſchrieb), theils von einer gewiſſen Oppoſitionsluſt gegen einen Theil der Sieben und ihre Anhänger, vorzüglich aber wohl von ehrgeizigen Plänen her. Keineswegs war ſie Folge eines natürlichen oder angebildeten Dienerſinns. Mühlenbruch hat nichts von einem ſolchen königlichen Dienerſinne. Er iſt Despot, der ganz allein ſtehen und unumſchränkt herrſchen möchte. Doch er würde das Katheder jeden Augenblick mit der Stellung eines Geheimen Cabinetsraths oder Miniſters vertauſchen. Als er im J. 1840 zur Berathung des Staatsrath nach Hannover berufen wurde, ſoll er dort über einige der göttinger Herren, namentlich über den Reſt der alten Latina ganz eigenthümliche Anſichten ausgeſprochen haben, welche die ungnädige Stimmung Sr. Majeſtät gegen die Univerſität noch vermehrt haben ſoll. Herr G. J. Bergmann würde darüber ſehr genau Kunde geben können.

Bekanntlich iſt es noch keinem gelungen, das ganze unge-

Digitized by Google

heure Material des R. R. zu bewältigen und in ein organiſches Syſtem zu bannen. Alle, mögen ſie der ſog. philoſophiſchen oder der hiſtoriſchen Schule angehören, brauchen einen allgemeinen Theil, in welchen ſie hineinbringen, was ſonſt nirgends paſſend ſcheint, alle folgen in der Hauptſache dem von Heiſe conſtruirten Schema. Mühlenbruch fehlt es als Syſtematiker an der klaren Durchſchauung der höchſten Kategorieen und ihrer nothwendigen Gliederung. Er hat dafür einen ſcharfen conſtruirenden Verſtand, der dem eigentlichen Organismus des geſchichtlichen Rechts in die feinſten Adern nachzudringen vermag, und das zufällig Hinzugekommene, das den Organismus ſelbſt verbergende Formelweſen geſchickt abſondert. Auch er hat zwar ſeinen Pandecten einen ſog. allgemeinen Theil voranſchicken müſſen, aber er räumt dieſem Theile keinen Platz im Syſteme ein, er iſt ihm nur eine allgemeine Rechts- und Geſchäftstheorie und proceſſualiſche Hülfslehre. Er ſondert namentlich von dieſem allgemeinen Theile die Lehre von der Perſönlichkeit und ſtellt ſie gleich Puchta an die Spitze des Syſtems. Puchta aber geht dabei ſchon von philoſophiſchen Reflexionen aus, ihm iſt es eben der Einzelwille, der in der Form des Rechts an der Sache erkennbar wird, deſſen Inhalt aber noch das reine Recht der Perſönlichkeit iſt. Sein Schutz iſt Schutz der Perſönlichkeit, des Willens an ſich. Daß Puchta hier ein Aeußeres, Schutz, mit dem innern Rechtsprincipe verwechſele, ſieht Mühlenbruch zwar ein, was ihn jedoch zu gleicher Stellung bewogen, davon giebt er keine Rechenſchaft. Zwiſchen die Lehre von der Perſönlichkeit und das Eigenthumsrecht ſtellt er die Lehre vom Beſitze, eigentlich dem Sachenrechte ſie einverleibend, weil der Beſitz unmittelbares Sachenrecht ſei und als die faktiſche Grundlage einzelner dinglicher Rechte angeſehen werden müſſe. Dem Pfandrechte läßt er ſeine alte Stelle bei den Sachenrechten, definirt es aber als ein Forderungsrecht, wobei eine Sache als verpflichtetes Object erſcheine (**obligatio rei**).

Wenn ſich dagegen Thibaut und Mackeldey von der hiſtoriſchen Methode die Obligationen nach ihrem hiſtoriſchen Entſtehungsgrunde einzutheilen nicht trennen konnten, ſo warf Mühlenbruch dieſe Eintheilung in **pacta legitima, praetoria, obligationes ex variis causarum figuris** u. ſ. w. als unbrauchbare

Digitized by Google

Kategorieen bei Seite, und ſuchte aus dem materiellen Charakter der Obligationen neue Kategorieen, die uns in der That eine ganz neue Einſicht in das Obligations=Recht verſchafft haben, mag man auch nicht ohne Grund tadeln, daß ſie mehr breit und von der Oberfläche geſchöpft, als tief ſind. — Welche große Scharfheit des Denkens bei dem Detail des Rechts Mühlenbruch zuſteht, davon giebt ſeine Lehre von der Ceſſion der Forderungsrechte den beſten Beweis. Seine Fortſetzung des Glückſchen Pandecten=Commentars iſt von allen wäſſerigen Theilen befreit, die bei Glück ſo überwiegend ſind. Mühlenbruch iſt offenbar der ſcharfſinnigſte Lehrer der juriſtiſchen Facultät, für den juriſtiſchen Schüler immer anregend und weiterführend. Sein Vortrag iſt durchaus ein freier und bewegt ſich, von einem glücklichen Gedächtniſſe unterſtützt, ſchnell und in ſtrenger Conſequenz weiter. Wer über Unverſtändlichkeit ſeiner Vorträge klagt, hat ſich ſelbſt die Schuld beizumeſſen. Freilich erfordern dieſelbe ſchnelle Auffaſſungsgabe und beſtändiges Mitdenken, man kann nicht halb ſchlafend nachſchreiben, wie einſt bei Göſchen. Es kommt freilich auch vor, daß Mühlenbruch in der Eile, womit er ſich weiter begeben will, unverſtändlich wird, daß ſein Vortrag hapert und haspelt, doch iſt dies ſelten.

Anton Bauer hat um die Förderung der Strafrechtswiſſenſchaft unläugbares Verdienſt. Schon das iſt ein Wichtiges, daß er das Princip gereiniget, daß er die Strafe als eine Rechtsfolge des Unrechts, als eine Handlung der Gerechtigkeit anſieht und mit ihr keine fremden Zwecke verbindet. Doch ſcheint es beinah' ein unpraktiſcher, nur in Worten liegender Unterſchied zu ſein, der Bauer hier von Feuerbach trennt. Letzterer nämlich vindicirt der Strafe ſelbſt einen Zweck, ſetzt dieſen aber conſequent nur in die Begründung der Wirkſamkeit der geſetzlichen Drohungen, inſofern ohne ſie dieſe Drohung leer ſein würde. (§. 16. des Feuerbachſchen Lehrb. Aufl. II.) Allein der Unterſchied iſt doch ſcheidend, wenn auch Bauer leider nicht alle praktiſchen Conſequenzen aus demſelben verfolgt hat. Eben ſo hat Bauer mit juriſtiſchem Scharfſinn die Mängel der Feuerbachſchen Theorie von pſychiſchem Zwange zuerſt gründlich aufgedeckt, indem er zeigte, daß dieſer Zwang auf der Anſicht eines unfreien pſychiſchen Mechanismus beruhe und daß

Digitized by Google

die Wirkſamkeit der Strafgeſetze ſehr beſchränkt ſein würde, wenn ſie allein die ſinnlichen Antriebe zur Läſion durch Furcht niederdrücken ſolle, zumal nicht alle ſtrafbaren Handlungen (z. B. culpoſe) aus ſinnlichen Antrieben entſpringen. Er machte mit Recht geltend, daß bei einem ſolchen Gemüthszuſtande, in dem Verbrechen begangen werden, kein Abwägen der Luſt und des Vortheils mit dem Strafübel ſtattfinde. Allein in der von Bauer nun ſelbſtaufgeſtellten Warnungstheorie ſind dieſe Mängel höchſtens bei Begründung der oberſten Principien vermieden. Im Uebrigen laborirt dieſelbe an allen Mängeln der Abſchreckungstheorie, und Mittermaier hat daher nicht ganz Unrecht, wenn er in ſeinen Vorleſungen ſagt, das Kind ſtamme von Feuerbach, Anton Bauer habe es nur neu getauft.

Namentlich geht auch Bauer von der falſchen Anſicht aus, die Strafe müſſe lediglich ein Uebel ſein, welches abſichtlich und als Uebel dem Verbrecher zugefügt werde, während doch die Strafe ſelbſt nur das Beſte des Verbrechers bezwecken ſollte, ſo daß es nur ſeine eigene Schuld und etwas Zufälliges iſt, wenn er zugleich die Strafe als ein Uebel empfindet. — Jedes begangene Verbrechen zeigt eigentlich ſchon die Unzuverläſſigkeit der Warnungstheorie, indem ja die Drohung und die Warnung nichts geholfen haben. Was ſoll alſo nun eine Anwendung der Drohung helfen? Wo giebt dieſe Theorie auch nur einen approximativ zutreffenden Anhaltspunkt, die Art und den Grad der Strafe zu beſtimmen? Ihr Element bleibt Furcht und Gewalt. Sie legt zwar eine Art Einwilligung des Geſetzübertreters und ſomit eine Willensfreiheit zu Grunde, indem ſie ſich auf das Zuſammenbeſtehen der Warnung mit der rechtlichen Freiheit des Bedrohten ſtützt, allein das iſt und bleibt Rechtsfiction. Denn wenn ein Strafgeſetzgeber mit Draconiſcher Grauſamkeit auf das unbedeutendſte Vergehen den Tod ſetzte, ſo wäre dieſe Strafe eine gerechte, weil es in dem freien Willen des Uebertreters ſtand, die ſo mit Strafe verpönte Handlung zu unterlaſſen. —

Bauer's Lehrbuch des Strafrechts zeichnet ſich übrigens durch klare und vollſtändige Begriffsbeſtimmungen, logiſche und überſichtliche Eintheilung aus. — Sein Lehrbuch des Strafproceſſes dagegen giebt, wie die meiſten Schriften über dieſen

Digitized by Google

Gegenſtand, einen ſchlagenden Beweis von dem traurigen Zuſtande des Criminalproceſſes in Deutſchland. Wenn man ſich zwiſchen dieſe Maſſe von Abtheilungen und Unterabtheilungen, von Claſſificationen und Definitionen begiebt, ſo glaubt man ſich in ein weites ödes Gebäude verſetzt mit tauſend ſcheinbar wohlgeordneten Zugfenſtern, durch welche der Wind der Willkür bläſt, ein Gebäude ohne Grundlage, ohne Säulen, ohne innern Halt. Man kann im Einzelnen nicht verwerfen, wenn das ganze Bauwerk fehlerhaft iſt. — Es iſt nicht die Schuld eines einzelnen Lehrers, daß es ſo iſt, aber wenn ein ſolcher den traurigen Zuſtand lobt, die offen vorliegenden Gebrechen mit bunten Lappen zu verdecken ſtrebt, den freien Zuſtand anderer Völker verdächtigt, ſo iſt dies zu tadeln. So aber Bauer. Ueber logiſchen Eintheilungen und Begriffsbeſtimmungen, über feinen Diſtinctionen und Interpretationen vergißt er die Habeascorpus-Acte, die Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Bürgers. Fragt man nach Garantieen, ſo ſind nirgend jene großen Grundſätze bürgerlicher Freiheit aufzufinden, deren ſich unſere Vorfahren praktiſch erfreuten und welche noch heut zu Tage mit unverkennbarer Vorliebe in England und Frankreich verehrt werden. Man verweiſet uns dafür auf die guten und nothwendigen Eigenſchaften des Criminalrichters, „ſeine ſtrenge Rechtlichkeit, Humanität, Selbſtbeherrſchung, praktiſche Menſchenkenntniß, Kenntniß des Proceſſes.“ Kurz Anton Bauer iſt, wie ſich dies in Göttingen eigentlich von ſelbſt verſteht, unbedingter Anhänger der geheimen Inquiſitionsmaxime. Er hat den Vorzügen derſelben vor dem Anklageverfahren einen beſondern Paragraphen gewidmet (§. 219). Es iſt intereſſant, dieſe Vorzüge näher kennen zu lernen. „Sie (die Inquiſition) entſpricht dem Weſen der Strafjuſtiz als der ſelbſtthätig waltenden Erhalterin der Rechtsordnung.“ Das klingt voll und ſchön, allein die Juſtiz ſoll nicht ſelbſtthätig die Rechtsordnung erhalten, ſondern über geſtörte urtheilen und richten, nachdem ſie Anklage und Vertheidigung gehört hat. „Sie befreit das Strafverfahren von einſeitiger Richtung, indem ſie die Erforſchung der materiellen Wahrheit — das einzige Ziel deſſelben — darſtellt.“ — Alſo das Anklageverfahren iſt einſeitig, weil dabei die drei Hauptperſonen des Proceſſes, Ankläger, Angeſchuldigter

Digitized by Google

und Richter, jede nur eine Seite der Thätigkeit entwickeln, anklagen, vertheidigen und richten; wogegen die über alle menſchlichen Unvollkommenheiten und Einſeitigkeiten erhabene Perſon des Inquiſitors, zum großen Frommen der Gerechtigkeit, Alles auf das Vortrefflichſte in ſich vereint. „Gegen die Beſorgniſſe eines nachtheiligen Einfluſſes der Einſeitigkeit (alſo doch eine Beſorgniß!) oder der Willkür des Unterſuchungsrichters ſchützen theils die Formen des Verfahrens, theils die ſtrenge Aufſicht und Leitung der zur ſorgfältigen Prüfung der Inſtruction verpflichteten erkennenden Gerichte.“ Die Erfahrung beweiſet aber, daß die ſtrenge Aufſicht der erkennenden Gerichte auf das Unvollkommenſte gehandhabt wird, weil dieſe den Angeſchuldigten weder ſehen noch hören, in den Acten aber nur dann leſen, was ihm Leids widerfahren iſt, wenn der Inquiſitor es für gut befunden hat, ſein Unrecht zu notiren. Eben ſo lobt Bauer die innere Oeffentlichkeit des deutſchen Strafverfahrens vor der äußern Oeffentlichkeit der Franzoſen, Engländer und alten Deutſchen. Dieſe innere Oeffentlichkeit beſteht nach ihm aber darin, daß bei erheblichen Handlungen die Gerichtsbank mit den nothwendigen Perſonen beſetzt ſein muß, ferner im gehörigen Protocolliren, in der Vertheidigung, Acteneinſicht, Mittheilung der Urtheilsgründe u. ſ. w. Allein alle dieſe Handlungen geſchehen in der verſchloſſenen und geheimen Gerichtsſtube, der Vertheidiger darf nicht einmal ohne Beiſein der Gerichtsperſon den verhafteten Angeſchuldigten ſprechen, der Angeſchuldigte iſt bei dem Verhör der Zeugen nicht gegenwärtig. Doch dies nur andeutungsweiſe, um Bauers Standpunkt zu bezeichnen. Die weitere Polemik gegen dieſe Principien gehört in ein anderes Gebiet. —

Als Mitglied zweier Spruchfacultäten während einer 41jährigen Thätigkeit hat Bauer mannichfache und reiche Erfahrungen geſammelt, auf die er bei jeder Gelegenheit wohlgefällig hinweiſet. Daß er dabei nicht frei geblieben iſt von der unwillkürlichen Neigung aller Richter, nach der Schuld eines Angeſchuldigten zu ſuchen, nicht aber mit gleicher Liebe nach der Unſchuld, wie er es doch ſelbſt von dem Criminalrichter vor allen verlangt, daß er zu häufig nach dem künſtlichen Beweiſe

Digitized by Google

griff und durch ſeine juriſtiſche Dialektik glänzte, beweiſet die Verurtheilung des Tiſchler Wend zu Roſtock. Dieſer wurde vom Referenten Bauer und dem göttinger Spruchcollegium einſtimmig zum Tode durch Rad verurtheilt, in Heidelberg von der Inſtanz entbunden, in dritter Inſtanz gänzlich freigeſprochen. Auch ergab ſich durch ſpätere Geſtändniſſe des Schuldigen ſeine vollkommene Unſchuld.*) Wie würde man geſchrieen haben, wäre ein ähnlicher Fall bei der Jury vorgekommen, beruft man ſich doch noch immer auf Fonk, um dies Inſtitut zu verdächtigen, und haben ſogar preußiſche Geſchäftsleute an der Verurtheilung der Lafarge die Vortrefflichkeit des Inquiſitionsverfahrens vor der Jury zu beweiſen verſucht.

---

*) Bauer hat in der Zeitſchrift für deutſches Strafverfahren Band II. Heft 1. unter dem Titel: „zur Lehre vom Indicienbeweiſe, ein Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über den Wend'ſchen Criminalfall," eine ſehr gut geſchriebene Rechtfertigung des göttinger Urtheils drucken laſſen, die uns erſt nach Abdruck des Artikels in den deutſchen Jahrb. Geſicht gekommen iſt. Danach iſt unſere obige aus öffentlichen Blättern geſchöpfte Behauptung, daß ſich aus ſpäteren Geſtändniſſen des Schuldigen die vollkommene Unſchuld Wend's ergeben habe, zu berichtigen. Das Geſtändniß Heeſer's, von welchem öffentliche Blätter erzählten, wurde nämlich nicht vor vollſtändig beſetzter Gerichtsbank, ſondern bei der Direction der Strafanſtalt abgelegt, und die bei Eröffnung des Urtheils von Heeſer ausgeſtoßene Aeußerung: „Ich Verführter muß zu hart büßen" ſteht damit in Widerſpruch.

Bauer wirft dem parchimer Urtheilsverfaſſer vor, ſich lediglich zum Vertheidiger des Angeſchuldigten aufgeworfen und eine eben ſo falſche als neue Möglichkeitstheorie in Anwendung gebracht zu haben. Er gehe von dem Grundſatz aus, daß nie ein Schuldig geſprochen werden dürfe, ſo lange noch die Möglichkeit der Unſchuld gedacht werden könne. Dieſe Polemik iſt in der Hauptſache allerdings ſchlagend, wenn auch Einzelheiten als gekünſtelt erſcheinen und auf Hypotheſen gebauet ſind.

Wenn demnach das parchimer Urtheil keineswegs unſere Billigung finden kann, ſo bekennen wir uns darum noch nicht zu dem göttinger. Denn kein Unbefangener mag verkennen, daß der göttinger Urtheilsverfaſſer den Standpunkt des Vertheidigers gänzlich aus den Augen gelaſſen hat und bloß die Schuld des Angeſchuldigten zu finden bemüht war. Die Vorwürfe, die Bauer dem parchimer Urtheilsverfaſſer macht, können daher umgekehrt ſämmtlich auf ihn zurückgeworfen werden. In der richtigen Mitte ſteht allein das heidelberger Urtheil. Wer aber, wie Zachariä, die Freiſprechung vor der Inſtanz gänzlich verwirft, der mußte nothwendig für Wend's Freiſprechung votiren.

Digitized by Google

Als Lehrer entbehrt Bauer aller zum Selbſtdenken reizenden Fülle und Lebendigkeit, obgleich ſein äußerer Vortrag fließend genannt werden kann. Eine veraltete nnd ſtarre Logik, der es auf petitiones principii und circuli in argumentando nicht ankömmt, regt nicht an, ſondern ermüdet. Ueberzeugt, daß ſeine Schüler am ſicherſten haben, was ſie nachher auf das Bücherbret ſetzen können, verfehlt er nicht, ihnen ſorgfältig zu dictiren, daß man ſich zum Anlegen von Criminalacten beſchnittenen Papieres bedienen müſſe, weil ſich ſonſt zu leicht Staub hineinſetze. Die practiſchen Uebungen im Inquiſitionsverfahren, welche er anſtellt, ſind belehrend.

Bauer iſt ein geſuchter Advokat bei Privathändeln der Fürſten und weiß die Parteien zu überzeugen, daß jetzt wie ſonſt deutſche Proceſſe von wetzlarſcher Dauer ſind und deshalb ein Vergleich vorzuziehen ſei. Er, der den Entwurf zu dem hannoverſchen Strafgeſetz und Strafproceßcoder ausgearbeitet hat, iſt von der hannoverſchen Regierung vielfach zurückgeſetzt. Zuerſt dauerte es ſehr lange, bis er den Guelphenorden erhielt, dann waren alle ſeine Collegen zu Geheimen Juſtiz-Räthen ernannt, während er Hofrath blieb. Da legte ſich die naſſauſche Regierung, die Bauer ſeit Sartorius' Tode vertritt, in's Mittel und ertheilte Bauer dieſen dort ſonſt unbekannten Titel. So hat Bauer, der auch Ritter des goldenen Löwen iſt, jetzt alle Würden und Ehren erlangt, deren ein göttingſcher Profeſſor theilhaftig werden mag, und geht in ſeinem hohen Alter noch mit Rüſtigkeit einher.

Albrecht wurde im Jahre 1830 von Eichhorn empfohlen aus Königsberg berufen. Er war bekannt durch eine Monographie: „über die Gewere," in welcher er ein gemeinſames Princip des geſammten deutſchen Sachenrechts gefunden zu haben glaubte, wie er in der Voigtei eine ähnliche Grundlage des Perſonenrechts andeutete. Es war dies nach deutſch-rechtlichen Principien und Kategorieen ſuchende Werk etwas Neues in der Litteratur des germaniſchen Rechts, welche man bisher nur durch immer größere Ausbeutung von Einzelheiten aus Statuten und alten Rechtsbüchern fördern zu können geglaubt hatte. Das Werk hat daher viel Anerkennung gefunden, obgleich man dem Verfaſſer von anderer Seite auch Mangel an durch-

Digitized by Google

dringender Gelehrſamkeit vorwarf. In der That hat Albrecht ſpäter einige ſeiner Anſichten zurückgenommen.

Albrecht war als Lehrer des Staatsrechts, deutſchen Privatrechts, des Kirchenrechts und der deutſchen Staats= und Rechtsgeſchichte berufen. Er iſt mehr ſcharfſinnig als gelehrt. Seine Hauptforce beſteht darin, in kurzen ſcharfen Umriſſen ein lebensvolles Bild der verſchiedenen Rechtsinſtitute zu geben und dieſe ſelbſt organiſch aneinander zu reihen, wobei er ſich einer ſehr pretiöſen Sprache bedient. Es war ſeine Manier nicht, die Zuhörer tief in den Stoff der vorhin genannten Rechtsdisciplinen einzuführen, ſie mit Material zu überſchütten, jede kleinſte unweſentliche Controverſe mit ängſtlicher Genauigkeit zu behandeln. Ja, wenn Albrecht ſich auf der einen Seite freihielt von jener Unſitte der meiſten ſeiner göttinger Collegen, mit todter Gelehrſamkeit zu prunken, ſo war auf der andern zu bedauern, daß er nur den Geiſt der Sache mittheilte. Dies ging ſo weit, daß er es ſogar verſchmähte, die Zuhörer auf die bezüglichen Geſetzesſtellen oder die Praxis hinzuweiſen, geſchweige denn mit der Litteratur irgend näher bekannt zu machen.

Für denkende Köpfe, welche nur angeregt ſein wollen, um ſelbſt weiter zu arbeiten, allerdings eine gute Methode, wie aber hinſichtlich der überall größern Klaſſe von Menſchen des juste milieu? Was aber in der Hauptſache dagegen geſagt werden muß, iſt, daß es Albrecht an der höhern Berechtigung zu dieſer Methode fehlte, da er außerhalb jeder Philoſophie ſtand. Albrecht's Vorträge waren daher eine mehr geiſtreich ſcheinende als wahrhaft geiſtreiche Einleitung in die Particularrechte; er betrachtete ſie nur als Leitfaden, mit deren Hülfe ſich der Zuhörer auf dem Gebiete ſeines Landesrechts orientiren möge. — Albrecht ſah gern, daß man ihn zu der hiſtoriſchen Schule zähle, die Vornehmheit derſelben, ihre Macht in Deutſchland, hatten Etwas, das ihn anzog, obgleich er ſcharfſinnig genug war, jene Vertreter derſelben ſich nicht zum Vorbilde zu nehmen, welche das Hiſtoriſche ſelbſt zum Zweck erheben. Seine mehr praktiſche Richtung ließ ihn das allein Wahre der hiſtoriſchen Schule herausfinden: die Geſchichte nur als Mittel zum Verſtändniß der Gegenwart oder vielmehr des gegenwärtig beſtehenden Rechts zu gebrauchen. Von Philo=

ſophie hielt Albrecht ſich auch ſelbſt beim Vortrage des Staatsrechts durchaus fern. Sein allgemeiner Theil des Staatsrechts beſchäftigt ſich nur mit der Analyſis des Begriffs „Staat" und dieſem Begriffe gab er eine rein empiriſche Grundlage. Seine publiciſtiſchen Anſichten ſind oft verketzert worden, indem man ihm Abſolutismus und Servilismus im Geiſte des berliner politiſchen Wochenblatts vorwarf. Mochte er den innerſten Drang der Gegenwart nicht ganz verſtehen, mochte er, der Preuße, keine beſondere Vorliebe für freiheitliche Inſtitutionen haben, zu jenen verächtlichen Reactionären gehörte er nie. Seine Schritte für das Staats-Grundgeſetz zeigen dies. Er hat ſein Handeln mit ſeiner Lehre in Uebereinſtimmung gebracht, hat ſich als Mann bewährt. Das iſt unendlich viel in unſeren männerarmen Tagen.

Man würde aber irren, wenn man Albrecht dieſes Schrittes halber für einen Helden des Liberalismus hielte. Hätte ſich ihm irgend ein juriſtiſcher Ausweg gezeigt, das Patent vom 1. November zu rechtfertigen, er hätte wahrlich dem Untergange des Staats-Grundgeſetzes keine Thräne geweint, er hätte ſich nicht aus der behaglichen Ruhe und Wohnlichkeit des göttinger Kreiſes entfernt.

Wenn Dahlmann das Staats-Grundgeſetz von 1833 wie ein Vater ſein liebes Kind vertheidigte, wenn die Grimm's und Ewald verletztes moraliſches Gefühl, Eid, Gewiſſenspflicht trieb, ſo trieb Albrecht verletztes Rechtsgefühl. Eine in anerkannter Wirkſamkeit ſtehende Verfaſſung ſollte umgeſtoßen werden, mochte er ſie lieben oder nicht, er mußte ſie vertheidigen, bloß weil ſie poſitives Recht war.

Kraut iſt ein Schüler Eichhorn's und hat die gründlichſten Forſchungen in den Quellen des deutſchen Privatrechts gemacht, wie ſein reichhaltiger und gelehrter Grundriß dazu beweiſet. Ihm fehlt aber zum akademiſchen Lehrer ziemlich Alles, was wir bei Albrecht rühmen mußten. Sein Vortrag iſt kalt und trocken, er überſchwemmt die Zuhörer mit Material und Gelehrſamkeit, ſich häufig ſelbſt verirrend. Seine Vorleſungen über deutſches Privatrecht ſind eben deshalb wegen ihrer narkotiſchen Wirkungen unter den Studirenden ſehr bekannt. Man ſieht bei ihm, daß Gelehrſamkeit allein nicht hinreichend iſt,

Digitized by Google

einen tüchtigen akademiſchen Lehrer zu ſchaffen. Bei dem Verfaſſungsſtreit hat Kraut ehrenwerthe Feſtigkeit bewieſen. —

Ribbentropp hat bei dem in der juriſtiſchen Litteratur anerkannten Werke über Correal-Obligationen das nonum prematur in annum gewiſſenhaft ausgehalten. Sollen wir das in unſern Tagen loben oder tadeln? Er gehört, wenn wir ſo ſagen dürfen, der exegetiſch-dogmatiſchen Schule an, d. h. er ſtellt die Reſultate ſeiner exegetiſchen Forſchung dogmatiſch zuſammen. Er iſt kein origineller Kopf, aber ſeine Vorträge über Inſtitutionen und Pandekten ſind als bequeme und zuverläſſige Collegien beliebt.

In dem Verfaſſungsſtreite hat Ribbentropp Muth und Conſequenz gezeigt, obgleich er ſelbſt und ſeine Familie materielle Verluſte vorausſehen mußten.

Ob Profeſſor Zachariä als Lehrer des Criminalrechts eine Zukunft habe, iſt noch nicht zu entſcheiden, er hat ſich bisher zu phlegmatiſch gezeigt, es fehlt ihm der Jugendeifer, welcher allein kühne Schritte thun läßt. Das vorhandene Material in Beziehung auf Quellen und Litteratur fleißig durchzuarbeiten, wie er es unſtreitig gethan hat, genügt den Anforderungen unſerer Zeit nicht mehr. Sie will das Veraltete und Untaugliche kühn angegriffen ſehen, ſie verlangt Talent für die Reform. In neueſter Zeit hat ſich Zachariä viel mit deutſchem Staatsrecht beſchäftigt. Der erſte, das Verfaſſungsrecht der deutſchen Bundesſtaaten umfaſſende Theil zeichnet ſich vor Klüber u. A. durch ſtrenge Abſonderung alles in die Politik Einſchlagenden aus, bietet aber ſonſt nichts Neues. Zachariä befolgt die hiſtoriſche Methode, die gegebenen Rechtsverhältniſſe bis zu ihren hiſtoriſchen Anfängen und Grundlagen zu verfolgen, womit er denn neben den Vortheilen auch alle Mängel dieſer Methode ſich aneignet, Ueberhäufung von Material, eine förmlich prunkende Gelehrſamkeit und Citirſucht. Wo die Grundlagen des heutigen Staatsrechts aber von den früheren ſo gänzlich verſchieden ſind, wie Staatsrecht und Privatrecht überhaupt, da führt ein ſolches Zurückgehen zu gänzlich unnützen hiſtoriſchen Unterſuchungen, die weder zur Erklärung noch Feſtſtellung des Beſtehenden beitragen, z. B. bei der Lehre von der Regentſchaft. Eine durchgehende Polemik gegen die leichtfertigen und ver-

Digitized by Google

kehrten Behauptungen Maurenbrecher's iſt zu loben, wie überhaupt ein jedem Despotismus abgeneigter Sinn, der mit Moſer und Andern negativen Widerſtand zuläßt, wenn gegen Gottes Gebot oder gegen den Staatszweck und die feſtſtehende Verfaſſung ſelbſt gehandelt werden ſoll. Das Werk verräth ein ſehr fleißiges Studium.

Zachariä gehört, durch kindliche Pietät vielleicht gehemmt, zu den ſtillen Anhängern des hannoverſchen Rechts.

Thöl, einer der jüngſten Profeſſoren, hat den glücklichen Einfall gehabt, ein Civil-Practicum zu halten, und gewußt, das Intereſſe ſeiner zahlreichen Zuhörer dauernd zu feſſeln. Seine Vorleſungen über deutſches Privatrecht entbehren der Feinheit und Eleganz Albrecht's, ſind aber mehr auf das Praktiſche gerichtet. Seine eigenen Forſchungen haben das Handelsrecht zum Gegenſtande, doch iſt ſein Handbuch darüber noch nicht vollſtändig erſchienen. Er gehört zu den ſechs Nachproteſtirenden.

Die Zahl der juriſtiſchen Privatdocenten iſt ſehr groß, doch da die größere Anzahl ihre Thätigkeit auf Examinatorien beſchränkt, brauchen wir nur folgende zu erwähnen:

Meno Valett hat durch mehrfache civiliſtiſche Abhandlungen, namentlich durch ein ſehr ausführliches Lehrbuch der Pandekten ſeinen Beruf als Gelehrter dargethan, iſt aber dennoch ſeit 1818 Privatdocent geblieben. Eine lebendige Warnung für alle die, welche ohne Connexion in Hannover oder ohne Geſchmeidigkeit in die hier dominirenden Thatſachen und Perſönlichkeiten eine akademiſche Carriere zu machen gedenken. Wenn Valett unter den Anſchlagzettel ſeiner Vorleſungen das Vidi des zeitigen Decans einholen muß, ſo mag er öfter an ſeine Theilnahme an den Befreiungskriegen gedacht haben, die uns nicht einmal von dem gelehrten Zunftweſen zu befreien vermocht haben.

Dr. Grefe hat über hannoverſches Privatrecht eine ſehr gründliche und mühſame Arbeit geliefert, das Anrecht, welches er dadurch auf eine Profeſſur erlangt, aber wohl dadurch verloren, daß er als Advokat ein Mandat der Sieben und die Vertheidigung des Moorcommiſſairs Wehner übernommen. In den loco dictaturae gedruckten Protokollen der hohen deutſchen Bundesverſammlung vom Jahre 1840 (Sitzung 28, Beil. 2.

Digitized by Google

zu §. 326.) haben wir ungern Grefe's Namen auf eine ſolche Weiſe erwähnt geſehen. Freilich kann einem ohnehin ſo ängſtlichen und penibeln Mann, wie Grefe'n, der §. 6. der **Lex 5. C. ad L. Jul. maj.** wohl vorſichtig machen, namentlich nachdem das Beiſpiel Jordans gezeigt hat, daß die Mittermaierſche Beſeitigung des grauſamen „**consciis**" in der Praxis noch nicht hat durchdringen können. Allein wenn nur im eignen Buſen der Verräther ſchlummern kann, ſo ſoll ein Ehrenmann nicht denunciiren.*)

Dr. Benfey läßt ſich häufig in der Halliſchen Litteratur-Zeitung durch Recenſionen vernehmen, die tiefe Kenntniſſe verrathen. — Vorleſungen hält er nicht.

Dr. Erxleben, der Herausgeber von Göſchen's Nachlaß, hat einen Ruf als Profeſſor nach Bern angenommen, obgleich er für das göttinger Element geboren ſchien und Viele ſchon jetzt den Geheimen Ober-Juſtizrath auf ſeiner Stirn leſen wollten.

Dr. Planck hat ſich ſehr ſchnell den Beifall der Studirenden erworben; ob er ihn zu erhalten weiß, muß die Zukunft lehren.

Dr. Unger iſt ſeit Kurzem mit einem ſehr gelehrten Werke über die altdeutſche Gerichtsverfaſſung hervorgetreten. Wir befürchten, daß ſeine große Gelehrſamkeit ſeiner Wirkung als Lehrer eher hinderlich als förderlich ſein möchte. Die Erforſchung der altgermaniſchen Rechtsverhältniſſe und des Gerichtsverfahrens iſt gewiß ſehr lobenswerth, nur muß es nicht bloß als Philologie daſtehen, ſondern die Brücke zum Leben zu bauen ſuchen, und der Zeit, die nach Oeffentlichkeit in dem Gerichtsrichtsverfahren drängt, hülfreiche Hand bieten.

Dr. Wolf iſt ſehr unternehmend aufgetreten und hat eine Concurrenz mit anerkannten Lehrern nicht geſcheut. Die alten Herren haben es ihm ſehr übel genommen, daß er deutſches Privatrecht ſechsſtündig läſe, während ſie ſelbſt es zwölfſtündig vortragen, und ihm dies verboten. Wir meinen, darin dürfe eine Beſchränkung der Lehrfreiheit nicht ſtattfinden. Auch hat man dem Dr. Wolf verboten, ein Proceß-Practicum und ein

*) Grefe's Verfahren iſt übrigens durch einen erſt ſpäter uns bekannt gewordenen nicht mittheilbaren Umſtand gerechtfertiget.

Digitized by Google

Relatorium zu leſen, wie es heißt, auf Grund alter Verordnungen. So ſcheint demſelben hier kaum eine Zukunft zu blühen. Ob ſein Werk über die mora von der Kritik anerkannt werde und ob überhaupt ſein Selbſtvertrauen tiefern Grund habe, muß die Zukunft lehren.

Dr. *Wippermann* hat erſt einmal über deutſches Staatsrecht geleſen, wie es heißt, mit einigem Beifall.

3. Mediciniſche Facultät.

Was der heutigen Medicin fehlte, darüber iſt auch unſer Glaubensbekenntniß in Nr. 7. und 8. der Halliſchen Jahrbücher von dieſem Jahre ausgeſprochen. Theorie und Praxis haben nicht gleichen Schritt gehalten, die Praxis hat tauſend Schritt voraus, allein es fehlt ihr das Selbſtbewußtſein, ſie handelt nicht in Folge eines vernünftigen Princips, ſondern nach Gefühl, Gutdünken, praktiſchem Tact. Im ganzen Gebiete der Medicin zeigt ſich Mangel an Einheit und organiſchem Zuſammenhang. Seitdem die Begeiſterung für Naturphiloſophie und für begriffsmäßige Erfaſſung der Naturkräfte verſchwunden iſt, irrt die Medicin troſtlos nach der verlorenen Braut ſuchend herum und iſt jetzt bei dem Punkte angelangt, wo ſie Alles durch *Sehen* zu zwingen vermeint. Mikroſkopiſche Unterſuchungen ſind an der Tagesordnung, es giebt eine mikroſkopiſche Anatomie, Phyſiologie, Ophthalmologie, Chemie u. ſ. w. — Die Gläſer ſind unendlich ſchärfer als unſere Vorfahren ſie kannten, wir ſehen mehr, viel mehr, aber wir ſehen doch nicht den Kern der Dinge und es iſt ein großer Irrthum, wenn wir über dem Sehen des *Einzelſten* das Suchen nach *Einheit* und *Zuſammenhang* aufgeben, wenn wir damit das *Weſen* der Dinge erfaßt zu haben glauben. Wir tadeln mikroſkopiſche Unterſuchungen keineswegs, hoffen vielmehr, daß wir durch dieſelben um eine große Menge Erfahrungen bereichert werden und von vielen Dingen eine vernünftige Anſicht bekommen, wie denn ſchon viel von dem, was die Naturphiloſophen uns aus höheren Gründen deducirten, jetzt durch die auf's Aeußerſte vervollkommnete Beobachtung beſtätigt worden iſt. Aber wir können nicht alles Heil von dort erwarten. Wir hoffen, daß der Standpunkt, auf welchem die gegenwärtige Medicin fixirt iſt, nur eine Ueber-

Digitized by Google

gangsperiode ſei, um aus den Beobachtungen des Einzelſten neue Stoffe für das Allgemeine zu gewinnen, und daß, wenn die Unterſuchungen des Einzelnen weit genug gediehen ſind, um ſich über den Standpunkt bloßer Reflexion und Combination zu erheben, ein naturphiloſophiſches (nicht gerade in der alten Bedeutung) Genie die allgemeinen Geſetze der Natur und des Lebens aus einem höchſten Principe des Wiſſens entwickeln und in allen einzelnen Erſcheinungen nachweiſen werde. Die Medicin wird dahin ſtreben und dahin kommen, wenn ſie ſich nicht mit Gewalt gegen jene Thatſache ſträubt, daß jede Erfahrung ohne Philoſophie und Speculation, wenn nicht precär, täuſchend und verführend, doch todt iſt.

Wir müſſen es Göttingen zum Ruhme nachſagen, daß es keine Richtung der Medicin ausſchließlich begünſtiget hat, und wenn auch nicht der Zeit vorangegangen, doch immer nachgekommen und gleichen Schritt mit ihr gehalten hat. Wie dies im Einzelnen geſchehen iſt, wird bei Betrachtung der Repräſentanten der einzelnen Fächer und Richtungen klar werden.

Conrad Martin Langenbeck hatte in Jena ſtudirt und promovirt, iſt ſeit 1804 außerordentlicher, ſeit 1814 ordentlicher Profeſſor und General-Chirurgus der hannoverſchen Armee.

Man kann wohl ſagen, daß erſt ſeit ſeiner Anſtellung das Studium der Anatomie, noch mehr aber der Chirurgie in Göttingen als eine entſchiedenere Richtung hervortrat und eigentlich bemerkenswerth geworden iſt. Denn Richter las ſeine ganze Manualchirurgie in einem Semeſter 5 Stunden wöchentlich (für 2 Louisd'or). Er pflegte für jede Operation nur eine gerade ihm beliebige Methode zu dictiren, während Langenbeck immer mehrere Methoden angiebt, ihre Vorzüge für den einen und andern Fall zeigt und ausführlich die Handhabung aller dazu nöthigen Inſtrumente demonſtrirt, häufig ſelbſt Hand anlegen läßt. Richter beſaß zwar auch eine große Anzahl Inſtrumente, namentlich die meiſten einſt von Heiſter gebrauchten. Er zeigte ſolche aber nie vor, theils aus Bequemlichkeit, theils weil er ſcheute, ſie in ihrem roſtigen Zuſtande vorzulegen. Statt aller Inſtrumente bekamen die Zuhörer eine Abſceß-Lanzette, und ſtatt aller manuellen Demonſtrationen nur die Art und Weiſe zu ſehen, wie ſolche Lanzette durch die Haut zu führen ſei, wie

Richter dies gleich in der erſten Vorleſung an einem vorgehaltenen Blatte Papier zeigte.

Langenbeck's Vorleſungen ſind dagegen unendlich reichhaltiger, ſo daß man nicht ſelten ſogar darüber klagen hört, daß ſie in eine Menge beſonderer Abtheilungen für eben ſo viele Lehrcurſe getrennt ſeien.

Was Langenbeck als chirurgiſchen Künſtler anlangt, ſo kann er gewiß mit Recht den erſten europäiſchen Chirurgen an die Seite geſetzt werden. Die chirurgiſchen Operationen, z. B. Exſtirpationen, vollzieht er mit einer ungemeinen Leichtigkeit und Schnelligkeit und mit dem einfachſten Inſtrumentenapparat. Allein ſeine Chirurgie iſt, wie er ſelbſt ſie nennt, nur eine anatomia applicata ohne pathologiſche und phyſiologiſche Anatomie. — Die chirurgiſche Therapie iſt von ihm ſehr vereinfacht — allein dies Verdienſt ſinkt durch die einſeitige Uebertreibung dieſer Maxime. Kaltes Waſſer und Salamarum ſind die einzigen Mittel, die er anwendet. Die neueſten Operationen haben Langenbeck's Beifall ſich nicht erwerben können, ſo hat er ſelbſt noch keine einzige Schieloperation oder tenotomiſche gemacht.

Was Langenbeck als Anatom anlangt, ſo iſt ſeine Geſchicklichkeit auch hier ſtaunenswerth. Er hat für die Oſteologie die allerfeinſten Sachen und vieles Neue hervorgeholt, und die von ihm verfertigten Präparate können ſich mit jeglichen der Welt meſſen. Durch Fleiß und Ordnungsliebe hat er ein anatomiſches Cabinet geſchaffen, das, durch die Arnemannſche pathologiſch-anatomiſche Sammlung und die Sammlung kranker Knochen von Wynperſſe bereichert, in Deutſchland, vielleicht Europa ſeines Gleichen ſucht. Allein Langenbeck fehlt jede pathologiſche und phyſiologiſche Anſicht der Anatomie. Was er mit dem Meſſer nicht erreichen, was er nicht ſehen und fühlen kann, exiſtirt nicht für ihn. Er huldigt dem rohſten Materialismus und bekennt laut mit dem alten Hofmann: „est igitur vita nihil aliud, quam motus sanguinis et humorum in circulum abiens“ — oder wie er ſich häufig deutſch ausdrückt: „Meine Herren — Seele — was iſt Seele? — Blut iſt Seele.“

Seine anatomiſchen Tafeln ſind brillant und genau, aber überladen mit Anſichten. In ſeinem Vortrage iſt Langenbeck nichts weniger als liebenswürdig, er gleicht eher einem auf offner

Digitized by Google

Marktbude ausſchreienden, ſich ſelbſt preiſenden Charlatan, als einem ruhig docirenden akademiſchen Lehrer. Wir ſind nicht geneigt, Lebhaftigkeit des Vortrags zu tadeln, allein Langenbeck's Lebhaftigkeit regt nicht an, macht nicht deutlich, ſondern verwirrt. Die barbariſchen Namen der Anatomie durchſchneiden das Ohr, das Präparat wird auf der Hand vorgezeigt, allein mit dem: Meine Herren, hier ſehen Sie! iſt es auch abgethan. Ein deutliches Bild kann bei aller Faſſungsgabe und Phantaſie kaum bei dem Zuhörer zurückbleiben, und darauf kommt doch Alles an, denn mit dem Namen und der Situation reicht man wohl für das Examen, aber nicht für das Leben aus. Die Rivalität Langenbeck's mit Himly und der Streit zwiſchen dem chirurgiſchen und dem therapeutiſchen Hospitale dauerte bis zu Himly Tode*). Von der Erneuerung dieſer Streitigkeiten mit Conradi hat man nie etwas gehört.

Wenn Langenbeck in ſeiner Anatomie an pathologiſche und phyſiologiſche Unterſuchungen anknüpft, ſo zeigt ſich, daß ihm ſehr viel von dem, was in neueren Zeiten, beſonders durch mikroſkopiſche Unterſuchungen, entdeckt iſt, entweder unbekannt geblieben iſt oder abſichtlich von ihm ignorirt wird. Dagegen iſt ſeine Anatomie eine gute Vorbereitung für die Chirurgie, und er zeigt den Nutzen der genauen Kenntniß der Theile des menſchlichen Körpers oft durch launige Erzählungen von Operationen. Daß er ſeine Vorleſungen in Oſteologie, Anatomie, Neurologie abſondert und als verſchiedene Collegien für hohen Preis lieſt, möchte bei der großen Ausdehnung dieſer Wiſſenſchaft kaum zu tadeln ſein, eben ſo wenig, daß er von den Studioſen verlangt, daß ſie dieſe Collegia zweimal hören. Allein daß er auch ein doppelt Honorar fordert und erhält, weil wenigſtens unter den Studirenden (zur Ehre Langenbeck's wollen wir hoffen, unbegründet) die Meinung verbreitet iſt, daß, ohne dieſe Collegien zweimal bezahlt zu haben, an den erſten Grad im Doctorexamen nicht zu denken ſei, iſt für den weniger Bemittelten ſehr hart.

Langenbeck's politiſches Benehmen iſt nicht ohne Grund Gegenſtand öffentlicher Beſprechungen und öffentlichen Tadels

*) Siehe Beilage Nr. 11.

geworden. Alles, was der Protection bedürftig war, ſchloß ſich an Langenbeck, der dienſtbefliſſen gern Proſelyten machte und ſelbſt mit einem ſeiner Collegen Freund wurde, den er früher nie ohne Spott zu nennen pflegte. Uebrigens iſt auch, ſelbſt was die Geſinnung als Staatsbürger betrifft, Langenbeck gegen die früherhin übliche Gemeinheit fortgeſchritten. Richter pflegte in weſtphäliſchen Zeiten zu nicht geringem Aergerniß ſeiner patriotiſchen Zuhörer zu ſagen: „Meinthalben mag Wähnde (eine Domaine bei Göttingen, unter Jerome nannten die Bonapartiſten das Amtshaus zu Weende château de Weende) dem Kaiſer Napoleon oder dem Kenig Gehorg jeheeren, wenn ſe mer meenen Jehalt jäben, ſo iſt mers eenerlee."

Langenbeck ſagte dagegen: „Meinetwegen mag der Großtürk oder Großmogul unſer Herr ſein; wer mir die beſte Anatomie und das beſte chirurgiſche Hoſpital giebt, dem diene ich." —

Wäre Langenbeck dieſem politiſchen Indifferentismus aus angeblicher Liebe zur Wiſſenſchaft treu geblieben, ſo würde er ſich die öffentlichen Beſchämungen erſpart haben, die ſeiner ſervilen Dienſtbefliſſenheit und anmaßenden Oſtentation geworden ſind. —

Gegen die mediciniſch-chirurgiſche und gänzlich materielle Richtung Langenbeck's kämpfte nicht ohne Glück der ſeit 1837 verſtorbene Carl Himly. Zu Braunſchweig 1772 geboren, hatte er ſeine erſte Bildung auf dem Carolinum unter dem bekannten Etatsrath von Zimmermann empfangen, und nach Beendigung ſeiner Studien in Göttingen dem dortigen akademiſchen Hoſpitale als Gehilfe Richter's vorgeſtanden. Der Brownianismus und die Erregungstheorie hatten auch auf ihn ſchon nicht unbedeutenden Einfluß geäußert, ihn wenigſtens empfänglich gemacht für den Eindruck, den die Naturphiloſophie und ſeine Berührung mit dem Schellingſchen Kreiſe in Jena, wo er von 1801 bis 1803 Profeſſor war, auf ihn machte. Auch auf Himly übte die Philoſophie, welche ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder mit einer rein empiriſchen Wiſſenſchaft zuſammentraf, ihre geheimnißvoll berauſchende Wirkung aus. Er erkannte richtig an, daß nur eine Vereinigung und ein Einsſein der auf Beobachtungen, Inſtinct, Verſuche, Combination und Reflexion geſtützten Empirie mit Speculation und Conſtruction die Arznei-

Digitized by Google

kunde zu wahrer Wiſſenſchaft bilden könne. Er verkannte nicht, daß die Combination ſich im Vereinigen nicht übereilen und die Speculation nicht haſſen, ſondern von ihr die allgemeinen Richtungspunkte aufnehmen müſſe; daß die Conſtruction dagegen ſich im Zertrennen und Bezeichnen nicht übereilen dürfe. Allein die Einſeitigkeit der naturphiloſophiſchen Richtung und die Unausgebildetheit der Empirie, ihr Mangel an genaueren Erfahrungen, brachten es auch bei Himly nur zu einem Verſuch einer ſolchen Vereinigung. Er ſtand gegen Markus, v. Walter, Kieſer, wie gegen Reil in einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit, wie ſeine oberſten Principien beweiſen.

Die Grundanſicht, von der er ausging, war, daß die Natur ein Organismus, jedes Einzelne ein Theilganzes, Wiederholung deſſelben im Einzelnen und Kleinen ſei. Das ſtete Schaffen von Differenz und Wiederſchaffen von Indifferenz ſei der lebendige Kreislauf der geſammten Natur, des Individuums, in großen und kleinen Organen. Im Individuo offenbare ſich dies zwiſchen Maſſe und Thätigkeit. Maſſe gebäre Thätigkeit, ihr Einsſein ſei Leben. Von objectiver Seite der Producte zeige ſich das Leben als Selbſtproduct, Bildungstrieb, von ſubjectiver Seite als Erregbarkeit (incitabilitas). Ihr Individuelles ſei Selbſtſtändigkeit, Activität, Wirkungsvermögen — ihr Univerſelles Receptivität. Dieſe beiden Factoren ſtänden als Beſtimmbarkeit von Außen und Selbſtſtändigkeit im entgegengeſetzten Verhältniſſe; mit dem Steigen des einen Factors falle der andere und ſo umgekehrt. So kommt Himly denn zu den beiden Polen, um welche ſich ſeine ganze Theorie dreht, Senſibilität und Irritabilität, deren Repräſentanten in den verſchiedenen Syſtemen und Organen und ihrer wechſelſeitigen Bedingung. So wie die Senſibilität potenzirt iſt, ſteigt auch die relative Gewalt aller Reize. Tritt durch andere äußere Einflüſſe eine ſtärkere Reizung ein, ſo wird die Senſibilität wieder depotenzirt, das productive und irritable Syſtem treten hiedurch wieder an ihre Stelle. Eben ſo umgekehrt. Durch dieſes Ausgleichen beſteht das Wohlſein als derjenige Zuſtand eines Individuums, in welchem es alle Lebensverrichtungen einzeln und in Verhältniß gegen einander mit Leichtigkeit, Energie und Beſtändigkeit erreicht.

Digitized by Google

Allein die Anwendung dieſer allgemeinen Grundſätze vermißte man in der ſpeciellen Pathologie und Therapie gänzlich, nur bei der Fieberlehre trat ſie wieder hervor, wo denn der Streit Himly's mit Reil bekannt iſt. Den Vorwurf, den Himly Reil hier machte, daß ſein Syſtem nicht combinatoriſch erſchöpft ſei, traf Himly ſelbſt, nur daß ihm ein anderes Glied fehlte.

Himly hat ſich vor Allem als Ophthalmolog ſowohl durch ſeine Schriften, als eine Menge glücklicher Operationen einen weit verbreiteten Ruf erworben. An dem praktiſchen Arzt wurde gerühmt der Scharfblick in der Auffaſſung und Beurtheilung dunkler und verwickelter Fälle, die Ermittlung glücklicher neuer Heilmethoden, die Einfachheit ſeiner Verordnungen.

Als Lehrer regte er ſtets zum Selbſtdenken an und zeichnete ſich durch klaren und ſchönen Vortrag aus.

In ſeinen letzten Lebensjahren ließ er ſich häufiger Diätfehler zu Schulden kommen, die ſeinem Vortrag jedoch nicht ſchadeten, ſondern häufig den Reiz deſſelben vermehrten, die aber üble Wirkung auf ſeinen Gemüthszuſtand hervorgebracht zu haben ſcheinen.

Gleichſam zur Ergänzung einer in Göttingen bisher durch die Medicin nicht vertretenen Richtung, der gelehrten, wurde 1823 Heinrich Conradi aus Heidelberg berufen. Er iſt bekannt als großer mediciniſcher Litteratus oder Buchſtabenmenſch, wie Jean Paul ſehr paſſend gerade für unſern Mann überſetzte. Alles, was das Geſchichtliche der Medicin anbetrifft, iſt ungeheuer genau bei ihm, auf ſeine Citate kann man ſich unbedingt verlaſſen. Es möchte dieſes Vertrautſein mit der älteren wie mit der neueren Litteratur zu loben ſein, wenn dabei Selbſtſtändigkeit vorhanden wäre. Allein Conradi hat übergroßen Reſpect vor allem Gedruckten und vor jeder Auctorität. Wie früherhin unſer damals berühmt genannter J. F. Gmelin, würde auch Conradi nicht ſelbſtſtändig zu behaupten wagen, daß bei Sonnenſchein es hell zu ſein pflege, wenn nicht ein Citat für dieſe Behauptung aufzufinden. Der unbedeutendſte Menſch kann ihn für die wunderlichſte Anſicht gewinnen, wenn er dafür auch nur aus dem Hufelandſchen oder einem ähnlichen Journale ein Citat vorbringt. Er ſelbſt trägt, wie ſich von ſelbſt verſteht,

Digitized by Google

keine Meinung vor, die er nicht mit Citaten aus Buſſerius de Konilfeld, J. F. Frank u. A. belegen kann.

Dieſe Abhängigkeit von den ihm bekannten oder etwa auch unbekannten Meinungen Anderer macht ihn ſo ängſtlich, daß er immer nur ſcheu von der Seite ſieht, indem er die Hände oder die rechte Seite des Beinkleides reibt und als ultimum refugium die goldene Tabacksdoſe in der Hand dreht. — Ja aus Aengſtlichkeit ſcharrt er ſelbſt während ſeiner Vorträge unausgeſetzt mit den Füßen, ſo daß man ſeine ohnehin ſchwache Stimme kaum vernimmt. Am meiſten geſchieht das, wenn er von altersher eingeſogene Lieblingsanſichten vorbringt, etwa über die „China“ oder den „Sambucus.“ — Letzteren, bekanntlich Fliederthee, empfiehlt er ſo häufig, daß die Studenten früher ſeinen ſeitdem verſtorbenen Sohn, der unter Berufung auf die Auctorität „ſeines Herrn Vaters“ ſolchen ſehr häufig verordnete, jetzt ihn ſelbſt danach zu benennen pflegen.

Natürlich beſchränkt ſich ſeine ganze Pathologie auf eine Zuſammenſtellung des Aehnlichen, ohne inneres Princip, nach guten Auctoritäten und approbirten Receptformeln. Selbſt der gemeine Mann weiß dies und pflegt zu ſagen: „der curirt nach Büchern.“

Seine Collegia, beſonders ſeine Klinik ſind hinter den Fuchsſchen Beſtrebungen etwas in Schatten gerathen, doch hat er ſich als Arzt das Zutrauen der Mehrzahl ſeiner Patienten zu erhalten gewußt.

Daß er im Verfaſſungsſtreite auf Seiten der Oppoſition geſtanden, iſt wohl nur daher zu erklären, daß er durch die Auctorität eines Otfried Müller und Anderer früher occupirt war, als von Langenbeck, Bergmann und Marx, auch hat ihm das Wagniß dieſer meiſt geheimen Oppoſition ohne Zweifel ſchon manche Angſt bereitet.

Neben Conradi ſteht Marx. Er iſt wie Conradi ein gelehrter, ein ſehr gelehrter Mediciner, der nicht nur die Alten, ſondern auch Engländer, Schotten und Franzoſen kennt. Sein Gedächtniß in allen auf die Geſchichte der Medicin bezüglichen Sachen iſt eben ſo außerordentlich ſtark, als ſchwach in Beziehung auf Anatomie, Phyſiologie, Chemie. Daraus erklärt ſich ſeine ganze wiſſenſchaftliche Bedeutung. Er iſt Eklektiker, der

Digitized by Google

ſich eben ſo ſchnell für eine neue Anſicht enthuſiasmirt, als kalt dagegen wird. Immer ohne Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit, immer aber gelehrt. Seine Vorleſungen über Geſchichte der Medicin, wie über mediciniſche Litteraturgeſchichte geben ein ſehr reichhaltiges, getreues Material. Der erſtern fehlt natürlich jede höhere einheitliche Grundanſicht, ſie iſt kaum pragmatiſch. Seitdem ſeine Vorleſungen über allgemeine und beſondere Pathologie und Therapie nicht mehr recht beſucht ſind, obgleich die, welche in Göttingen promoviren wollen, ihn im Facultätsexamen zu beſtehen haben, legt er ſich auf **materia medica.** Marx hat ſich durch Bücken und Kriechen vor Blumenbach, ſo lange dieſer ihm nützen konnte, vor Stiegelitz und Langenbeck zum Hofrath emporgeſchwungen und ſich ſeit 1837 des ſervilſten Betragens befleißigt.

Als die Mediciner, welche der naturhiſtoriſchen Schule angehörten, aus Vorliebe für die Conſtruction viele Erfahrungen ignorirten und voreilig Erſcheinungen, die noch nicht gehörig erforſcht, viel weniger klar nach ihrem Weſen erfaßt waren, unter ihre allgemeine Kategorie brachten, als ſie der empiriſchen Richtung Angehörigen, den Naturphiloſophen eine Reihe von Fehlern nachweiſen konnten und neue Erfahrungen nicht unter die Kategorieen der Senſibilität und Irritabilität oder der poſitiven und negativen Pole u. ſ. w. paſſen wollten, da kam die Glanzzeit der Empirie, welche mit unſerm politiſchen Schlafe beinahe zuſammenfällt. Gegen dieſe empiriſche Richtung, welche auf Praxis und Erfahrung am Krankenbette pochte, Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen für etwas freilich Nützliches, aber nicht Nothwendiges erklärte, ſich gern an alte Namen und Auctoritäten klemmte, trat Schönlein auf. Er befolgte den Weg, den die neuere Naturhiſtorie eingeſchlagen, und ſuchte die Krankheiten nach allen ihren Beziehungen, nach geographiſchen, numeriſchen, geſchlechtlichen, chronologiſchen, anatomiſchen, phyſiologiſchen, chemiſchen u. ſ. w. Charakteren ſcharf in einem Bilde zuſammen zu faſſen. Dann theilte er nach den bei der Botanik zuerſt angewandten Grundſätzen die Krankheiten in Claſſen, Ordnungen, Spielarten. Alle Reſultate, welche die Chemie der Organismen, welche mikroſkopiſche Unterſuchungen zu Tage gefördert, wurden berückſichtigt, um die Krankheiten ſo ſcharf wie möglich zu charakteriſiren, die

Geſammtheit derſelben zu einem Krankheitsbilde zuſammen zu ſtellen. Auf dieſe gründete er dann eine natürliche Diagnoſtik.

Wir möchten ſagen, daß durch Schönlein die Combination und Reflexion in der Medicin auf den höchſten Punkt gehoben ſind. Dies iſt noch nicht das zu erſtrebende Ideal der Wiſſenſchaftlichkeit, allein ein großer Fortſchritt gegen die bloß praktiſche Empirie.

Fuchs, ſeit 1837 in Göttingen, iſt ein Lieblingsſchüler Schönlein's, wie er ein Mann des Lebens und Handelns, der den rechten Punkt im rechten Augenblick zu faſſen weiß. Er befolgt im Ganzen die Methode Schönlein's und betrachtet wie dieſer die Naturwiſſenſchaften im Allgemeinen als die Grundbedingung des mediciniſchen Wiſſens und Könnens. Feineren anatomiſchen und mikroſkopiſchen Unterſuchungen hat ſich Fuchs erſt in Göttingen, wo dieſe jetzt an der Tagesordnung ſind, zugewendet. Er ſoll, wie dies ſeiner Selbſtſtändigkeit zuzutrauen iſt, in manchen Punkten von Schönlein abweichen, allein da die Schönleinſche Lehre nur durch Tradition bekannt iſt, ſo läßt ſich über dieſe Abweichungen kaum etwas Näheres ſagen.*) Es war ein Glück, daß Göttingen noch der große Wurf gelang, Fuchs hierher zu ziehen, um ein Gegengewicht gegen die gelehrte Aengſtlichkeit Conradi's und die gelehrte Pedanterie Marx's zu erhalten,

*) Man hat uns zum Vorwurf gemacht, wir hätten durch das Obige Fuchs Selbſtſtändigkeit abgeſprochen. Wie man das herausleſen mag, können wir nicht begreifen. Fuchs ſelbſt ſpricht ſich, in der Vorrede zu ſeinem jetzt vollendeten umfangreichen und ſcharfſinnigen Werke „über die krankhaften Veränderungen der Haut und ihre Anhänge“ über ſeine Stellung zu Schönlein folgendermaßen aus:

„Vorbild und Leitſtern bei der Bearbeitung der Hautaffectionen in dieſem Sinne war mir Schönlein, mein verehrter Lehrer, dem mich Dankbarkeit, Liebe und Hochachtung für mein ganzes Leben verbinden werden. Ich habe es verſucht, die naturhiſtoriſche Methode, deren Schöpfer er iſt, auf meinen Gegenſtand anzuwenden, die meiſten der Krankheitsproceſſe, welche ich in der Haut nachgewieſen und beſchrieben, entſprechen den natürlichen Familien, die ſein ſcharfer Blick in der Krankheitswelt überhaupt unterſcheidet, und bin ich ihm auch im Einzelnen nicht immer gefolgt, ſo iſt doch Vieles und vielleicht Alles, was dieſe Schrift bringt und will, die Frucht ſeiner Saat, denn ihm verdanke ich die ganze Richtung meines Strebens und Wirkens.“

Digitized by Google

ein Gegengewicht, kräftig genug, alle beſſern Köpfe zu ſich heranzuziehen. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß durch Fuchs ein freieres Element der Geſelligkeit in die ſteifen hofräthlichen göttingſchen Cirkel gekommen iſt und daß die ſüddeutſche Natur Fuchs' auch in dieſem ſterilen Boden ſchon Früchte zu tragen anfängt. — Neben der Pathologie und Therapie iſt Phyſiologie, wie vergleichende Anatomie ſehr reichlich vertreten.

Arnold Adolph Berthold iſt eine ächt weſtphäliſche Natur, fleißig, zähe. Er hat ſich durch eigne Kraft heraufgearbeitet und ſein Streben nach wahrer Wiſſenſchaftlichkeit verdient die größte Anerkennung. Mag die gegenwärtige phyſiologiſche Richtung der ſyſtematiſchen Bearbeitung namentlich nach Grundſätzen der Naturphiloſophie abhold ſein, weil die Conſtruction noch nicht vollſtändig hat gelingen wollen, uns wird man nie überzeugen, daß ein allgemeiner Theil, welcher auf ſynthetiſchem Wege zu conſtruiren verſucht, etwas Ueberflüſſiges ſei. Die allgemeinen Geſetze der organiſchen Lebensfunctionen ſind und bleiben das Höchſte und Erſte und können nie durch bloße Anatomie, Phyſik und Chemie und die Combination derſelben erſetzt werden. Es iſt alſo jeder Verſuch, dieſe allgemeinen Geſetze zu finden, als aus dem Bedürfniß einer höhern Erkenntniß entſproſſen, zu würdigen und darum allein ſchon höher zu achten, als ſtück- und flickweiſe Bearbeitung der Phyſiologie. Berthold, offenbar zunächſt durch Himly angeregt, hat ſich in die Syſtematik der ſogenannten Naturphiloſophie, wie man ſeinem allgemeinen Theile anſieht, mit mühſamem Fleiße eingearbeitet, aber er hat ſich über die dialektiſchen Formeln derſelben nicht hoch genug erheben können. Deshalb fehlt denn auch die wahre Vermittlung des Allgemeinen mit dem Beſondern, darum iſt der ſpecielle Theil ſchroff von den allgemeinen Lehren geſondert und man ſucht hier oft vergebens nach dem Durchleuchten der philoſophiſchen Grundanſicht. Abgeſehen alſo von der Einſeitigkeit des naturphiloſophiſchen Standpunkts oder vielmehr nur Ausgehepunkts, fehlt Berthold die philoſophiſche Durchbildung. Und dieſer Mangel wird keineswegs durch den Verſuch, aus der Erfahrung einiges Allgemeine zu abſtrahiren, erſetzt. Berthold hat eine große Menge phyſiologiſcher Verſuche gemacht, deren Genauigkeit ſein Charakter verbürgt. Am be-

Digitized by Google

kannteſten iſt die von ihm und Bunſen gemachte Entdeckung des Eiſenoxydhydrats als Gegengift gegen das Arſenik geworden. Weniger befriedigt hat das pomphaft verkündigte Myopodiorthotikon, ſeitdem man durch die Beſchreibung im 66. Stück der G. G. A. vom J. 1840 erfuhr, daß das ſo ſchwer benannte Inſtrument ein Leſepult mit verſchiebbarem Brete, und das Princip der Heilung der Kurzſichtigkeit auf dem Accommodationsvermögen des Auges für Nähe und Ferne, das durch Uebung verſtärkt wird, beruhe. Dennoch hat Berthold auf der letzten Verſammlung der Naturforſcher in Braunſchweig die Priorität ſeiner Erfindung vertheidigen müſſen. Als Lehrer entbehrt Berthold der Lebendigkeit und daher einer zahlreichen Zuhörerſchaft. Das unter Blumenbach äußerſt vernachläſſigte zoologiſche Muſeum hat unter ſeiner Anordnung und Direction eine neue beſſere Geſtalt erhalten.

Für Blumenbach wurde R u d o l p h W a g n e r aus Erlangen berufen. Er iſt als vergleichender Anatom und Phyſiolog gleich ausgezeichnet. Als letzterer gehört er ganz der ſogenannten naturhiſtoriſchen Schule an. Anatomie, Phyſik und Chemie bilden die Baſis aller ſeiner Unterſuchungen, die auf den Erfahrungsſatz bauen, daß, was am conſtanteſten unter gleichen Verhältniſſen ſich bewähre, das Richtigſte ſei.

Wagner hat wie vielleicht keiner der jetztlebenden Phyſiologen das ungeheure, täglich ſich vermehrende Material der Phyſiologie, das noch dazu überall zerſtreut iſt, bewältigt, wie dies ſein Handbuch der Phyſiologie, noch mehr ſeine Vorleſungen zeigen. In kurzen und prägnanten Sätzen giebt er ein klares Reſumé von allem bisher Geleiſteten. Wo noch Dunkelheit und Zweifel ſind, umhüllt er nicht, macht er keine Conjecturen, ſondern deutet die Art und Weiſe an, wie hier unterſucht werden müſſe. Wie gründlich und gewiſſenhaft ſeine eignen Unterſuchungen ſind, beweiſen ſeine **Icones physiologicae et zootomicae.** Wagner fehlt aber der Sinn ſelbſt für formelle Anwendung der Philoſophie, wie für das Ganze und Große der Natur. Es ſcheint ſogar bei ihm eine gewiſſe Abneigung gegen Syſtematik durch, welche wir jedoch lieber der Einſicht in das Unzureichende der bisherigen ſyſtematiſchen Behandlung, als wirklichem Widerwillen gegen wiſſenſchaftliche Form zuſchreiben

Digitized by Google

möchten. Wenigſtens iſt das große Unternehmen, welches er in der neueſten Zeit angekündigt hat, in Verbindung mit mehreren Gelehrten ein Handwörterbuch der Phyſiologie herauszugeben, welches für Deutſchland werden ſoll, was die Engländer in Todd's **Cyclopaedy of anatomie and physiology** ſchon längſt beſitzen, aus der Ueberzeugung entſprungen, daß die Maſſe des Materials in der Phyſiologie bei den größten Anſtrengungen während eines Menſchenlebens nicht mehr bewältigt werden könne. Wo ſoll das aber hinaus, wenn dieſe Maſſe ſo wächſt und durch ſyſtematiſche Behandlung nicht geregelt und gereinigt wird? — Wagners Vorleſungen über Naturgeſchichte ſind ſehr beſucht und beliebt, obgleich er keine Anekdoten erzählt.

Außer Wagner lehren noch Phyſiologie und beſchäftigen ſich mit phyſiologiſchen Unterſuchungen die Dr. Herbſt und Bergmann. Der erſtere, der zweimal den Preis gewann und 1833 das **Stipendium Blumenbachianum** zu einer Reiſe nach England, Frankreich und Holland erhielt, iſt in ſeinen eifrigen phyſiologiſchen Unterſuchungen durch ſeine Thätigkeit als Bibliothekar unterbrochen. Dr. Bergmann hat ſich durch ſeine Abhandlung über Umbildung und Vergleichung der Extremitäten und mehrere mikroſkopiſche Unterſuchungen bekannt gemacht, die nicht nur große Genauigkeit, ſondern auch ungemeinen Scharfſinn im Einzelnen verrathen.

Wir haben jetzt ein Trifolium von Geburtshelfern und ein Witzkopf bemerkte, wenn die Univerſität dabei nicht zu Stuhle komme, ſo gehe es nicht mit rechten Dingen zu.

Joſeph v. Siebold, nach Mende's Tode 1833 als Director der Entbindungsanſtalt und Hebammenlehre nach Göttingen berufen, zehrt nicht blos von ſeinem väterlichen Namen, ſondern hat ſich als tüchtiger Lehrer ſeiner Kunſt bewährt und als Litterat durch eine äußerſt genaue und vollſtändige Geſchichte der Geburtshülfe ausgezeichnet, die hiſtoriſchen Tact und ſehr großen Fleiß verräth. Sein Vortrag iſt voll guten Humors und durch manches intereſſante Hiſtörchen mit ſchalkhaften Nebenbeziehungen gewürzt. Siebold iſt, wie Fuchs, eine ſüddeutſche Natur, ohne Gène und ohne göttinger Hofrathsdünkel. Er hat ein treffliches **Savoir-faire**, er weiß zu leben. Seine heitere Lebensluſt und derbe Sinnlichkeit fallen hier wohlthätig auf. Siebold

Digitized by Google

iſt bei den Damen ſehr beliebt, weniger jedoch wegen ſeiner Zangen, — er kümmert ſich nicht um ſtädtiſche Praxis, — als wegen ſeiner vortrefflichen Baßſtimme. Immer iſt er rührig und rüſtig, wogegen

Johann Friedrich Oſiander, ſeit 1815 außerordentlicher, ſeit 1833 ordentlicher Profeſſor, es wahrſcheinlich einem gewiſſen Phlegma zu verdanken hat, daß er nicht in die Stelle ſeines Vaters, die erſt durch Mende, dann durch Siebold beſetzt wurde, einrückte. Er hat ſich als ein ſehr praktiſcher Geburtshelfer bewährt und deshalb den waldeckſchen Hofrathstitel davon getragen. Unter ſeinen litterariſchen Arbeiten ſind hervorzuheben: „Volksarzneimittel und einfache pharmaceutiſche Heilmittel gegen Krankheiten der Menſchen,“ welche mehrfache Auflagen erlebt haben, dennoch jetzt wie vergeſſen ſind.

Das Trifolium der Entbinder wird voll durch Chriſtoph Trefurt, ſeit 1838 Profeſſor. Er hat ſich in die d'Outrepontſche Methode ſehr genau hineingearbeitet nnd ſeine Collegia durch Deutlichkeit und ſorgfältige Demonſtrationen am Phantom immer beliebt zu erhalten gewußt.

Unter den jüngern Medicinern haben ſich ſchnell einen Namen gemacht: Ruete und Langenbeck.

Ruete war von Oſtern 1833 bis 1837 Aſſiſtenzarzt bei dem akademiſchen Hoſpital, eingeweihet in die Himlyſche Lehre und Methode und wie es ſchien den Anſichten der Naturphiloſophen zugeneigt. Er ſcheint ſeit Himly's Tode jedoch dieſen Weg verlaſſen und ſich den naturhiſtoriſchen Anſichten genähert zu haben. Ruete's Hauptthätigkeit iſt auf Ophthalmologie gerichtet. Im Operiren des grauen Staars beſitzt er große Sicherheit und Gewandtheit, auch hat er in Göttingen die Schieloperation in Schwung gebracht und damit an andern Orten debütirt. An ſeiner Schrift über die Schieloperationen lobt man, daß er zuerſt auf eine genaue Diagnoſe und ſichere Indicationen und Contraindicationen der Functionen der Augenmuskeln hingewieſen habe.

Bernhard Langenbeck zeigte ſchon durch ſeine Diſſeration über die Retina ein großes Talent für pathologiſche Anatomie, und hat durch ſeine Unterſuchungen über Pilzbildung dies bewährt. Er ſcheint von ſeinem Oheim ein glückliches Talent

für chirurgiſche Operationen überkommen zu haben, wie dies mehrere Ausſchnitte der Zungenmuskeln zur Heilung des Stammelns zeigten, die mit Glück und Geſchick vollendet wurden, wenn ſich auch die Erfolge derſelben nicht ganz bewährt haben.*)

Schließlich müſſen wir noch des Dr. Kraus erwähnen. Er iſt auch in weißen Locken Privatdocent geblieben. Warum? Es fehlte ihm weder an wahrhaft wiſſenſchaftlichem Sinn und Streben, noch an Gelehrſamkeit, noch ſelbſt an weit verbreitetem Ruf. Warum alſo? Weil er ſich nicht bücken und nicht kriechen, weil er ſeinen höher geſtellten Collegen nicht ſchmeicheln mochte, weil er frei und ſelbſtſtändig leben und lehren wollte, weil er endlich nicht bloß gelehrt war, ſondern noch mehr ſelbſtdenkend. Einen Privatdocenten von allen dieſen Eigenſchaften möchten wir Göttingen um keinen Preis zur Habilitation empfehlen. Couſin hatte wahrſcheinlich keinen Privatdocenten mit weißen Haaren geſehen, als er dies Inſtitut ſo unbedingt lobte, er hatte gewiß nicht geglaubt, daß es ſehr geſchickte Privatdocenten gäbe, die beinah 40 Hungerjahre durchleben mußten und die vielleicht bis zu ihrem Tode Privatdocenten bleiben.

Kraus lehrte hier ſeit 1806. Sein kritiſch-etymologiſches Lexicon der Medicin iſt jedem Mediciner unentbehrlich geworden; es iſt aber nicht nur praktiſch, ſondern enthält die Grundzüge für jede künftige Phyſiologie der Sprache. Kraus, der früher Arnemann's Heilmittellehre mehrmals vermehrt und verbeſſert herausgegeben hat, trat 1831 mit einer eigenen philoſophiſch-praktiſchen Heilmittellehre hervor, worin er eine wiſſenſchaftliche Ueberſicht aller Heilmittel gab.

Der Grundſatz, von dem er immer ausging, war: „wer nur Theoretiker oder nur Praktiker ſei, der gehe auf einem Fuße und brauche in der Praxis die Theorie, in der Theorie die Praxis als Stelzfuß.“ —

Durch die Naturphiloſophie angeregt, hat er früher immer Schelling's Verdienſte eben ſo hoch gehalten, als er deſſen Abfall von der neueröffneten Bahn jetzt angreift. Er ſagte 1818: „Das Schelling's Verdienſt um ſo größer und für die Medi-

*) Er iſt durch einen ehrenvollen Ruf nach Kiel Göttingen entzogen.

Digitized by Google

einer um ſo beſchämender ſei, da er auch mit dem andern halb=lahmen Fuße ihnen vorangegangen.“*)

*) Wir erlauben uns aus der leider im Jahr 1818 durch Cenſurdruck unvollendet gebliebenen Biographie eine Anmerkung abzudrucken, welche freilich der Sache nach nicht hierher gehört, aber Kraus theils charakteriſirt, theils beziehungsreich zu unſern Tagen iſt. Kraus ſpricht davon, daß die damalige Zeit Schelling, wie gewöhnlich alles Große, verkenne und ſagt dann beiläufig: „Aber auch du, herrlicher Jean Paul! kannſt den Großen verkennen!? Du, Gebieter im Ideenreich, läſſeſt dich durch Schelling's, allerdings abominable, Abſolutheiten und Einheiten in Allheiten und Allheiten in Einheiten, Dingen, von denen die unſchuldig einfache Natur nichts weiß, abſchrecken? Du, dem es ſo leicht wird, den Kern zu ſehen und zu genießen, ohne die Schale zu berühren! du Höchſtverdienter, innig Geliebter! dem zu Liebe ich den metallenen Ertrag dieſer Bogen einer hohen Behörde übergeben möchte mit der Bitte, ihn ſo lange auf Zinſen anzulegen, bis das Schickſal dem deutſchen Vaterlande erlaubt und alſo — gebietet, deutſche Flotten in die Meere zu ſenden. Dann ſollte von dem Angelegten und ſeinem Ertrage ein Schiff oder ein Schifflein oder auch nur ein Bötlein gebaut und mit Jean Paul's Namen für ewige Zeiten gezeichnet werden, ſo daß ein Jean Paul II. III. u. ſ. w. wieder gebauet würde, ſo oft Barbaren und andere Teufelsgenoſſen die früheren kaperten. Und warum ſollte ich die Hoffnung nicht nähren dürfen, daß einmal auch andere Vaterlandsfreunde ſich finden würden, die zu einem Karl dem Großen, Kaiſer Friedrich III., Friedrich II. von Preußen, Joſeph II., Wilhelm von Würtemberg 1819, zu einer Paulina von Lippe 1819, zu einem Leibnitz, Kant, Schelling, Kepler, O. von Guericke, Guttenberg, Albr. Dürer, Senefelder u. ſ. w. zu ſteuern ſich drängten? Luther's erhabener Geiſt, der über allen Welttheilen leuchtet und ſelbſt ſeinen Feinden viele Leben rettet, verbietet euch, ihm verwitterndes Geſtein zum Denkmal zu ſetzen. Iſt das dazu gegebene Geld noch nicht, wie Todtes pflegt, verwittert; legt es an zum Bau eines Schiffs gegen die Barbaresken, und, ihr ſollt uns kalte Lutheraner ſchelten, wenn ihr nicht bald eine kleine Flotte bauen könnt. — Laßt nur das Leben gewähren: es geſtaltet von ſelbſt, wenn auch langſam, ſich edel und ſchön und die Menſchen bauen dann viel freudige lebende Denkmale, als todte Leichenſteine für ſich und andere Todte. Denn Licht und Leben und Thätigkeit kann würdig nur durch Licht und Leben und Thätigkeit geehrt und belohnt werden, und bei Blücher's Denkmal in Schleſien werden (nach meinem Dafürhalten) die zwei lebendigen Invaliden das Ehrendſte und Dauerhafteſte ſein. O wären es 2000, und zwar — im Gutspächterſinne — eiſerne, ſie würden es bald auch im martialiſchen Sinne werden.“ Es iſt ſeitdem ein Luſtrum verfloſſen, Deutſchland hat eine Menge Steine und Statuen für ſeine Todten erhalten, auch ein Jean=Pauls=Denkmal ganz kürzlich, aber eine deutſche Flotte? Die Holländer verſperren uns bis auf den heutigen Tag den Rhein.

Digitized by Google

Kraus kämpfte aber vorzüglich gegen die Richtung derer, die, wie Oken, in Zahlen die Geheimniſſe der Natur vergraben meinten. Seine philoſophiſche Grundanſicht hat er in ſeinem neueſten Werke: die allgemeine Noſologie und Therapie (1839), am deutlichſten ausgeſprochen. In der Vorrede eifert er auf das Kräftigſte gegen den leidigen Topicismus und ſeinen würdigen Vater, den hirnloſen Materialismus, ungeſchlachte Thiere e grege Epicuri, welchem ſelbſt achtungswerthe Aerzte nachliefen. „Die Natur," ſagt er, „ohne deren ſtete und treue Beobachtung der Arzt zu weniger als nichts, nämlich zur zerſtörenden Bürde wird, verweiſt zu gebietend auf vernunftgemäßes Denken und Handeln und iſt eine zu ſtrenge Rächerin jeder Vernunftswidrigkeit, als daß der beſſere Theil der Aerzte noch langehin die bisherige Eulenſcheu vor aller Philoſophie hegen und letztere ſogar ſchon im Namen, wie Manche, perhorresciren könnte." Auf eine Kritik der philoſophiſchen Lehren Kraus', namentlich ſeines ſehr ſinnigen Schema des Weltlebens, können wir uns hier nicht einlaſſen, und bemerken nur, daß in der Darſtellung der erſteren das ſomatiſche und pſychiſche Leben des Menſchen, als innig verbunden ſowohl mit ſich ſelbſt, als mit der geſammten Natur und nur als Erſcheinung eben dieſer allgemeinen Natur in ihrer eigenen höheren Potenz genommen iſt. Außer den praktiſchen Vorleſungen iſt beſonders ſeine philoſophiſche Encyclopädie der phyſikaliſchen und mediciniſchen Doctrinen wie ſeine allgemeine Naturphiloſophie zu empfehlen. Sein Vortrag leidet durch eine Menge von Epiſoden und Anekdoten.

Wir knüpfen an die Medicin die nah verwandten Naturwiſſenſchaften, wie die mathematiſchen Wiſſenſchaften.

Gottlieb Bartling hat durch ſein natürliches Syſtem der Botanik: „**ordines naturales plantarum eorumque characteres et affinitates adj. generum enumeratione**" dieſe Wiſſenſchaft offenbar eine Stufe höher geführt. Außerdem hat er, unterſtützt durch ein äußerſt glückliches Gedächtniß und mehrfache größere Reiſen, für Pflanzengeographie Manches geleiſtet. Er iſt außerdem ein ganz vorzüglicher praktiſcher Botaniker und kann ſich als guter Fußgänger bald mit Leopold Buch meſſen. Seit 1837 iſt er Director des botaniſchen Gartens und ordent-

Digitized by Google

licher Profeſſor der Philoſophie, daher ohne Ausſicht, an den Vortheilen der mediciniſchen Facultät zu participiren.

Dieſe Ausſicht hat Griſebach, ſeit dieſem Sommer außerordentlicher Profeſſor der Medicin. Wir hoffen aber, daß, ehe er Mitglied der mediciniſchen Facultät wird, das ganze Unweſen, wornach Doctorexamen und Promotion mit circa 30 Louis-d'or honorirt werden müſſen, weggefallen iſt, die Examina verſchärft ſind und die Facultätsſtellen nicht bloß als Milchkühe betrachtet werden. Griſebach hat ſich bisher vorzüglich mit Phyſiologie der Pflanzen und chemiſch-mikroſkopiſchen Unterſuchungen derſelben beſchäftigt. Sein Bericht über eine botaniſche Reiſe nach der Dauphinée und Provence, wie über eine im Jahr 1840 unternommene Reiſe nach Bruſſa und Rumelien zeugen von ſcharfer Beobachtungsgabe.

Hier iſt noch zu erwähnen: G. F. Wilhelm Meyer, ſeit 1820 Phyſiograph des Königreichs Hannover, ſeit 1832 ordentlicher Profeſſor für das Fach der Forſtwiſſenſchaften.

Seine Monographie über Entwicklung, Metamorphoſe und Fortpflanzung der Flechten, in Anwendung auf ihre ſyſtematiſche Anordnung und zur Nachweiſung des allgemeinen Ganges der Formbildung in den unteren Ordnungen kryptogamiſcher Gewächſe, hat zwar in der Wiſſenſchaft keine Epoche gemacht, ihn aber als genauen Beobachter und eleganten Darſteller erſcheinen laſſen.

Zu viel Skandal im Lande Hannover hat dagegen ſeine **Flora Hanoverana** Veranlaſſung gegeben. Man hat die aus der Landescaſſe beſtrittenen Koſten dieſes Werkes auf 30,000 Thaler berechnet und bis zur Vollendung auf 60,000 Thaler angeſchlagen. Es ſchreitet ſo langſam fort, daß Meyer öffentlich vorgeworfen iſt, er beſtreite die Koſten deſſelben von den Zinſen der zu ſeiner Dispoſition geſtellten Capitalien, was freilich nicht der Fall iſt. Im Buchhandel iſt noch nichts zu haben. Allein das Werk zehrt ungeheure Summen auf und erfüllt ſchwerlich ſeinen Zweck, zur Belehrung des Landmanns ꝛc. zu dienen, wenn es auch an alle königliche Aemter abgeliefert wird. Es iſt dazu viel zu luxuriös. Ein Prachtwerk, was Druck, Abbildungen und Illumination anlangt, in Imperial-Folio. Man erzählt ſich, daß Meyer, um 1 Loth irgend eines Farbenſtoffs rein und gut zu erhalten, ver-

Digitized by Google

ſönlich nach München gereiſt ſei. Se non è vero, è ben trovato! denn es iſt an dem fraglichen Werke gedruckt, und weil dies nicht elegant genug war, umgedruckt, geſtochen und neugeſtochen, in Berlin, München, Paris, Göttingen geſtochen und illuminirt. Doch die Landſtände haben ja noch im vergangenen Jahre abermals 3000 Thaler bewilligt — ſie mögen es verantworten.

Wie in der Medicin, ſo iſt auch in den übrigen Naturwiſſenſchaften Göttingen würdig vertreten und überragt darin auch in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande die meiſten deutſchen Univerſitäten.

Als Mineralog und Geognoſtiker hat Johann Friedrich Ludwig Hausmann einen weit verbreiteten Namen.

Er hatte ſchon 1806 und 1807 eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Dänemark, Norwegen und Schweden gemacht und legte die für Mineralogie und Geognoſie fruchttragenden Reſultate derſelben in ſeiner Reiſe durch Skandinavien nieder. Nicht minder erfolgreich war ſeine 1816 unternommene und 1819 wiederholte Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Italien, wie ſeine 1825 unternommene Reiſe nach Südfrankreich und Oberitalien, endlich ſeine 1829 im Auftrage des Cabinetsminiſterii zu Hannover unternommene Reiſe nach Holland, Belgien, Frankreich, England und Spanien. Wir erwähnen in dieſer Beziehung nur ſeiner ausgezeichneten „Umriſſe nach der Natur.“

Seinen vielen Reiſen und weit verbreitetem Rufe verdankt er denn auch eine mineralogiſche Sammlung, die an Reichhaltigkeit und Schönheit der Exemplare wohl kaum übertroffen werden möchte.

Wie er durch vielfache chemiſche Analyſen (in Verbindung mit Stromeyer unternommen) ſeinen Sinn für ſpecielle und chemiſche Unterſuchungen beurkundet hat, ſo zeigen ſein Entwurf eines Syſtems der unorganiſirten Naturkörper, wie ſein Handbuch der Mineralogie den lobenswertheſten Eifer, die allgemeinen Geſetze der Natur zu finden.

Als Geognoſt iſt er Feind aller geologiſchen Hypotheſen und hält ſich rein an das, was die Erfahrung über Erdbildung lehrt. Seine Vorleſungen umfaſſen Technologie, Encyclopädie der Bergmannswiſſenſchaften, Einleitung in die Mineralogie,

Digitized by Google

Mineralogie, Kryſtallogie, Geognoſie und Metallurgie. Sein Vortrag iſt ſchön und gewählt.

Von den Chemikern iſt hier noch Friedrich Stromeyer zu erwähnen, der ſich eines weitverbreiteten Rufs erfreute. Er war ſchwach als Theoretiker und drang nicht in den organiſchen Zuſammenhang der Chemie, aber eine große Menge Analyſen unorganiſcher Stoffe, die er mit der ausgezeichnetſten Sorgfalt veranſtaltete, haben die Chemie mit manchen Reſultaten bereichert.

Schon 1805 hatten ſeine Unterſuchungen über die Verbindung des Waſſerſtoffs mit den Metallen, namentlich mit dem Arſenik, die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, ſein Ruf wurde aber durch England und Frankreich verbreitet, als er 1813 den Streit der Mineralogen und Chemiker über den Aragonit durch eine höchſt genaue chemiſche Analyſe ſchlichtete und 1818 in dem Zink ein neues Metall entdeckte, welchem er den Namen Kadmium gab.

Um die neue Einrichtung und Bereicherung des chemiſchen Inſtituts hat er große Verdienſte.

Sein Platz iſt ſeit 1836 durch Friedrich Wöhler, einen Schüler Berzelius', vollkommen erſetzt. Wöhler's Analyſen ſind nicht nur eben ſo ſcharf und genau, ſondern ſie erſtrecken ſich auch auf die Chemie des Organiſchen, die Stromeyer ein fremdes Gebiet war. Dazu ſteht Wöhler auf dem wiſſenſchaftlichen Standpunkte unſrer Zeit, wie ſein Grundriß der Chemie zeigt. An dieſem Standpunkte ſcheint uns nur eins unwiſſenſchaftlich, nämlich daß man allenthalben, wo man mit den chemiſchen Geſetzen nicht ausreicht, wo alſo wahrſcheinlich andere noch unbekannte Geſetze gelten, ſofort die katalytiſche Kraft ſubſtituirt und damit die Sache erklärt zu haben glaubt, während bei einer nähern Nachforſchung nach dieſer Katalyſe doch ſelbſt dem Laien deutlich wird, daß dieſe unbekannte Kraft eine Fiction für das Nichtwiſſen der Chemiker iſt. Wöhler's Vortrag läßt zu wünſchen übrig. Außerdem erwirbt ſich Wöhler ein Verdienſt, indem er Berzelius' ſchwediſche Manuſcripte ſogleich in's Deutſche überſetzt.

Dr. Wiggers, Wöhler's eifriger Gehülfe, hat ſich durch mannichfache Analyſen in der chemiſchen Welt bekannt gemacht. Wir erwähnen hier nur ſeiner Trennung und Prüfung metalli=

ſcher Gifte aus verdächtigen organiſchen Subſtanzen mit Rückſicht auf Blauſäure und Opium. Sein neueſtes Werk über Pharmakologie hat ſchnell die verdiente Anerkennung gefunden. Er hat darin alle bis jetzt bekannten vegetabiliſchen und mediciniſchen Medicamente nach Bartling's ordines plantarum geordnet, die äußeren naturhiſtoriſchen Charaktere der Drogen genau angegeben und die beſten Analyſen und in Ermangelung ſolcher, eigne neue zuſammengeſtellt und angeſtellt, zu welchem Werke ihn eine ganz vorzügliche Drogen-Sammlung befähigte.

Eine andere Seite der Naturwiſſenſchaften repräſentirt Carl Friedrich Gauß (geb. zu Braunſchweig 30. April 1777), ſeit 1807 eine der größten Zierden der Georgia Augusta. Er bildet für ſich ſchon eine kleine Univerſität, ſeine Schriften und Entdeckungen ſind wohl durch alle Welttheile verbreitet. Seiner Doctor-Diſſertation (1799), die bereits auf wenig Seiten einen Reichthum der tiefſinnigſten Ideen enthält, folgten bald die disquisitiones arithmeticum, welche ihm für immer eine Stelle unter den größten Mathematikern aller Zeiten ſichern. Doch mochten dieſe Unterſuchungen, welche einen Theil der Mathematik betreffen, der auch jetzt noch von nur wenigen beſonders Berufenen cultivirt wird, weniger die Aufmerkſamkeit auf den noch ſehr jungen Mann lenken, als ſeine Beſtimmung der Bahnen der neuentdeckten Planeten. Die überraſchend neue Methode, die er hierzu anwendete, führte er ſpäter in ſeinem berühmten Werke Theoria motus corporum coelestium weiter aus. In dieſem Werke findet ſich auch zuerſt die Begründung der ſogenannten Methode der kleinſten Quadrate, deren Wichtigkeit Keinem unbekannt iſt, der ſich mit der Berechnung angeſtellter Beobachtungen beſchäftigt.

Den Werth aller einzelnen Schriften dieſes großen Geiſtes hervorzuheben, iſt hier nicht der Ort, doch darf man behaupten, daß eine jede in irgend einem Zweige der mathematiſchen Wiſſenſchaften eine neue Bahn gebrochen hat. Sie tragen alle das Gepräge der höchſten Vollendung, und vielleicht iſt Gauß der einzige Mathematiker, von dem man ſagen kann, daß die Nachwelt in ſeinen Schriften keinen Fehler finden wird, ein Vorzug, den bekanntlich ſelbſt Newton's Schriften nicht haben. Wie Newton und Huyghens hat Gauß nicht bloß die Grenzen der

Digitized by Google

Theorie unendlich erweitert, ſondern auch die praktiſche Beobachtungskunſt mit bedeutenden neuen Hülfsmitteln bereichert. Wir erwähnen nur das Heliotrop.

In der neueſten Zeit hat Gauß ſeine herculiſche Geiſteskraft mit beſonderer Vorliebe dem Magnetismus zugewendet. Die Inſtrumente, welche er zur Beſtimmung der magnetiſchen Elemente geſchaffen hat, ſind bereits auf allen Theilen des Erdbodens verbreitet, und ſeine theoretiſchen Unterſuchungen über dieſe Naturkraft ſtehen gewiß unter allen bekannten Arbeiten über mathematiſche Phyſik den Schriften Newton's am nächſten. Wie Vieles wir in dieſer Beziehung noch zu erwarten haben, weiß nur er ſelbſt. Wenn wir das hohe Alter, welches die meiſten göttinger Profeſſoren erreichen, in vielen Beziehungen gar nicht für eine Gunſt des Himmels anſehen, ſo möchten wir doch im Intereſſe Göttingens wünſchen, daß Gauß ihm noch lange erhalten werde, und daß er ſelbſt die Geiſteskraft, welche ſich nicht allein um die Bewegungen der Himmelskörper, ſondern um jede Bewegung der Geiſter in allen Lebensgebieten auf das Lebhafteſte intereſſirt, bis an ſein Ende ſich erhalten möge. Gauß gehört auch zu denen, die in unſerer politiſchen Bewegung ſich conſequent als Anhänger des Staatsgrundgeſetzes gezeigt.

Neben Gauß ſtand ſeit 1832 für Tobias Mayer berufen Wilhelm Weber, der mittlere von den drei Brüdern, die ſich durch entſchiedenen Beruf zur Naturforſchung auszeichnen. Kaum 20 Jahre alt hat ſich Wilhelm Weber durch ſein Buch über die Wellenlehre, welches er mit ſeinem Bruder Ernſt ſchrieb, einen bedeutenden Ruf als Phyſiker erworben. Ein competenter Richter ſagte im Jahre 1838 von ihm: „Seine umfaſſenden Kenntniſſe des Vorhandenen zeigten ſeinem Forſchergeiſte die nothwendigen Ausgangspunkte zu neuen Unterſuchungen, ſein durchdringender Scharfſinn und ſeine reiche Combinationsgabe führten ihn zu den überraſchendſten Entdeckungen, ſeine bedeutenden mathematiſchen Kenntniſſe gaben ſeinen Unterſuchungen eine eigenthümliche Tiefe und ſchützen ihn gegen Oberflächlichkeiten, die man bei ſeinen Fachgenoſſen leider nur allzuhäufig antrifft, und ſeine techniſchen Einſichten ſetzen ihn in den Stand, die zweckmäßigſten Angaben zur Ausführung der erforderlichen Inſtrumente und Apparate zu machen.“ Zur Beſtätigung des Letztern

Digitized by Google

mag hier angeführt werden, daß der Inſpector Meyerſtein ſeit $1^1/_2$ Jahre abermals an einem neuen großartigen Inductions-Inclinatorium nach den Weber'ſchen Angaben arbeitet. Die neueſten Forſchungen Weber's erſtrecken ſich beinahe lediglich auf den Erdmagnetismus, durch Gauß's Freundſchaft und wiſſenſchaftliche Richtung dahin gerichtet. Sie liegen den Phyſikern in den „Reſultaten des magnetiſchen Vereins“ vor. Weber's frühere Unterſuchungen bezogen ſich zum größten Theile auf die Akuſtik, wie auf die Mechanik der Gehwerkzeuge, die ſeit Borelli ſo ganz vernachläſſigt war.

Als Lehrer der Experimentalphyſik nach neuer ſtreng mathematiſch wiſſenſchaftlicher Methode konnte er nach einem Vorgänger, wie Tobias Mayer, der ſeine Zuhörer durch Kunſtſtückchen zn ergötzen wußte, auf keinen großen Beifall hoffen, auch mochten manche ſeiner Unterſuchungen und Experimente, wie eben über die Wellentheorie, in zu großer Breite und Ausführlichkeit vorgetragen ſein, ſo daß ſie nur den ſich ganz der Naturforſchung Hingebenden intereſſiren konnten. Dazu kam, daß ſein ungemein beweglicher Geiſt einem ruhigen, klar zuſammenhängenden Vortrage nachtheilig war, indem er ſich häufig ſelbſt überholte und verwirrte.

Als Menſch gehört Weber zu den liebenswürdigſten, durch ungeheuchelte und unbegrenzte Beſcheidenheit ausgezeichneten Perſönlichkeiten. Seit ſeiner Entſetzung hat er größere Reiſen gemacht, ſeinen Wohnſitz aber in Göttingen bis jetzt behalten.

An Weber's Stelle wurde 1839 Johann Benedict Liſting aus Frankfurt am Main berufen. Derſelbe hatte in den Jahren 1829—1832 hier ſtudirt und war von Gauß als ein talentvoller Schüler anerkannt. Er machte dann in Begleitung des Freiherrn Wolfgang Sartorius von Waltershauſen in den Jahren 1833—1837 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Sicilien, um den erſtern namentlich bei ſeinen geognoſtiſchen, mathematiſchen, geographiſchen, phyſikaliſchen und metallurgiſchen Beobachtungen und Unterſuchungen über den Aetna zu unterſtützen. Die Rückreiſe durch Frankreich, Belgien und England benutzte Liſting aber vorzüglich, um das vor Deutſchland weit vorausgeſchrittene Maſchinenweſen dieſer Staaten ſorgfältig zu beobachten. Nach ſeiner Rückkehr wurde er ſofort ſehr vortheilhaft an der polytechniſchen Schule zu Hannover placirt.

Digitized by Google

Nach Göttingen berufen, den immer Neues ſinnenden und ſchaffenden Gauß und Weber und ihrem unſtreitig anregenden Umgange in die nächſte Nähe geſtellt, durfte man von ſeinen vielfach gerühmten Kenntniſſen und Talenten ſelbſtſtändige Forſchungen und Productionen erwarten. Mit ſolchen iſt Liſting bis jetzt noch nicht hervorgetreten. Wir wollen und dürfen nicht voreilig abſprechen, allein es iſt das allgemeine Urtheil, daß Liſting auf irgend eine Weiſe ſeinen Ruf wiſſenſchaftlich bewähren müſſe. Daß ihm der Beifall ſeiner Schüler noch nicht geworden, darauf geben wir weniger, da dies allein ſelten ein gutes Kriterium der Tüchtigkeit iſt.

Neben den Genannten lehrt Aug. Ferd. Carl Himly, vierter Sohn des Hofraths, ſeit 1837 als Privatdocent Naturwiſſenſchaften. Seine chemiſchen Studien machte er unter Mitſcherlich in Berlin. Er iſt ein glücklicher Praktiker mit intuitivem Blick. Seine Experimente und Verſuche haben zu den glänzendſten Erfolgen geführt. Bei Gelegenheit der Daguerrotypen entdeckte er eine Vergoldung auf naſſem Wege, deren Vortrefflichkeit ſich bewährt hat und deren Geheimniß er für England und Frankreich in London für 14,000 Rthlr. verkaufte. Kaum hatten Zeitungen von der Warner'ſchen Entdeckung eines nicht zu löſchenden und durch Spritzen zu verſendenden Feuers geredet, als er daſſelbe nacherfand, von welcher Entdeckung bis jetzt ein weiterer Gebrauch nicht gemacht iſt. Seine Vorleſungen über Experimental-Phyſik ſind ſehr beliebt, obgleich eine ſtreng wiſſenſchaftliche Theorie denſelben nicht zu Grunde gelegt iſt. —

4. Philoſophiſche Facultät.

Um das in der philoſophiſchen Facultät Zuſammengedrängte, nachdem wir die Naturwiſſenſchaften vorweg genommen haben, ferner zu gruppiren, ſtellen wir im Folgenden die Hiſtoriker voran, laſſen die Philologen folgen und ſchließen mit den eigentlichen Philoſophen.

Dahlmann's Berufung, als Nominal-Profeſſor der Politik, war ein glücklicher Wurf. Wir wiſſen nicht, wer zuerſt die Aufmerkſamkeit auf Dahlmann gelenkt hat, glauben aber, daß dies nicht geſchehen ſein möchte, hätte er ſich nicht ſchon

durch philologiſch=hiſtoriſche Forſchungen bekannt gemacht. Dieſe fallen außer dem Kreiſe unſerer Betrachtungen, da es uns ſehr gleichgültig ſcheint, ob Cimon wirklich mit den Perſern einen Frieden geſchloſſen hat oder nicht. Wir wollen nur Dahlmann als Politiker betrachten, denn hier war ſein eigenſtes Lebensgebiet; die hiſtoriſchen Forſchungen, die Quellenkritik galten ihm mehr als Hülfsmittel.

Dahlmann paßt hier wenig in die gewöhnlichen Kategorieen. Man darf ihn nicht einen Hiſtoriker nennen, ebenſo wenig einen rationellen Theoretiker. Dahlmann beſitzt eine Achtung vor der Speculation, wie wir ſie bei den gewöhnlichen Hiſtorikern ſelten finden, er hat nicht nur Plato und Ariſtoteles, ſondern auch Fichte ſtudirt, ſelbſt Hegel iſt ihm nicht ganz fremd geblieben. Aber ſeine philologiſche Bildung hat ihn von einem wahren Hingeben an die Speculation fern gehalten, es iſt ihm mehr um die Reſultate des Denkens Anderer, als das philoſophiſche Denken ſelbſt zu thun, dieſe Reſultate will er an ſeinen hiſtoriſchen Erfahrungen prüfen, und ſo zu finden ſuchen, was davon für das Gegebene paſſe. Um den guten Staat zu finden, darf man nach ſeiner Meinung nicht wie Plato und Fichte von einem Muſterſtaate ausgehen — aber auch nicht von den in der Gegenwart und Vergangenheit ſeienden und geweſenen Staaten, ſondern man muß zwiſchen Ideal und dem Staate der Erſcheinung „hin und her gehen“ — oder wie Dahlmann ſich in der gedruckten Politik ausdrückt: „die wahrhaft lebendige Darſtellung des guten Staats iſt weder im Ideal noch in der Erſcheinung enthalten. Sie bedarf beider und iſt ein Drittes, welches zwiſchen beiden liegt.“ Man könnte ſich hiermit ſchon zufrieden geben, wenn man nur erführe, auf welchem Wege Dahlmann zu dem Ideale des Staates gelangte und wenn irgend eine Sicherheit, ja nur eine Methode des Hin= und Hergehens vom Ideale zu der Erſcheinung angedeutet würde. Hier aber überläßt ſich Dahlmann, wie Alle, welche ſich der Speculation nicht ganz hingeben, ſondern ſie nur als Dienerin zu ihren Zwecken benutzen möchten, einem mehr auf ſein Gefühl und ſeine ganze geiſtige Individualität gebauten Glauben und Dafürhalten, als reiner wiſſenſchaftlicher Erkenntniß. Und daher kommt es denn, daß uns Dahlmann hier mit Aeußerungen begegnet, die wir

9*

Digitized by Google

gänzlich anerkennen müſſen, die mit wahrhafter Intuition uns das Individuelle im Lichte ſpeculativer Auffaſſung zeigen, daß wir dort aber auf Abſtractionen von geſchichtlichen Facten, auf doctrinäre Behauptungen ſtoßen, die nichts mit einer tieferen Erkenntniß zu thun haben, nicht einmal die Brücke andeuten, die zum Ideale führen könnte. Er ſteht auf einem ähnlichen Standpunkte wie unſere heutigen Mediciner, wie er denn ſeine Politik auch für eine Geſundheitslehre giebt.

Das Ideal, welches Dahlmann vorſchwebt, iſt nicht ein wiſſenſchaftlich erſchautes, ſondern ein auf Glauben baſirtes, deshalb ſagt er: „wir glauben an ein großes gemeinſames Werk der Menſchheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der menſchlichen Dinge am Ende der Geſchichte.“ Die Geſchichte geht dann aber erſt recht an. Weltende und Ende der Geſchichte ſind Mythen geworden! — Dahlmann erfaßt nicht das Göttliche in der Geſchichte und im Staate. Der Staat iſt ihm „ein Vermögen der Menſchen, durch deſſen ſtufenweiſe Ausbildung ihre natürlichen Gebrechen bekämpft werden.“ Der Menſch iſt mit Ariſtoteles ein Staatsthier, Staatsweſen, alſo wiederum nichts Göttliches in ihm. Der Staat ſoll die „Hauptbeſtimmung des Menſchen zum Nützlichen, zum Gerechten, zum Schönen, zum Wahren, zum Heiligen vereinigen und aufnehmen und in jeder Claſſe ſeiner Bevölkerung fortbilden.“ Hier ſteht das Nützliche voran vor dem Wahren und vor dem Schönen, ſtatt des Göttlichen ſtoßen wir auf den unbeſtimmten Begriff des Heiligen.

Dahlmann tadelt die Ueberhebung der Wiſſenſchaft vor dem Leben, er will lieber praktiſche Siege erringen, als theoretiſche Siege bei großen praktiſchen Niederlagen — aber aller Fortſchritt ſoll ausgehen von breiten und ſtarken Grundlagen, vom hiſtoriſchen Recht. Was er von dieſen hiſtoriſchen Grundlagen nun noch hält, nachdem eine von ihm auf dieſe gebaute Verfaſſung wie ein Kartenhaus weggeblaſen, wiſſen wir nicht. Seine Politik iſt eine Erfahrungstheorie, kurze Sätze, in welchen Irrthümer alter und neuer Zeit mehr durch vergleichende Prüfung als durch eine höhere einheitliche Erkenntniß als ſolche bezeichnet und verworfen werden, und die dafür Sätze giebt, dictatoriſch ausgeſprochen und gleich einem Arzneimittel verſchrieben, ohne

Digitized by Google

rationale Begründung, häufig kaum mit Hinweiſung auf geſchichtliche Thatſachen. Ein Beiſpiel bietet gleich die Einleitung ſeiner Politik.

„1. Dem Staate geht kein Naturzuſtand voran, der von blinden Trieben und vernunftloſen Menſchen handelt. Der Naturzuſtand des Menſchen iſt Vernunft zu beſitzen, ein Ueber- und Unterſich zu unterſcheiden.

„2. Der Staat iſt alſo keine Erfindung weder der Noth noch der Kunſt, keine Actien-Geſellſchaft, keine Maſchine, kein aus einem frei aufgegebenen Naturleben hervorſpringendes Vertragswerk, kein nothwendiges Uebel, kein mit der Zeit heilbares Gebrechen der Menſchheit, er iſt eine urſprüngliche Ordnung, ein nothwendiger Zuſtand, ein Vermögen der Menſchheit."

Iſt „Vernunft beſitzen" Dahlmann alſo lediglich „ein Ueberſich und Unterſich zu unterſcheiden?" — Auch in ſeiner Vorleſung gab Dahlmann eine nähere Erklärung nicht.

Richtig aber erkennt er an, daß eine ſolche praktiſche Politik nur für die Gegenwart, nur für die gegebenen Staaten paſſe und er will bloß eine Politik zunächſt nur für ſeine Gegenwart und ſein Volk ſchreiben.

Der gute Staat — den Dahlmann aber für die Gegenwart will — für Europa, für Deutſchland ohne Ausnahme will, iſt die conſtitutionelle Monarchie, die Monarchie mit einer Volksvertretung „die allgemein verbindliche Geſetze und Geldabgaben bewilliget, die Regierungsrechte aber an den beſſer erkannten Staat zurückſtellt." — „Nicht die mechaniſche, nach Willkür wechſelnde Einheit iſt das Ziel," ſagt er, „es gilt ein ſtetig einheitliches Leben für die Mannigfaltigkeit freier Volksentwicklung in dieſe Gebundenheit der Staatsordnung einzuführen. Darum kann die Zukunft Europa's keine Verherrlichung des unumſchränkten Königthums ſein, aber ſie iſt, wenn ſtetige Entwicklung gelingen ſoll, geknüpft an den Beſtand nicht nur, ſondern an die Macht der erblichen Königthümer. Denn dieſes iſt das einzige Band der Gewohnheit, welches durch die Dauer immer feſter geworden iſt in der tiefer dringenden Ueberzeugung." Mit richtigem Blick bekennt er namentlich, „wie wir vergebens nach Garantieen für unſere conſtitutionellen Einrichtungen ſuchen, ſo lange Preußen ohne Reichsſtände iſt, ſo lange der für Deutſch-

Digitized by Google

land wichtigſte Staat im Gemeinde= und Militairweſen allen anderen vorausgegangen, im Verfaſſungsweſen zurückbleibt, im Unterrichtsweſen Miene macht zurückzugehen (ſeit Anfang dieſes Decenniums wirklich zurückgeht), in äußerer Politik ſich entfremdet. Preußen ſoll Reichsſtände einführen, damit es freie Preſſe haben könne, Preußen ſoll freie Preſſe einführen, damit es Reichsſtände haben müſſe." Dahlmann iſt aber darum den Liberalen keineswegs beizuzählen. Eine kurze Aufzählung der wichtigſten praktiſchen Lehrſätze mag dies beweiſen. Dahlmann iſt ein Freund des Zwei=Kammerſyſtems, „weil die Erfahrung bewährt hat, daß man beſſer und ſorgſamer beräth, wenn man weiß, daß man das Urtheil einer andern Kammer hinter der Berathung hört — und das Beſſere das Langſamere aufhebt."

Wenn das Wahlrecht zweckmäßig begrenzt iſt, ſo verlangt Dahlmann, daß die Wählbarkeit jedes Einzelnen außer dem Alter und der bürgerlichen Makelloſigkeit keiner Beſchränkung weiter unterworfen werde, da es nie wünſchenswerth, daß eine Ständeverſammlung nur aus Reichen beſtehe.

Die Städte ſollen mehr vertreten ſein als das Land, weil dieſelbe Kraft des Vermögens und der Thätigkeit dort eine viel größere Kraft hervorbringt und weil ſie Sitze der Bildung ſind. Der Landtag ſei jährlich zu verſammeln, die Sitzungen öffentlich, die Wahl des Präſidenten eine freie, das Recht der Adreſſe jeder Kammer für ſich zu verleihen (denn „glücklich, wenn beide Kammern wegen der Adreſſe einig; ſie zur Einheit zuſammen zu zwingen, führt zur Unbedeutendheit, zur Lüge"). Aber keine bleibenden Ausſchüſſe — „denn die Ständeverſammlung muß der dauernden Regierungsgewalt als eine vorübergehende Thätigkeit gegenüberſtehen" und „bleibende Ausſchüſſe, welche ſelbſt die Auflöſung der Ständeverſammlung überleben wollen, führen zur Mitregierung." — (Aus dieſem Irrthume, der vorzüglich aus Dahlmann's Vertrauen zu dem guten Willen der Regierenden — eins ſeiner unglücklichſten Worte — entſtand, folgte denn in der hannoverſchen Angelegenheit das Schauſpiel, daß, als die Verfaſſung aufgehoben wurde, Niemand da war, der für eine Beſchwerde „legitimirt" erkannt wurde und daß uns noch im Auguſt d. J. von einem frankfurter Blatte demonſtrirt wurde, Alles, was in Hannover von der Oppoſition

Digitized by Google

geſchehen ſei, ſei ungültig und nichtsſagend, weil die Oppoſition nicht „legitimirt“ ſei.)

Ohne Einwilligung der Stände kein Landesgeſetz. Bloß berathende Kammern ſind rathlos; ſie verſinken im Ueberdruſſe ihres Unvermögens. Jeder Kammer das Recht des Geſetzantrags, ja des Geſetzentwurfes. Das Recht, die einzelnen Steuern zu verweigern, denn ohne dieſes Recht kein Recht, zu prüfen und zu bewilligen. Aber keine Mitverwaltung, keine lebenslänglichen Ausſchüſſe zu ſolchem Zweck (z. B. kein hannoverſches Schatzrathscollegium), das heiße „das lebendige Beſteuerungrecht den Ständen entreißen und in wenige, oft feile Hände ſpielen.“

Die Kammer habe das Recht, Landesbeſchwerden vorzutragen und durch die Anklage der Miniſter zu verfolgen. Ein Abolitions- und Begnadigungsrecht ſuspendire dabei, ſonſt iſt jede Anklage lächerlich.

Dies möge genügen. Wir ſehen in allen dieſem einen praktiſch geſunden Sinn, ein gar ruhiges Wollen, aber doch ein Wollen. Dies erhebt Dahlmann aber eben ſo hoch über Heeren und das bloß empiriſche Göttingen. Daß er ein langſames, oft zu langſames, frachtwagenartiges Fortſchreiten wollte, lag in der ruhigen Beſonnenheit ſeines ganzen Charakters, in ſeinem beſtändigen Verweilen bei der Familie, auf die ſein ganzes Bild von dem guten Staate baſirt war.

Es kam die Julirevolution, als Dahlmann kaum den Boden, auf dem er lebte, einigermaßen kannte. Wir wiſſen nicht, ob ſie ihn überraſchte; der Gang, den die deutſchen Dinge damals nahmen, war ihm zu ſchnell, viel zu ſchnell. Die göttinger Unruhen hatten wohlbegründete Urſachen. Nicht nur in Göttingen hatte Rector und Senat den Kopf verloren, ſondern auch in Hannover ſchwebte man in tauſend Aengſten. Dahlmann allein blieb beſonnen und rieth zu kräftigen Maßregeln. Dadurch erwarb er ſich ein unbedingtes Vertrauen der damaligen Regierung. Ein neues Verfaſſungsgeſetz wurde nöthig. Dahlmann wurde nach Hannover berufen, um den Entwurf bearbeiten zu helfen. Hier entſpann ſich ſein vertrauteres Verhältniß zu dem Geheimen Cabinetsrath Roſe, einem äußerſt praktiſchen Mann von enormem Organiſationstalent, der die Fäden zu allen Dingen in den Händen hatte. Theils durch Roſe, theils direct durch

Digitized by Google

die Achtung des Curatoriums entſtand Dahlmann's Einfluß auf Univerſitätsſachen, den er mit O. Müller und mit Bergmann theilte. Seine Thätigkeit in der 1832 und 1833 das Staatsgrundgeſetz berathenden zweiten Kammer war mehr innerlich als äußerlich; er arbeitete lieber in den Commiſſionen, als daß er redete, ja das Reden ſchien ihm ſchwer zu werden, wenigſtens der Anfang. Der Entwurf der neuen Verfaſſung war durch den Widerſtand der erſten Kammer vielfach verſtümmelt. Allein Dahlmann ſtimmte für die Annahme, weil die Gebrechen, an welchen der Entwurf leide, nicht willkürlich hineingetragen ſeien, ſondern in der Beſchaffenheit der Staatsgeſellſchaft ſelbſt lägen, und die Möglichkeit der Verbeſſerung gegeben ſei.

Dahlmann wie Roſe hatten, wenn ihre Gründe nicht überzeugen wollten, ein Wort, womit ſie häufig alle Zweifel bannten, das war das Wort: „Vertrauen auf die Regierung." Es war dabei nur eins vergeſſen, daß Könige ſterblich ſind. Dahlmann hat vertraut und iſt vertrieben und verbannt vom liebgewordenen Heerd.

Eins können wir Dahlmann nimmer verzeihen, ſeine Anklage der göttinger und oſteroder Gefangenen in der Sitzung vom 27. Juni 1832, um ſo weniger, da er ſich noch 1838 damit rühmte. Wir können nicht umhin, den größten Theil der damals gehaltenen Rodomontaden, wie den Verſuch ihrer Begründung hier abdrucken zu laſſen.

„Auflehnung gegen Alles, was unter den Menſchen hochgehalten und ehrwürdig iſt; Verführung der ſtudirenden Jünglinge zur Mitſchuld an einem Vergehen, deſſen Bedeutung in dieſem erregten Lebensalter ſchwerer noch erkannt wird; Verſuche, die bewaffnete Macht zu verführen; Bewaffnung gegen die bewaffnete Macht; Entſetzung der geſetzlichen Obrigkeit; Vorenthaltung der Regierungsbefehle; Hintanſetzung aller beſchworenen Treue; — das ſeien keine bewundernswerthen Erſcheinungen, keine Erſcheinungen und Thaten, die es ſich gezieme, dieſer hochgeſtellten und geſetzlichen Verſammlung anzupreiſen, einer Verſammlung, welche einen ſo wichtigen Antheil an der Geſetzgebung dieſes Landes beſitze.

„Würden wir aber angewieſen, dieſe Vorgänge jedenfalls als nothwendige Mittel zum guten Zwecke gelten zu laſſen,

Digitized by Google

ſo heiße das ſchon an ſich ſelber einen ſehr gefährlichen Weg betreten. Der guten Zwecke rühme ſich Jedermann; der Abſolutiſt thue es wie der Liberale; jener von der Ordnung, dieſer von der Freiheit ausgehend; eben darum ſolle man die Menſchen nicht nach ihren geprieſenen guten Zwecken, man ſolle ſie nach ihren Mitteln beurtheilen. Einen Liberalismus von unbedingtem Werthe, das heiße, einerlei, durch welche Mittel er ſich verwirkliche, gebe es nicht.

„Darum widerſpreche er durchaus der in den Petitionen ſo häufig wiederholten Behauptung, unſere Ausſicht auf beſſere Staatszuſtände rühre daher, daß dieſer Aufſtand unternommen ſei, er behaupte, ſie rühre daher, daß dieſer Aufſtand mißlungen ſei. Wenn dieſer Aufſtand eine wohlthätige Erſchütterung in unſerm Staatskörper hinterlaſſen habe, (dem möge ſo ſein, und die Zukunft werde darüber richten dürfen), ſo dankten wir jede wohlthätige Folge allein der Treue, welche die Empörung in die Schranken des Geſetzes zurückwies.

„Denn was wäre wohl die Folge des Gelingens geweſen, geſetzt, wenn kein auswärtiges Heer die erſte Begeiſterung geſtört hätte? Ganz gewiß eine nagelneue Verfaſſung; ganz gewiß die ſchnellſte Hinwegräumung des läſtigen Vorurtheils des Zwei-Kammerſyſtems; die raſcheſte Beſeitigung aller Ariſtokratie; die freieſte Vertretung und Ummodelung aller Geſetze; — mit einem Wort, im volleſten Sinne die beliebte Abſchaffung aller Mißbräuche, aber gewiß auch die Abſchaffung aller Gebräuche, und beſonders des gebräuchlichen Gehorſams, der für die Verfaſſung aus neueſter Zeit eben ſo nothwendig iſt, als für die aus dem Mittelalter. Das Band des Gehorſams ſei leicht, faſt in einem Augenblick gelöſt, aber ehe es wieder geſchlungen werde, vergehen lange blutbefleckte Menſchenalter. Ein Meiſter in Revolutionen ſage ſelbſt, den Tiger loszulaſſen wiſſe er wohl, aber ihn wieder anzuketten wiſſe er nicht.

„Er frage, wenn dieſer Aufſtand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen, wie wir heute thun in dieſer Kammer, ſo frei gewählt, daß die Regierung durchaus nicht mehr Einfluß hat, als ihr die Gerechtigkeit ihrer Sache, der Werth ihrer Gründe verſchaffen kann? Wir würden be-

Digitized by Google

herrſcht von Volksverſammlungen berathen, verworren durch den Zudrang einer zügelloſen Menge, in ſteter Sorge für unſere Perſonen, für unſer Eigenthum. Denn ganz thöricht ſei es, zu hoffen, wenn wir ſelber das Recht der Herrſchaft mit gewaltthätiger Hand durchbrechen, dem Niedern werde das Recht unſeres Beſitzes, die Ariſtokratie unſeres Beſitzes, heilig ſein.

„Um Alles zu ſagen, was in dieſer gewichtigen Angelegenheit den Inbegriff ſeiner Ueberzeugung bilde, er könne die Politik durchaus nicht als getrennt von der Moral betrachten, und erkläre ſich hierin eines ganz altväteriſchen Glaubens. Darum werde ihm durch die Strafloſigkeit ſiegreicher politiſcher Verbrechen nichts für ihre Unſträflichkeit bewieſen, eben wie ein ungerechter Krieg ungerecht bleibe, auch wenn er der ſiegreichſte wäre. Wenn jemals der Tag erſcheine, an welchem er ſeines Irrthums inne würde, an welchem ihm klar würde, Moral und Politik wären ganz getrennte Gebiete: er würde keine Stunde mehr ſich mit Politik lehrend oder lernend beſchäftigen; er würde von dem Augenblicke an den Staat als eine Erfindung des Verderbens für die Menſchheit betrachten u. ſ. w.“

Welche Geſichtspunkte! Wer wird die Weltgeſchichte nach dem Katechismus meſſen? Was iſt die Moral Alexanders, der Gefolgſchaften, des Cortes und der Engländer in ihren Eroberungskriegen? und ſollen die nun alle nicht ſein, weil ſie nicht moraliſch ſind? Uebrigens iſt dies Dilemma auch theoretiſch längſt gelöſt, was der Politiker wiſſen konnte. Die einzelnen Anklagen malen in's Schwarze. So erinnern wir uns, geleſen zu haben, daß dem Hrn. Hofrath gegen die erſte craſſe und unwahre Beſchuldigung irgendwo ſchon eingewendet iſt, daß während der acht Tage der göttinger Unruhen vom Privateigenthum nicht das Mindeſte verletzt, daß nicht einmal ein einziger Diebſtahl in dieſer Woche vorgekommen. Und von glaubwürdigen Augenzeugen iſt uns verſichert, daß die Studirenden nicht die Verführten waren, ſondern vielmehr ſelbſt durch den Enthuſiasmus, mit welchem ſie in die Sache eingingen, die Göttinger mit fortriſſen u. ſ. w. Dahlmann hat ſich aus Widerſpruchsgeiſt gegen ſeinen Collegen Saalfeld und die Vertreter der Göttinger zu Behauptungen leiten laſſen, die ihn gegen-

wärtig, wo er ſelbſt ähnlicher Vergehen bezüchtigt wird, gewiß gereuen. Hatte in Dresden oder in Caſſel eine zügelloſe Menge die Ständeverſammlung verwirrt? waren dort die Deputirten in ſteter Sorge für ihre Perſon und ihr Eigenthum geweſen? hatten dort Volksverſammlungen die Ständeverſammlungen beherrſcht? Man berieth in Hannover jetzt langſam nach Dahlmann'ſchen Wünſchen in einer zehnmonatlichen Seſſion das Staatsgrundgeſetz. In Heſſen, in Sachſen hatte man dem erſten Enthuſiasmus ſich hingegeben und gebaut, dort hat man noch jetzt Verfaſſungen, die trotz der Ungunſt der Zeiten geliebt werden, während das Staatsgrundgeſetz von 1833 in Hannover todt iſt und die Anhänger deſſelben als Verbrecher vertrieben oder polizeilich confinirt ſind u. ſ. w. Dahlmann's Angſt vor „Wagſtücken" führte ihn zu dieſen Uebertreibungen. Er wollte nur allmälige und vorſichtige Behandlung, während der Arzt ſich nie ſcheuen ſoll, moxae anzuwenden, wenn eine Rückenmarksdarre droht. —

Dahlmann war damals unpopulär, aber Niemand ging ſo weit, ſeinen Charakter anzutaſten, ihn wohl gar der Achſelträgerei oder des Verraths zu beſchuldigen, wohl aber warf man ihm Unbehülflichkeit und Starrheit vor, die mit ſeinem ganzen Weſen zuſammenhängen mag. Daß das Werk aber, welches das Volk als ein halbes anſah, welches ohne Enthuſiasmus im Lande aufgenommen war, auch nicht mit Liebe und Hingebung im Volke würde gehegt werden, daran hatte Dahlmann nicht gedacht. Das Staatsgrundgeſetz wollte nicht mit dem Volke verwachſen, trotz der hiſtoriſchen Grundlagen, auf welchen es gebaut war. Dahlmann ſcheute den Sprung und doch hätte dieſer Sprung allein retten können, da das hiſtoriſche Element nicht mehr lebendig war und nur ein neuer Aufbau von urgeſundem Bauholze im Volke Liebe, Zutrauen und Verſtändniß erwerben konnte.

Dahlmann's Wahlſpruch war der, womit er 1834 ſeine Vorleſungen über deutſche Geſchichte geſchloſſen haben ſoll: „man müſſe auf deutſchem Boden ſo leben, daß man ſeine Hoffnungen mäßige, man müſſe ſich wahren und ſorgſam hüten vor allen eingebildeten Dingen, vor der unſtäten Neuerungsſucht, die den Gehorſam verpöne." Mit ſolchen Lehren wirkte er zwar auf heiße jugendliche Begeiſterung wie mit kalten Umſchlägen, aber

Digitized by Google

er ſuchte dafür die auf Erfahrungsthatſachen geſtützte Ueberzeugung zu erwecken, daß es im Wege der langſamen Reform beſſer werden müſſe im Vaterlande, er ſuchte nicht bloß einen flüchtigen Enthuſiasmus für politiſche Dinge zu erregen, ſondern dauerndes Intereſſe am Staat, Luſt am politiſchen Leben und Hingebung an das Vaterland in die Gemüther zu impfen. In ſeiner ganzen Charakterfeſtigkeit wurde Dahlmann aber erſt erkannt, als die begeiſterten Zuhörer ihm „als Mann des Wortes und der That" ein Hoch zujauchzen konnten — und auch Deutſchland erkannte erſt, was Göttingen in ihm beſeſſen, als dieſes ihn verlor. Wir hoffen, daß Dahlmann für Deutſchland wenigſtens nicht verloren ſei und daß er nicht zu lange bei der Geſchichte Dänemarks verweilen möge. Auch ſollte er die Scheu und Aengſtlichkeit ablegen, in öffentlichen Tagesangelegenheiten ſeine Meinung offen und frei abzugeben, die ſich noch vor Kurzem bei einer Briefangelegenheit, welche wir nur andeuten dürfen, gezeigt hat.

Seit 1830 haben ſich zwei Privatdocenten der verwaiſten Politik angenommen. Dr. Roſcher, mehr philologiſcher und gründlicher geſchichtlicher als philoſophiſcher Bildung, ſcheint die Politik vom Standpunkte Dahlmann's zu betrachten; Dr. Tögel ſoll ſich Hegelſchen Principien zuneigen. Beide müſſen erſt mit ſelbſtſtändigen Werken aufgetreten ſein, ehe ſich ein Urtheil über ſie geben läßt.

Gervinus gehörte Göttingen von Oſtern 1835 bis zum December 1837, alſo keine volle zwei Jahre an und ſein Verluſt iſt unſtreitig der ſchmerzlichſte für die ganze Univerſität, indem er gerade der Mann war, die hier ſich einer feierlichen Langſamkeit befleißigende Gelehrſamkeit wieder zu raſcherer Arbeit und freierer Wiſſenſchaftlichkeit zu beleben und für ein gemeinſames Ziel zu begeiſtern. Man würde alle früheren Abſchweifungen und Weitſchweifigkeiten, die Ausſchreiberei und Geiſtloſigkeit der vorhergehenden Hiſtoriker haben verſchmerzen können, wenn er Zeit gewonnen hätte, die Hiſtorie und damit die ganze Univerſität wieder in die Gegenwart zu rücken.

Die frühere Geſchichte des berühmten Mannes dürfen wir als bekannt vorausſetzen. In Göttingen wurde er gleich Anfangs mit großem Beifall aufgenommen, indem ſeine gewaltige

Digitized by Google

Kraft, Originalität und richtige Stellung zur Wiſſenſchaft wahrhaft imponirend auf die Geiſter wirkte. Gervinus las Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur, Geſchichte Aragoniens, über Macchiavell's Buch vom Fürſten und Hiſtorik. Sein ſonderbarer, in fortwährend ſich überholendem Periodenbau fortſchreitender Vortrag, der jedoch nie unklar wurde, den Stoff ſtets in größter Fülle entwickelte und die Gedanken ſtets maſſenweiſe daran knüpfte, ſetzte die Zuhörer in die wohlthuende Nothwendigkeit, ſtets mit der größten Spannung zu folgen und die Klarheit, Präciſion und Neuheit der Auffaſſung, der männliche Ernſt und die geniale Ungenirtheit der Ausdrucksweiſe haben ihm ſchon in der kurzen Zeit eine Menge dankbarer Schüler zugeführt.

Gervinus hat den erſt von Wenigen als nothwendig erkannten und verſuchten wichtigen Schritt vom Geſchichtsforſcher zum Geſchichtsſchreiber mit der größten Sicherheit gethan. Er ſtellt ſelbſt das Bild des Hiſtorikers auf: „Dem ächten Hiſtoriker," ſagt er, „muß Alles, was man Vorurtheil oder Eingenommenheit nennen kann, durchaus fremd ſein; er kann an keinem Gegenſtande als ſolchem für ſich, an keinem einzelnen, abgetrennten Dinge hängen, ſondern Alles feſſelt ihn nur in einer Umgebung; er kann keinen Stoff, den er etwa ſchriftſtelleriſch behandeln will, aus perſönlicher Neigung und Liebhaberei, ſondern er muß ihn aus den Forderungen und Bedürfniſſen ſeiner Zeit und ſeiner menſchlichen Geſellſchaft wählen; er darf die gewählte Materie nicht mit jenem pathologiſchen Antheile und Intereſſe behandeln, ohne welches die Schriftſteller der neuen Welt ſehr ſelten ſchreiben oder urtheilen. Nicht einmal ſeine eigne Wiſſenſchaft (ſo rigoriſtiſch muß ſeine Entfernung von aller Vorliebe ſein) kann er als die vorzüglichſte an ſich preiſen oder einſeitig als den Einen Weg anſehen, auf dem allein das Heil für den forſchenden Geiſt läge, und wenn er auch ſich noch ſo ſehr durch ſeine Beſchäftigung oder den Stern ſeiner Geburt, durch Gewöhnung oder Natur genöthigt ſähe, jeden Gegenſtand, der ihm bemerkbar entgegentritt, jedes Ereigniß, das in ſeinen Geſichtskreis fällt, der hiſtoriſchen Betrachtung inſtinctmäßig zu unterwerfen. Er kann alſo ſelbſt ſeinem Berufe nur aus Wahl und Ueberzeugung anhängen:

Digitized by Google

er muß einſehen, er muß es aus geſchichtlichen Erfahrungen wiſſen, daß in Zeiten, wie die unſern, welche der Thätigkeit der Einbildungskraft, alſo der Kunſt ſo gut wie entwachſen (?) und auf der andern Seite der Speculation, alſo der Philoſophie noch nicht zugereift ſind, ſondern zwiſchen beiden ſchwanken, die allgemeinſte Beobachtung, die von feſter Erfahrung aus in alle Gebiete ſtreift, welche der menſchliche Geiſt zu bebauen fähig iſt, allein*) dasjenige ſein kann, worin gerade für dieſe Zeiten, für dieſe Generationen die ſicherſte Belehrung, der ſicherſte Gewinn zu erlangen iſt. Der ächte Hiſtoriker würde die perſonificirte Gleichgültigkeit ſein, wenn es nicht glücklicher Weiſe ſein Beruf mit ſich brächte, daß er ſich für Alles gleichmäßig intereſſiren müßte, da ja der geſchichtliche Stoff den ganzen Umfang der Dinge begreift. So iſt er alſo nur das Abbild der Unparteilichkeit und der Vorurtheilsloſigkeit; wer aber in dieſer Weiſe uneingenommen forſcht und die Gegenſtände ohne alle Prädilection beobachtend an ſich vorübergehen läßt, den wird natürlich jeder einzelne anziehen können, er ſei groß oder klein, wenn er nur von einer Bedeutung gerade für dieſen Hiſtoriker, in dieſem Geſchlechte mit dieſen Bedürfniſſen iſt. In ſich iſt einem ſolchen Beobachter ohnehin Alles von Bedeutung und nichts gleichgültig, nichts geringfügig, ſobald er nur dahin gekommen iſt, Reſultate aus ſeinen Beobachtungen zu ziehen, Geſetze, gleichmäßige Geſetze in den phyſiſchen, wie in der moraliſchen Welt zu entdecken, denn in der vernünftigen Welt und für den vernünftigen Beobachter giebt es weder Zufälliges, noch Kleines und Bedeutungsloſes."

Und ſolchen Grundſätzen iſt Gervinus beſtändig treu geblieben. Gründlich und vielſeitig in der Forſchung, ſo daß er bei dem Reichthum des Stoffs nicht mehr ängſtlich abzuwägen

---

*) Man verkenne nicht, daß Gervinus hier ſchon als Hiſtoriker einſeitig urtheilt. Er darf dies als ſolcher. Aber iſt nicht das poetiſche Talent dazu ebenfalls berechtigt, um ſich zu deſto größerm Eifer zu concentriren? Auch der Philoſoph dürfte es; thut es indeß am wenigſten, weil er ſieht, daß die Gegenwart nicht allein nicht abgeneigt iſt, ſondern darauf dringt, daß ſie durch alle Drei, durch Kunſt und Geſchichte und Philoſophie gefördert werde.

Digitized by Google

braucht, ſondern ſtets in's Volle greift und wieder darauf denken kann, das Maſſenhafte wegzuſchaffen und nur den Kern zu behalten, geht er darauf aus, hiſtoriſche Kunſtwerke zu ſchaffen, die alles Geweſene in ſeiner Eigenthümlichkeit, objectiven Berechtigung, in ſeinem Zeitgefüge erſcheinen laſſen: aber daſſelbe nicht bloß als etwas Geweſenes, Abgethanes hingeſtellt haben wollen, ſondern das darin Forttreibende, Fortentwickelnde feſtzuhalten, zu befreien ſuchen, um es ſo in ſich ſelbſt, um ſeinen Gedanken geſammelt, in der Periode des Hiſtorikers wieder lebendig werden zu laſſen und auf's Neue wirkſam. Man ſehe Gervinus' Schriften darauf an: ſie halten keineswegs eine ängſtliche puritaniſche Objectivität ein; im Gegentheil der Verfaſſer urtheilt viel und läßt den Autor in den Menſchen übergehen, der nun mit Empfindung und Gemüth an die Gegenſtände herantritt. Dann verlangt er aber keineswegs, daß man ſeiner Meinung ohne Prüfung beitreten, ſondern nur, daß man ihn mit ſeinen Anſichten toleriren ſoll, wie es jede fertige Individualität verlangen darf. Dieſe Abgeſchloſſenheit ohne Iſolirung und Starrheit hat ſich bei ihm wie bei Wenigen der Gegenwart herausgeſtellt und wenn er damit an die Geſchichte geht, ſo geſchieht jedesmal etwas Bedeutendes. Ganz natürlich tritt ſie am eminenteſten bis jetzt in ſeiner Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur hervor und hier wieder immer mehr und mehr hervor, je näher er der Gegenwart rückt. Die ganze Vergangenheit muß in dieſem Werke die Gegenwart begründen. Eine umgekehrte Pyramide ſteht das Werk da, immer breiter und breiter werdend, immer dichter und dichter an geiſtigem Gehalt. Ganz abgeſehen von der unübertroffnen Beleſenheit, die darin herrſcht, iſt die darin webende Idee ſo großartig, ſo mächtig und ſo großartig und mächtig herausgeſtellt, daß es jeden Deutſchen von der Nationalität ſeiner Nation, von der Einheit und harmoniſchen Entfaltung des deutſchen Geiſtes, der ſich hier, trotz aller Hemmniſſe, trotz aller Mißgriffe nnd Trübungen, doch eine lichte Bahn gebrochen hat, überzeugen muß. Was man ſonſt nur ahnete, iſt hier klar geworden, das ganze Leben der Nation ſpiegelt ſich in ihrer Nationallitteratur. Alle Strömungen und Wechſelwirkungen ſind gezeigt und ſelbſt in dem Flüchtigſten, ſich ſelbſt Unbewußten, anſcheinend Will-

kürlichen, wohl gar Negativen iſt hier das Geſetzmäßige, Poſitive, Allgemeingültige ſo ſicher herausgearbeitet, daß in dieſer Litteraturgeſchichte ſo recht die Seele des deutſchen Volks gezeigt und nicht allein die bedeutendſte Vorarbeit für die Philoſophie der innerſten deutſchen Geſchichte, ſondern die Philoſophie zum großen Theile ſelbſt ſchon gegeben iſt.

Bei dieſem ſtrengen Feſthalten an den Principien der Wiſſenſchaft, möchte er dieſe ſo wenig dem Leben als das Leben der Wiſſenſchaft entfremdet ſehen und darin iſt Gervinus Leſſing ähnlich, den er ſo unvergleichlich geſchildert hat, daß er der unerſättliche Bücherverſchlinger gegen nichts mehr proteſtirt, als daß ſich der Geiſt eines Volks in die Bücher zurückzieht, gleichſam auf Flaſchen gezogen wird, um Bibliotheken zu füllen. „Keine Richtung des menſchlichen Geiſtes, nicht Religion, nicht Wiſſenſchaft, nicht Kunſt und nicht Staat ſollte ſich je von dem Ganzen abtrennen, denn nur da iſt der rechte Menſch, wo das Fachwerk getilgt iſt und wo alle geiſtigen Kräfte auf die Geſammtbildung des ganzen Menſchen compromittiren, in welcher die Ausbildung der wirkenden Kräfte vor Allem bedeutend iſt. So iſt's mit dem Leben der Völker und wo ſich in alten geſunden Zeiten ja eine Wiſſenſchaft für ſich ſelbſt conſtituirte, geſchah's, nachdem das Volksleben erſtorben war. Aber ſonſt war die griechiſche Poeſie, die den Selbſtforderungen der höchſten Kunſt entſprach, wie keine andere, ſtets auf den praktiſchen Gebrauch bezogen; ſo ging ihre Philoſophie von dem Leben und dem Menſchenverkehr aus und ihrer Weltweiſen Leben war ihnen wichtiger als ihr Syſtem. Wo eine Wiſſenſchaft oder Kunſt unverholen von dem Geiſte der Zeit aus- und auf das Bedürfniß der Zeit zurückgeht, da iſt ſie ihrer Wirkſamkeit ſicher und kann die höchſten Zwecke in ſich vollkommener befriedigen, als in der Abſonderung und Iſolirung."

Nur da, wo Gervinus von der zur Herrſchaft gelangten Idee zu der noch ringenden übergeht, wird er etwas unſicher. Idealiſt, ſo weit die Geſchichte der Idee nachkommt, verläßt er dieſe Anſchauungsweiſe, ſobald es darauf ankommt, der Idee zu folgen, wo ſie der Geſchichte vorgeht. Damit kommt die Wiſſenſchaft in der Gegenwart am allerwenigſten durch. Wir deuteten ſchon oben auf dieſe Einſeitigkeit hin und ſie tritt noch

Digitized by Google

mehr da hervor, wo Gervinus darauf eingeht, was die Gegenwart will. Er ſieht z. B. ein, daß, wenn die an der Spitze des Staats Stehenden einem Gedanken, mag er Preßfreiheit oder Redefreiheit oder Volksvertretung ſein, ſich widerſetzen, ſie ſich den gefährlichſten, den unmittelbarſten Kräften der Menſchheit widerſetzen, die ihnen die unfehlbarſte Gefahr bringen. Sodann ſpricht er aber nur von der Wirklichkeit oder Möglichkeit der Verwirklichung ſolcher im Volke webender Ideen, verzichtet aber, auf ihre Nothwendigkeit zu beſtehen, die oft ſchon eingetreten iſt, wenn ſelbſt noch jahrelanger Kampf Statt finden ſollte. Er fällt damit von der Philoſophie ab, die dieſe Nothwendigkeit zu vertreten hat, und ſpricht wohl gar von leerer Syſtemmacherei, an deren Stelle doch längſt inhaltsreiche Syſteme getreten ſind.

Dennoch iſt Gervinus ein ganzer Radikaler. Und trotz dem, daß er gegen den Liberalismus faſt eben ſo vornehm thut wie Dahlmann, iſt er ein Mann, der die Freiheit mit ganzer Seele liebt. Zwar ſieht er Jean Paul als „den großen Propheten des neuen, werdenden Weltreichs, der Menſchheitsrepublik und den Träger des chriſtlichen ſentimentalen Reichs der Liebe und AllEinheit etwas über die Schulter an und hat Recht inſofern, als wir uns immer knapp zwiſchen letzter Vergangenheit und nächſter Zukunft halten müſſen, um im weiten, unendlichen Strom der Geſchichte unſern Platz auszufüllen; Recht hat er, indem wir uns aus dieſer Kosmopolitie zurückziehen müſſen in das Germanenthum, um recht gedrungen und körnig und energiſch den noch unergründeten Reichthum unſerer Nationalität auszubeuten: aber Gervinus hat Unrecht, ſofern der Gedanke des chriſtlichen und Jean=Paulſchen Liebesreichs in der Poeſie und im Leben erſt ſeiner ganzen Weite nach ausgeſprochen ſein wollte und vorhergehen mußte, ehe Gervinus ihn negiren und die Zeit ſich in ihm beſchränken konnte, und Unrecht hat er, inſofern eine Zeit kommen muß, wo die Forderungen derer, welche jetzt als eifrige Patrioten auf der äußerſten Linken des wiſſenſchaftlichen Parlamentshauſes ſitzen, ganz rechts hinübergerückt ſein werden, ſo daß eine neue Linke opponiren wird, die unter veränderter Umgebung jenem vorläufig abgelehnten Kosmopolitismus wieder näher rückt. Und ſo iſt

auch Börne von Gervinus zum Theil ungerecht behandelt, was ihm, dem letztern, viele Gegner gemacht hat. Er hat zunächſt allerdings nur die pariſer Briefe im Auge; wir glauben aber, daß er auch die übrigen Schriften nicht glimpflicher behandelt haben würde. Hier hat Gervinus aber die öffentliche Meinung gegen ſich, die in der Gegenwart immer mehr bei der Beurtheilung eines Schriftſtellers, namentlich Journaliſten in Betracht gezogen werden muß, da er ſich zu derſelben ſtets als handelnde Perſon eines großen Dramas verhält und gewiß eben ſo ſehr von ihr bedingt wird, als er auf ſeine Umgebung hinauswirkt. Das iſt die ganz eigenthümliche Stellung Börne's, daß ſeine kleinen, beſcheidenen Aufſätze, wie ein Volkslied dem Gedanken, welcher aller Welt auf der Zunge ſchwebt, das Wort leihen. Börne iſt keineswegs ſo unpatriotiſch, wie Gervinus meint. — Indeß kann auch eine Ungerechtigkeit der Wahrheit nicht ſchaden; dieſe ſtirbt nicht ſogleich an einer Recenſion und hilf dir ſelber! muß man ihr ſchon zurufen.

Wiederholt nun Gervinus ſeine Anſicht über den Verfall der deutſchen Nationallitteratur noch in ſeiner Dedication des vierten Bandes ſeiner Litteraturgeſchichte an Dahlmann und am Schluß des ganzen Werks, ſo meinen wir doch, daß er, wenn er auch in Bezug auf die jüngſte Litteratur zum Theil Recht hat, dennoch die Zukunft ihr nicht hätte abſchneiden ſollen. Die Litteratur mußte ſich erſt beſinnen, ſuchte einen neuen Durchbruch, irrte, wurde verſchlagen und findet jetzt dennoch den richtigen Weg. Gervinus hat es verſchmäht, auf dieſe jüngſten Erzeugniſſe, die trotz des Weltſchmerzes, der Zerriſſenheit, der „Heautontimorumenie", doch viel Schönes, Geiſteskräftiges, Zeitbewegendes bieten, näher einzugehen. Indeß hat ſein Widerwille eine Beimiſchung von jener Verachtung, die allenfalls einem Dichter, wie Göthe, keineswegs aber dem vorurtheilsfreien Hiſtoriker anſteht. Iſt in der Gegenwart auch viel Schwaches, ſo iſt darin doch nicht Alles ſo verworfen, wie Gervinus annimmt. Wer wären denn die Schriftſteller, deren Geſchäft es „wie das jener verzweifelten Litteratur der franzöſiſchen Romantik wäre, das Häßliche, Abſcheuliche, Grauſame, mit der ganzen Sippſchaft des Verworfenen ins Unmögliche zu überbieten?" Das Schlimmſte, was man dem jungen

Digitized by Google

Deutſchland vorwerfen könnte, würde Frivolität und Genieſucht ſein; auch die iſt endlich überwunden; und wenn Gervinus es ſelbſt ausſpricht, wie uns ein junges Deutſchland noth thut, ſo klingt es doch gar zu ſehr nach Menzel'ſcher Loyalität, wenn er hinzuſetzt, dieſer ſchöne Name ſei zu einem Ekelnamen gemacht worden. Woran lag es, daß jene ſtrebſamen Köpfe auf manche Irrwege geriethen? Wahrhaftig nicht an ihnen ſelbſt allein! — Gervinus wünſcht dem Vaterlande große Geſchicke: da ſtimmen wir mit ihm überein. Er erwartet einen neuen Luther: wir erwarten mehr von dem Beiſpiel der Nationen. Die Poeſie kann aber nicht warten, bis ihr von der Politik Luft geſchafft iſt; ſie muß ſelbſt den Kampf beginnen und hat ihn, um nur einen zu nennen, in Herwegh glänzend eröffnet. Georg Herwegh hat in ganz Deutſchland, ſogar an der Leine einen ſolchen Anklang gefunden, daß ihm auch Gervinus ſeinen Beifall nicht verſagen wird: das iſt der moderne Heinrich Heißſporn, während am Schluſſe jener Dahlmannſchen Dedication nur erſt der alte ſo zürnend aufbrauſt. Wie weit aber die Dichter mit ihrer „politiſchen Satire" kommen würden, haben wir an Hoffmann von Fallersleben und an Dingelſtedt ſchon geſehen. —

Daß Gervinus Göttingen verlaſſen, iſt für dieſes, wie ſchon geſagt, unſtreitig der herbſte Verluſt; für die Wiſſenſchaft iſt es ein Gewinn. Wenn dieſe ſich im ſtaatlichen Verbande nicht frei bewegen kann, ſo muß ſie zunächſt heraustreten. Gervinus kann jetzt die Entfeſſelung von allen ängſtlichen Rückſichten um ſo entſchiedener benutzen, um die ächt demokratiſchen Grundſätze, die Poeſie und Leben wieder verſchwiſtern werden und die in der Einleitung des vierten Theils der Litteraturgeſchichte auf ſo höchſt geiſtreiche Weiſe und bei aller Ferne der Beziehungen doch ſo nahe gelegt und ſo ungezwungen ausgeſprochen ſind, deſto energiſcher weiter zu entwickeln. Und da möchten wir den ſonſt ſo vorurtheilsfreien Mann gern noch an Eins erinnern. Er nehme ſich der Journaliſtik wieder an. Warum hier nur von leſendem Pöbel ſprechen? Sein im Jahre 1835 gegründetes Journal machte kein Glück, weil darin zu viel gelehrte Ariſtokratie herrſchte. Die Gelehrten dürfen jetzt nicht mehr bloß für Gelehrte, ſondern für die Gebildeten ſchreiben wollen; denn ſonſt fallen wir in das alte Kaſtenweſen immer

wieder zurück. Wir wiſſen wohl, das ſpecifiſche Gewicht eines flüchtig vorübergehenden Journalartikels iſt höchſt gering gegen Gervinus' Bücher gehalten. Wer aber ein ächter Freund des Volks iſt, muß auch die Stellung des fliegenden Blatts anerkennen, das trotz aller Mißhandlung, die es erfährt, unabläſſig die Gedanken, welche die Zeit bewegen, in glücklichem Wechſel, in raſcher Kürze mit der bewußten „Aufdringlichkeit der Wahrheit" zu verbreiten ſtrebt. Wo die Umſtände der Freiheit auch nur ein Häkchen bieten, da muß die Debatte gleich eingreifen. Das kann ſie nicht, wenn erſt ein Buch geſchrieben werden ſoll. Das Buch dringt erſt nach Jahr und Tag durch; das Journal kann aber ſogleich aufräumen und den Weg anbahnen. So lange wir in Deutſchland keine Preßfreiheit haben, ſo lange kann die Journaliſtik freilich keine Macht werden; erlangen wir dieſe aber, ſo kann die Preſſe ſchon die Debatte einer zweiten Kammer allenfalls vertreten. Doch muß man auch die beſchränkte Freiheit ſchon ſo viel wie möglich benutzen, um es zu der unbeſchränkten zu bringen, und wir meinen, es müßte ſich auch jetzt ſchon weit mehr ausrichten laſſen, als ausgerichtet wird, wenn ſich Männer, wie Gervinus und Dahlmann in ihrer jetzigen ganz dazu gemachten Stellung der wiſſenſchaftlichen Journaliſtik mehr annähmen nnd hier mit ihrem, bis tief ins Volk gefeierten Namen ebenſo tief, tiefer als ihre Bücher dringen, zu wirken ſuchten. Sie würden der Intelligenz und der Freiheit unendliche Dienſte erzeigen können. —

Als nach Dahlmann's und Gervinus' Entfernung Göttingen von Hiſtorikern gänzlich verlaſſen war, wurde Havemann ſpeciell für braunſchweig-lüneburgſche Geſchichte hierher berufen. — Wilhelm Havemann wanderte von der Univerſität ins Gefängniß wegen Theilnahme an burſchenſchaftlichen Verbindungen. Er benutzte die ihm ſo gewordene Muße zu hiſtoriſchen Studien; hielt nachher in Hannover öffentliche Vorleſungen über vaterländiſche Geſchichte, erwarb ſich dadurch Gönner und ward Lehrer am Pädagogium zu Ilfeld. Er hält gegenwärtig außer ſeinen Vorleſungen über die Geſchichte, deren Nominalprofeſſor er iſt, Vorträge über die Geſchichte des Mittelalters, der letzten drei Jahrhunderte, der franzöſiſchen Revolution. Seine Vorträge ſprechen die akademiſche Jugend an, indem ſie ſich durch

Digitized by Google

Klarheit und Gewandtheit auszeichnen, Forſchung beurkunden, eine offne und ehrliche Geſinnung und ein für ächte Humanität ſchlagendes Herz bewähren. Nur Eins haben wir auszuſetzen. Man merkt es Havemann noch an, daß er einſt vor hanöverſcher Nobleſſe redete, die lebhaft unterhalten ſein, die Vorträge ſchön finden, über ihren Inhalt hinwegſchlüpfen wollte. Zu viel Rhetorik iſt in den Vorträgen, zu viel Effect erſtrebende Haſt. Wir unterſcheiden davon noch gar ſehr die lebhafte Theilnahme des Redners an ſeinem Stoffe, den ſorgfältigen Ausbau des Details, die hiſtoriſche Dialektik, die durch leichte Gruppirung der Thatſachen, prägnante Zeichnung der Charaktere und ſcharfe Nachweiſung des pragmatiſchen Nexus, der leitenden Ideen, der Beziehungen zur Philoſophie der Geſchichte den Zuhörer ſowohl für die Sache ſelbſt, als für die Auffaſſung (nicht ſo ſehr Darſtellung) derſelben zu intereſſiren weiß. Havemann arbeitet ſich ab; iſt beſtändig in Pathos, erzählt mit demſelben Enthuſiasmus, daß Karl XII. von Schweden nie ſeine Stiefeln ausgezogen habe, außer wenn ſie beſohlt werden mußten, womit er über die Sitzungen der franzöſiſchen Nationalverſammlung und die Reden Mirabeau's berichtet. Das beunruhigt den Zuhörer, der ſelbſt an die Sache tritt und eignes Nachdenken in den Verfolg der Darſtellung flechten möchte. Wo die Gegenſätze nicht ſo ſchroff, wie wir ihn geſtellt haben, da iſt bei ſolcher dauernden Aufregung die Haupt- und Nebenſache nicht ſo ſchnell zu unterſcheiden. — Havemann's Hauptwerk iſt ſeine „Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg für Schule und Haus,“ ein populäres Werk alſo, worin er, wie die Vorrede ſagt, zuſammenfaßt, „um zu ergötzen, zu ſpannen, die Neigung zum Weiterleſen zu erwecken, ohne die Treue zu verletzen.“ Das Princip iſt damit freilich nicht ausgeſprochen; indeß iſt das Buch nicht ohne Quellenſtudium geſchrieben; viel Seltſames aus den Chroniken, manche Schönheit aus altdeutſcher Sitte, Kunſt, Poeſie iſt herangebracht; Abenteuer und Anekdoten in Menge; aber auch das Streben, überall das Volksthümliche, Hochherzige, Gerechte, Freie den Gemüthern nahe zu bringen, iſt nicht zu verkennen. Panegyrik bleibt nicht aus; doch iſt ſie weniger einſeitig welfiſch, als Raumer's Hohenſtaufen ghibelliniſch ſind. Nur das innere Leben des Volks, der Städte und

Digitized by Google

Städtebündniſſe, die ihre Gerechtſame gegen Pfaff und Fürſt zu wiederholten Malen ſiegreich zu vertheidigen wußten, hätten gründlicher berückſichtigt werden können. Die Reformationsgeſchichte, die gerade in dem hier behandelten Bereich ſo tief in alle Verhältniſſe des Lebens eingriff, ſcheint uns der mit der meiſten Sorgfalt abgefaßte Theil des Werks, das dann bis zum Jahre 1815 fortgeführt iſt. Man kann es dem Werke ſelbſt natürlich nicht zum Vorwurf machen, daß es hier ſchließt. Indeß drängt ſich uns bei dieſer Gelegenheit ein Gedanke auf, den wir nicht unterdrücken wollen. Die meiſten unſerer deutſchen Geſchichtswerke, ſowohl der Univerſal- als Specialgeſchichte ſchließen mit dieſem Jahre ab, als ſei nachher der Fluß der Ereigniſſe plötzlich, wie Röhrenwaſſer, ausgeblieben; als ſei über das Thun und Nichtthun des folgenden Friedens nichts mehr zu berichten, als müßten die Ereigniſſe erſt gehörig kalt und alt geworden ſein, ehe ſie die hiſtoriſche Bearbeitung vertrügen! Hat ſich der Leſer darum durch faſt zwei Jahrtauſende, durch Völkerwanderung, Kreuzzüge, dreißigjährigen Krieg und den Krieg gegen die Fremdherrſchaft hindurchgewunden, um nachher namentlich in der Specialgeſchichte gar nichts über die Zuſtände, welche ſein ganzes Sein ſo ſehr bedingen, über die Intereſſen der eigenen Regierung und Mitbürger, über die eigenen Pflichten und Rechte vom Standpunkte unparteiiſcher Forſchung aus zu erfahren? Es will uns ſcheinen, als wenn Havemann in Bezug auf die Gegenwart reſignirt hätte. Wir wollen mit ihm, der viel gelitten hat, nicht rechten. Indeß haben ſeine beiden kleineren Schriften, die er als Profeſſor über zwei wenig hervorragende Perſonen des Reformationszeitalters geſchrieben hat, nur karge Bedeutung für das lebende Geſchlecht. Sie ſind mit mühſamem Quellenſtudium ausgearbeitet, aber es liegt wenig daran, ſolche kleinliche Perſönlichkeiten und Haushaltsangelegenheiten zu wiſſen, wie ſie von der Herzogin Eliſabeth z. B. erzählt werden. Die „Mittheilungen aus dem Leben von Michael Neander“ (XVI. Jahrhundert) ſind ein recht trauliches Büchlein, doch meiſt nur von Lokalintereſſe.

Als Welcker 1819 einem Rufe nach Bonn gefolgt war, wurde Karl Otfried Müller, Lehrer am Gymnaſium zu Breslau, nach Göttingen berufen. Er war der Lieblingsſchüler

Böckh's und Buttmann's geweſen und hatte durch ſein Aeginecticorum liber ſich als ſelbſtforſchender Gelehrter gezeigt. Im Jahre 1820 erſchien ſein erſtes, die Geſchichte helleniſcher Stämme und Städte eröffnetes Hauptwerk über Orchomenos und die Minyer. Er verbreitete über dieſes merkwürdige Volk (in gewiſſer Beziehung die Normannen der helleniſchen Heldenzeit) ein früher nie geahnetes Licht, und entwarf mit combinatoriſcher Kraft und kritiſcher Schärfe aus jenen alten Mythenkreiſen ein lebensvolles Bild ſeiner Urgeſchichte, ſeiner Macht und Auflöſung, in gelegentlichen Epiſoden auch andere dunkle Partieen derſelben beleuchtend. (Unter andern vindicirte er hier zuerſt den Athenern die ihnen früher auf die Auctorität einer zweideutigen Stelle beim Platon abgeſprochene Autochthonie.) Dieſes Buch, welches durch Fülle des Wiſſens, Reife und Beſonnenheit des Urtheils einem gelehrten Greiſe Ehre gemacht hätte, während in dem freien, kühnen Gedankenfluge die rüſtige Jünglingskraft des Verfaſſers ſich offenbarte, legte Grund zu ſeinem bald zur Berühmtheit ſich ſteigernden litterariſchen Rufe. Die Geſchichte der Dorier folgte bald. Denn ihm, dem kritiſchen Lynkeus, waren die dunkelſten, jungfräulichſten oder in ein zähes Gewebe inveterirter Irrthümer und Vorurtheile gehüllten Stoffe die liebſten Gegenſtände der Unterſuchung. Dies war allerdings der Hauptgrund, warum er die Geſchichte der Dorier den ſchon gründlicher und vielſeitig behandelten Joniern vorzog. Indeß erſcheint ſeine Vorliebe für jene, gleichſam durch ſeine Forſchungen wiedergeborenen Dorier doch auch nicht ſelten als Parteilichkeit, was um ſo klarer wird, wenn er ſich direct gegen die demokratiſchen Inſtitutionen Athens, z. B. bei Gelegenheit der Auflöſung des privilegirten Gerichtshofs des Areopag erklärte.

Als Jüngling trieb ihn jener Drang, das Dunkel zu erhellen, ſich in aſiatiſche Studien zu verſenken, doch bewogen ihn (wie ein ehrenwerther Gelehrter, ſein Jugendfreund, in einer anziehenden Notiz über ſeine akademiſchen Jahre berichtet) bald eigene beſſere Ueberzeugung, wie auch wohl Böckh's Einwirkung, ſeine Kräfte Griechenland ungetheilt zu erhalten.

So ſehen wir ihn denn auch in ſeinen mythologiſchen Forſchungen den von Creuzer eingeſchlagenen Irrweg orientaliſcher Symbolik vermeiden, den helleniſchen Mythos, wie er ſich in

Digitized by Google

den verſchiedenen Culten, in den ſamothrakiſchen, eleuſiniſchen und andern Myſterien geſtaltete, auf ganz analoge Weiſe wie Strauß die Entſtehung des chriſtlichen Dogma darſtellte, deduciren. Ja Strauß iſt offenbar, wie ſeine Hinweiſungen auf Müller's Prolegomena der Mythologie beweiſen, durch Müller in ſeiner Idee befeſtigt und hat den von ihm in der Nachweiſung über die Bildung griechiſcher Mythe eingeſchlagenen Weg auf chriſtlichem Gebiete weiter verfolgt. Wir meinen mit Recht, da uns Bruno Bauer ſchwerlich wird überzeugen können, daß Homer und Heſiod den Griechen ihre Götter mit Selbſtbewußtſein gemacht haben, wie er es von den Evangeliſten nachzuweiſen ſucht.

Bei alle dem war Müller mehr für Erkenntniß der plaſtiſchen Kunſt, des äußern Lebens, als für Erkenntniß der griechiſchen Speculation geſchaffen. Hier fehlte ihm offenbar der Durchgang durch die geſammte Philoſophie, um mit ihren neueſten Retaten an ihre älteſten Anfänge zurückzugehen. Wir läugnen aber damit keineswegs, wollen es im Gegentheil entſchieden ausſprechen, daß er überall der unübertroffene Meiſter war, wo es auf die Vergeiſtigung des Sinnlichen, das Weſen der griechiſchen Kunſt ankam. In der Archäologie der Kunſt ſtand er anerkannt am höchſten unter allen Mitſtrebenden. Raoul-Rochette hat ſein Handbuch der Archäologie für das einzige brauchbare erklärt und danach ſeine Vorleſungen gehalten. Bei geringem äußern Umfang zeigt dies ſein Werk die reichſte Fülle eigener Forſchungen und dabei faſt noch mehr unſchätzbare Winke für Selbſtforſchende. Seine mit Karl Oeſterley begonnene Sammlung von Abbildungen antiker Monumente, und ſeine zahlreichen, dieſen Zweig der Wiſſenſchaften berührenden Monographieen ſind eben ſo viel bleibende Denkmäler eines in das Zeitalter des Perikles nicht mühſam einſtudirten und unſicher umhertaſtenden, ſondern dort wahrhaft einheimiſchen, ſich frei bewegenden Geiſtes. Von zunächſt archäologiſcher Bedeutung iſt auch ſein umfangreiches Werk über die Etrusker, das ihm zugleich als Forſcher in der Geſchichte Italiens neben Niebuhr einen ehrenvollen Stand ſichert.

Noch entſchiedener aber als in allen ſeinen Schriften offenbarte ſich ſein Zuhauſeſein im Alterthume in ſeinen Vorleſungen.

Digitized by Google

Ein ungekünſtelter, mit klarer und inniger Anſchauung in Wechſelwirkung ſtehender Enthuſiasmus für die Kunſtſchätze des Alterthums, die er in Abgüſſen und andern Copieen vorzeigte und erläuterte, ſprach ſich nicht nur in Worten, ſondern im ganzen Ausdruck, ſelbſt in der Mimik der Rede aus und riß die Zuhörer zu unwillkürlicher Begeiſterung hin.

Faſſen wir Otfried Müller's Wirkſamkeit als Schriftſteller und akademiſcher Lehrer zuſammen, ſo müſſen wir ſagen, daß es erſt ſeinem helleniſch-ſchöpferiſchen Geiſte gelungen iſt, den Schlußſtein an das Gebäude zu legen, welches Heyne durch das Studium der Antike, wie durch Begründung einer geiſtdurchdrungenen, zu gleicher Zeit auf äſthetiſchem Wege von Winkelmann vorbereiteten Archäologie der Kunſt begründet, und gegen die, in eitel Grammatikaliſchem ſtarrende, holländiſche Philologie und ihre zu todter Buchſtabenweisheit herabgewürdigte Gelehrſamkeit aufgebaut hatte. Seinem raſtloſen Forſchungseifer, ſeiner oft an Dichter- und Sehergabe grenzenden Anſchauungskraft gelang es, der Entwicklung und dem Fortgange des Menſchengeiſtes, wie er ſich bei den Hellenen in Mythos und Geſchichte offenbarte, mit der Wünſchelruthe ächter Kritik in der Hand auf den Grund nachzuſpüren. Durch die Dunkelheit und Verworrenheit der Quellen mehr angelockt als zurückgeſchreckt, wußte er das Gegebene mit Leichtigkeit zu beleuchten, zu ſichten, zu ordnen, ſcheinbare Widerſprüche in Einklang zu bringen, aus früher unbeachteten, dem Blick des gewöhnlichen Forſchers entſchlüpfenden Andeutungen die überraſchendſten Reſultate zu ziehen. Seine eigenen Hypotheſen empfehlen ſich eben ſo ſehr durch Einfachheit und Klarheit, als durch Scharfſinn ſeiner Combination, innere Harmonie und Folgerichtigkeit.

Er ſuchte die Philologie in einer innigen Verſchmelzung der Archäologie der Kunſt, der Mythologie und der Geſchichte, wie der Sprachwiſſenſchaft zu höherer Vollendung zu heben. Aber was er ſuchte, war doch immer nur das Große einer erſtorbenen Vergangenheit, die er ſich nur durch die Phantaſie näher rückte, die im Leben und Wirken von ihm vergeſſen werden mußte. Denn alles dies Verſenken in den Genius des Alterthums bringt es nur zu einem Selbſtgenügen und Vergnügen an den Dingen, bleibt aber ein Wiſſen, das nie Können wird.

Digitized by Google

Wie ſehr auch Müller in ſeiner Wiſſenſchaft lebte und webte, der Ruhm, dieſelbe ins Leben einzuführen, unſeren modernen Gedankeneinrichtungen, unſerm heutigen Trachten und Schaffen, das ihm als Ideal vorſchwebende helleniſche Leben praktiſch einzubilden, hat er nie in Anſpruch nehmen können, nie in Anſpruch nehmen wollen. Jenes, den olympiſchen Göttern, aber keineswegs den Menſchen geziemende Selbſtgenügen, bei der innern Anſchauung dieſes Ideals, genügte ihm. Das aber eben iſt der Fluch aller rein empiriſch eleganten Studien, daß ſie die Kluft des Wiſſens und Wollens erweitern, ſtatt ſie auszufüllen, daß ihr Wiſſen ein anderes iſt, als ihr Leben ſelbſt, daß ſie die Durchdringung jener ſchönen vergangenen Zuſtände ſchon für das Höchſte halten und nicht allein ſelbſt auf die ſchöne That verzichten, ſondern ſie, wenn nicht für überflüſſig, doch für unmöglich halten. Jedenfalls geſchieht Müller zu viel Ehre, oder im Geiſt derer zu ſprechen, die ihn etwa als würdigen Guelphenritter vertreten wollen, ſchreiendes Unrecht, wenn man ihn zu einem Heros liberaler Ideen machen will *). So gern ſeine Phantaſie am Schreibtiſche und auf dem Katheder in der, in ihren mannigfachſten Geſtaltungen ihm offen vorliegenden Griechenwelt ſich erging, ſo freudig ſein edler Geiſt an dem olympiſchen Feuer eines Pindar und Aeſchylos ſich erwärmte und es in die Bruſt empfänglicher Schüler überzutragen ſtrebte, und ſo gern er auch Sculptur und Architectur des Alterthums hätte erſtehen ſehen mögen, ſo gern er ſelbſt in Bauwerken den griechiſchen Styl ſich wieder verkörpern ſah**), ſo befand ſich gleichwohl ſein ganzer Menſch als göttinger Hofrath und Profeſſor in den glücklichſten häuslichen und amtlichen Verhältniſſen zu wohl, als daß er geneigt geweſen wäre, durch eine bei der

---

*) Verhaßt bis zum Vorurtheil war ihm jede Deutſchthümelei à la Jahn. An einer merkwürdigen Stelle ſeiner noch in Breslau geſchriebenen Minyer beſchuldigt er die Thebaner aller „mit einem rohen Turnleben“ nothwendig zuſammenhängender Untugenden.

**) Der akademiſchen Aula und dem eigenen Wohngebäude Müller's, die griechiſch ſein ſollen, läßt ſich indeß kein Geſchmack abgewinnen, und wir möchten überhaupt in Hinſicht der Nachahmung griechiſcher Baukunſt in Deutſchland auf Gervinus' Bemerkungen über Schinkel verweiſen. Kl. hiſt. Schrr. S. 411—435.

Digitized by Google

Realiſirung der Idee unvermeidliche Oppoſition gegen Herkömmlichkeit die ſeichte behagliche Gegenwart „einem nicht zu realiſirenden," im Leben wie im Geiſte freien, helleniſchen oder ſonſtigen „Utopien" zu opfern.

Wahrhaft komiſch iſt es, wenn die göttinger Theologen ihn zu den Ihrigen in religiöſer Beziehung rechnen wollen. Dazu hatte ihn die claſſiſche Luft zu friſch angeweht. Im Grunde aber verhielt er ſich gegen die Chriſtlichkeit, wie früher ſchon einmal in dieſen Blättern bemerkt wurde, indifferent. Die Religion als ſolche war ſeine Sache nicht. In anderen das öffentliche Leben angehenden Beziehungen war er indeß conſervativ. Und eben vermöge dieſer, den Zeitbewegungen von 1830 durchaus fernſtehenden Geſinnung erſchienen ihm die Ereigniſſe von 1837 und 1838 als revolutionäre, die Sicherheit aller beſtehenden Verhältniſſe bedrohende Eingriffe in rechtlich ſanctionirte Zuſtände und veranlaßten ihn, ſich mit den Schritten der Sieben, obgleich er ihre Proteſtation nicht mit unterzeichnet hatte, öffentlich einverſtanden zu erklären. Deshalb trat er gegen die neue Ordnung der Dinge, ſo weit er als Bürger von Göttingen und als Mitglied des akademiſchen Körpers dazu befugt war, offen und unzweideutig in Oppoſition. Als nach dem über die Sieben ergangenen Zorngericht Alles in banger Erwartung fernerer Gewalt zitterte und ſchwieg, war es Otfried Müller, der die Univerſität zu einem ihrer würdigen Verhalten ermahnte, indem er in dem bekannten, im Namen des Exprorector Bergmann ausgegebenen Programm (März 1838), deſſen Abfaſſung ihm als Profeſſor der Eloquenz und Poeſie oblag und deſſen Gegenſtand de exilii poena bedeutungsvoll von ihm gewählt war, die denkwürdige Aufforderung an ſeine Collegen ausſprach: „zu helfen, daß die Univerſität die ſchweren über ſie verhängten Drangſale glücklich, oder, wenn das nicht vergönnt ſei, wenigſtens mit Ehren auskämpfe. Denn das liege in ihrer Hand und könne ihnen, wenn ſie ſich ſelbſt nicht im Stich ließen, durch keine Unbill der Zeiten entriſſen werden."

So wenig Müller's in den engſten Schranken geſetzmäßiger Oppoſition gegen Maßregeln der Gewalt und Rechtsverachtung ſich haltendes Verfahren ein Anſchließen an die Bewegungspartei ſeiner Zeit beurkundet, ſo ſehr verdient ſeine männ-

Digitized by Google

liche Ueberzeugungstreue, welche in der Atmoſphäre der engherzigſten Selbſtſucht und Poltronnerie ſich bewährte, rühmende Anerkennung und ward auch von abſolutiſtiſcher Seite als ein Hinneigen zu revolutionärer Vermeſſenheit ungnädig vermerkt. Die Unluſt an der jetzt in Göttingen emporſprießenden Saat feindſeligen Mißtrauens, offenen und geheimen, die ſo hochgeprieſene Ruhe und Einförmigkeit des wiſſenſchaftlichen Lebens ſtörenden Haders war es wohl hauptſächlich, was Müller's längſt gehegten Plan zu einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach Italien und Griechenland zur Reiſe brachte. Das Ergebniß derſelben iſt leider weltbekannt, ſein Haupt liegt an den Ufern des Kephiſſos gebettet, Göttingen iſt einer unerſetzlichen Zierde beraubt.

Von einem, Müller öffentlich gemachten Vorwurfe können wir ihn nicht befreien, dem, daß er Mittelmäßigkeit nach Göttingen gezogen und protegirt habe. Das offenbart ſich nach ſeinem Tode nur zu deutlich.

Müller's Stelle iſt bis jetzt unbeſetzt. Archäologie lieſt ſtatt ſeiner der Dr. Wieſeler, deſſen Tüchtigkeit gerühmt wird und dem wenigſtens das zur Empfehlung gereicht, daß er nicht, wie Andere, von Müller hervorgezogen und protegirt ward, daß er es ſogar wagte, Müller's Anſicht über die Eumeniden des Euripides noch bei deſſen Anweſenheit in Göttingen zu bekämpfen. Wir haben zunächſt von ihm die Reſultate einer Reiſe durch Holland und Belgien zu erwarten, deren reiche Muſeen und Kunſtſchätze er kürzlich ſtudirte.

Als Hinterſaſſen Otfried Müller's ſind die Profeſſoren von Leutſch und Schneidewin zu betrachten, die ſich jedoch weniger auf ihres Lehrers univerſelle und archäologiſche Forſchungen, als auf die linguiſtiſche Erörterung der Claſſiker einlaſſen. Sie ſtecken noch voll von Redensarten, als ſei das helleniſche Alterthum die Blüthe aller Cultur, auf die wir immer und immer zurückgehen müßten, und wollen nichts von den Beſtrebungen der Gegenwart wiſſen; ſie finden aber ſelbſt die Schätze jenes großartigen Geiſtes keineswegs in jenen umfaſſenden Verhältniſſen von Verfaſſung, Geſetz, Leben, Kunſt, ſondern in einzelnen Wortgefügen, Parallelſtellen und Partikeln. v. Leutſch hat eine 104 Bogen faſſende griechiſche Metrik geſchrieben, die ihre Ausdehnung durch den Abdruck aller bezüglichen Citate er-

Digitized by Google

hielt, ſonſt nur dürren Schematismus bietet. Schneidewin hat manches Kritiſche edirt und Conjecturen ſind ſein Hauptvergnügen. Er eifert gern gegen ein fabelhaftes junges Deutſchland, zu dem er Alle rechnet, die noch nichts geleiſtet haben, und wozu er darnach merkwürdiger Weiſe ſelbſt gehört. — Beide Herren leiten das philologiſche Seminar, worin, wie man hört, ein fürchterliches Latein geſprochen und Claſſiker interpretirt werden.

Hoeck hat ſeine praktiſche Thätigkeit beſonders der Bibliothek zugewendet. Er hält wenig Vorleſungen. Seine litterariſchen Arbeiten befaſſen das claſſiſche Alterthum und zeigen alle einen verſtändigen Pragmatismus, verarbeiten den fleißig-geſammelten Stoff zu einem klaren Bilde, ohne gerade viel neue Gedanken in die Welt zu fördern. So Hoeck's Creta. Sein neueſtes Werk iſt die Geſchichte Roms vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Conſtantin. Der Verf. nimmt darin beſondere Rückſicht auf die Verfaſſung und Verwaltung des Reichs und hat in der bis jetzt erſchienenen erſten Abtheilung des erſten Bandes in prägnanter Kürze ſchon ein recht klares Bild von dem in der Staatskunſt ſo großen Volke gegeben, deſſen freie und volksthümliche Inſtitutionen ſelbſt im Verfall noch ihre Gediegenheit beurkundeten, und ſelbſt weit in die Kaiſerherrſchaft hinein der Nation noch immer die Vortheile der einſt ſo feſten und ſtarken Republik gewährten. Hoeck hat die einzelnen Charaktere eines Pompejus und Cäſar, eines Cicero, Antonius, Octavian in ihrer ſo ſcharf markirten Individualität nicht gezeichnet, was ſelbſt bei dem Hauptaugenmerk des Buches nicht überflüſſig geweſen ſein würde; indeß entwickelt er in raſcher Schilderung das ganze Gewebe der Bürgerkriege ſo in's Detail, daß man leicht einſieht, wie außerordentlich die Perſönlichkeiten waren, die ſich hier an die Spitze eines in der Oeffentlichkeit über ſeine Angelegenheiten aufgeklärten Volkes zu ſchwingen wußten. Mehr läßt ſich, bevor das Ganze vollendet iſt, nicht ſagen.

G. H. Bode iſt, nachdem er aus einer ſehr vortheilhaften Stellung an der Akademie zu Northampton in Maſſachuſetts zurückgekehrt und England, Frankreich und Holland bereiſt hatte, ſeit 1828 ſchon Aſſeſſor der philoſophiſchen Facultät, ohne durch ſeine Vorleſungen oder Schriften etwas Durchgreifendes

auszurichten. Seine ausführliche Geſchichte der helleniſchen Dichtung hält zu ſehr den Geſichtspunkt von Ulrici in Halle ein, als daß ſie jener reichen Poeſie in einer friſchen Darſtellung wieder junges Leben verſchaffte. Durch zahlreiche Abhandlungen in engliſchen Zeitſchriften ſucht Bode die deutſche Philologie auch in England bekannt zu machen.

August Bernhard Kriſche lieſt über Geſchichte der alten Philoſophie und einzelne Werke der griechiſchen und römiſchen Denker. Er zeichnet ſich durch ein gründliches Studium vortheilhaft aus; er macht freilich keine Anſprüche auf eigenes Philoſophiren, ſtrebt aber durch genaue philologiſche Forſchung und Kritik die Schriften der Alten zu erfaſſen und ihre Gedanken auf dem ihnen eigenthümlichen Standpunkte wieder zu erkennen. Er iſt der hieſige Vertreter der neuerwachten Beſchäftigung mit Ariſtoteles, dem er vielen Fleiß widmet. Seine Vorleſungen beruhen auf der großen Beleſenheit und Quellenkunde, die ſeine „Forſchungen auf dem Gebiete der alten Philoſophie" documentiren; bei der Geſchichte dieſer letzteren kommt es ihm beſonders auf hiſtoriſche Richtigkeit an; doch hat auch er das Bewußtſein der neueren Speculation aufgenommen, die in der Reihenfolge der Syſteme die Entwickelungskette des Denkens ſieht und ſich zur Anſchauung eines werdenden geiſtigen Organismus erhebt. Immer aber iſt Kriſche's Thätigkeit mehr eine gelehrte, und deshalb ſind ſeine Vorträge mehr an das Heft gebunden als frei zu nennen, dabei jedoch klar und entſchieden.

Wir erwähnen noch den Dr. Theodor Benfey, der die neuere Geſtaltung der Philologie zur vergleichenden Sprachwiſſenſchaft in Göttingen allein vertritt. Mag ſein griechiſches Wurzellexikon als Grundlage der griechiſchen Grammatik auch an großer Redſeligkeit und Breite leiden und „ſich mühſam von Einzelnheiten zu Einzelnheiten fortwinden, immer den Ballaſt der Allgemeinheit mit ſich ſchleppend, und wo man des letzteren bedarf, ihn wiederholt abſetzend und uns ſtets vom Friſchen der Länge nach vorweiſend," wie Pott, der Hallenſer, daſſelbe charakteriſirt; mögen darin eine Menge unhaltbarer etymologiſcher Vermuthungen ausgeſprochen ſein: das Buch zeugt von eben ſo großem Scharfſinn als ausgebreiteten und tiefen Kenntniſſen,

Digitized by Google

wie wir dies auf Pott's unbeſtrittene Auctorität wiederholen dürfen. Benfey's Monographie über Indien in Erſch und Gruber's Encyklopädie leidet an derſelben peinlichen Breite, giebt aber reichhaltiges und gründliches Material, das denn auch neuerdings von Herrn Fr. Kolb in dem Rotteck-Welckerſchen Staatslexikon tüchtig ausgebeutet iſt. Benfey ſteht als Jude der Profeſſur fern, daß aber auch ſeine Vorleſungen viel weniger benutzt werden als ſie verdienen, iſt bei der ohnehinigen Schwäche der Lehrſtühle ſehr zu bedauern.

Daß Göttingen in Ewald einen der bedeutendſten jetzt lebenden Orientaliſten beſaß, iſt anerkannt. Da von ihm außerdem ſchon in den Halliſchen Jahrbüchern wiederholt die Rede geweſen und er noch ganz kürzlich bei der Univerſität Tübingen beſprochen wurde, ſo dürfen wir uns wohl hier um ſo eher kurz faſſen und ſeine Wirkſamkeit in Göttingen ausſchließlich hervorheben. Hier übte Ewald beſonders als Bibelausleger den bedeutendſten Einfluß, und er hatte in der letzten Zeit eins der beſuchteſten Collegien. Die ungemeine Umſicht, mit der er auf ſeinem Gebiete zu Werke geht, ſein Scharfſinn und ſeine Klarheit, womit er das Kleine wie Große behandelt, machten den Zuhörern das Verſtändniß der altteſtamentlichen Bücher ſo leicht, gaben dem Nachdenken immer einen ſolchen Reichthum eigenthümlicher Gedanken und ſtellten den Inhalt der Bibel, ohne ſie aus der Reihe rein menſchlicher Bücher hervorzuheben, in ein ſo hohes, ehrwürdiges und zugleich mildes Licht, daß Viele ihn als den einzigen göttinger Theologen gelten laſſen wollten. Obwohl in ſeinen Vorträgen, ſowohl der Exegeſe, als der reſumirenden bibliſchen Theologie ſich der Grundton ſeines Strebens, die Einheit ſeines Denkens, das Ziel ſeiner Forſchung nie recht concentrirte, um ein Princip hervortreten zu laſſen, und der Punkt nie recht hervorleuchten wollte, wo Ewald bibliſche Wahrheit und rein menſchliche Wahrheit zur Einheit aufgehen ließ, ſo ſah man doch, daß er der Philoſophie nicht abhold war, ſondern im Gegentheil die Ideen der Jetztzeit auf ſich hatte einwirken laſſen; Eichhorn hatte eine zu feſte Grundlage gelegt. Die Verehrung, welche die Theologie Studirenden deshalb vor Ewald hatten, war allgemein, und wenn ihn die Nominalprofeſſoren der Theologie fürchteten, ſo war die Anerken-

Digitized by Google

nung der Jugend deſto unbedingter, oft zu unbedingt und unterwürfig, weshalb man es ſich wohl erklären kann, warum ſich Ewald in Tübingen nicht heimiſch fühlt. Denn an ſeinen Vortrag mußte man ſich wirklich erſt gewöhnen. Er hatte in allen Aeußerlichkeiten etwas Unfreies; nicht als wenn Ewald ſeines Stoffs nicht in jedem Augenblick mächtig geweſen wäre, ſondern es kam ein Etwas, man muß etwas Dämoniſches nennen, über ihn, das ſich nicht als unbefangene Begeiſterung äußerte, ſondern das im Finden des Gedankens, im Gedanken ſelbſt den Redenden faſt ſchwärmen ließ, ihn für denſelben faſt krampfhaft erregte. Die Sprache bekam ſodann etwas Unheimliches, Hohles, und der, welcher Ewald dabei vorurtheilsfrei anſah, konnte ſich bei ſeinem ſonderbaren Blick des Lächelns nicht erwehren. Dieſe prophetiſche Unruhe und Ueberſchwenglichkeit — ganz jedoch verſchieden von dem phantaſtiſchen Pochen Matthäi's — fiel in Göttingen nicht mehr auf, man hatte ſich ſchon daran gewöhnt, man trennte ſie ſchon von dem Weſentlichen der Rede; ſie mußte aber an einem fremden Orte, wo die Tradition von dem, was dahinter ſteckt, die Ueberraſchung noch nicht gebannt hatte, unangenehm auffallen. Ewald, geborner Göttinger, war eigentlich nur für Göttingen geſchaffen. Mit Allem, was mit der Fachwiſſenſchaft nicht in Berührung ſtand, mit dem Leben faſt unbekannt, wenn nicht gar feindlich gegen die meiſten ſeiner Erſcheinungen geſtimmt, ſtand er ganz außer dem Verbande der Intereſſen, welche die Totalität der Gegenwart ausmachen. Es überraſchte ihn vielleicht ſelbſt, als er ſich plötzlich bei einer politiſchen Demonſtration betheiligt ſah. Ewald's Theilnahme daran ging allerdings aus Geſundheit des Urtheils über den Eid hervor, aber daraus ausſchließlich. Die geſammte Stellung, in die er dadurch gerieth, hat er ſchwerlich ganz begriffen. Es zeugt ſein Benehmen nachher wenigſtens von wenig Menſchenkenntniß. Er hat ſich nachher in einer Broſchüre und in einer Vorrede über politiſche Dinge ausgeſprochen, unbehilflich, einſeitig; doch bleibt der gute Wille immer zu achten.

Außer Ewald vertrat noch Aſſeſſor Wüſtenfeld die orientaliſchen Sprachen; er hat aber ſelbſt nach des erſteren Abgang als Lehrer kein Glück gemacht, während er ſich als Gelehrter durch die Herausgabe arabiſcher Codices verdient gemacht hat.

Digitized by Google

Wie kläglich es mit Ewald's Erſetzung durch Redepenning beſtellt ſei, haben wir oben ſchon angedeutet; läugnet deshalb ein Freund des Letzteren, daß Redepenning für die Exegeſe des alten Teſtaments berufen ſei, ſo wäre dieſer wichtige Zweig der Theologie freilich nur noch durch Dr. Bertheau, einen Schüler Ewald's, vertreten. Bertheau's kürzlich erſchienenes Buch „über die ſieben Gruppen Moſaiſcher Geſetze in den drei mittleren Büchern des Pentateuch," welches mit hurtigem Selbſtvertrauen da Organismus gefunden haben wollte, wo die tüchtigſten Vorgänger keinen ſolchen geſehen hatten, iſt in der gelehrten Welt nicht ſehr günſtig aufgenommen worden.

Unter den deutſchen Philologen nennen wir Benecke zuerſt, der ſchon ſeit 1789 Göttingen angehört und wohl mit Recht als Vorläufer der Grimm's angeſehen wird. Er bahnte den Weg für die altdeutſchen Studien durch die Herausgabe vieler alter Handſchriften, und machte die Litteratur unſerer Vorzeit beſonders zugänglich durch die mit Lachmann beſorgte Ausgabe des Jwein und durch das mit vielem Fleiß und ſicherer Kenntniß der Eigenthümlichkeit der Sprache ausgearbeitete Wörterbuch dazu. — Außerdem iſt Benecke ein ſo tüchtiger Engländer, daß ſelbſt geborene Britten von der Correctheit und ſogar Schönheit ſeiner Ausſprache gefeſſelt wurden. Seine Hauptthätigkeit aber hat er der Bibliothek zugewendet, der er noch im hohen Alter als rüſtiger Chef vorſteht. Die göttinger Bibliothek verdient aber ihren ausgebreiteten Ruf nicht allein wegen ihrer einmaligen Reichhaltigkeit und ihres glücklichen Mangels an unbrauchbarem, verſtaubtem Papiere, ſondern auch wegen der Sorgfalt ihrer Beamten, die über den einmal angewieſenen Fonds für neu anzuſchaffende Bücher zu verfügen haben und denen nicht leicht ein bedeutendes Buch entgeht, das nicht angeſchafft würde. Dazu kommt noch die große Ordnung, die in den Sälen herrſcht, und jeder Fremde wird ſich von der Gefälligkeit der Bibliothekare überzeugen können, ſo daß dadurch der hier angehäufte Reichthum erſt ein rechter Schatz wird, indem er tüchtig benutzt und ausgebeutet wird.

Daß Jakob Grimm und ſein Bruder Wilhelm acht Jahre lang ihr Zelt auf unſerer Univerſität aufgeſchlagen hatten, können wir als mehr zufällig anſehen, wie es der Erſtgenannte auch ſelbſt

Digitized by Google

thut. Denn beider Männer Thätigkeit war weniger für das Katheder als für das Buch. Wir behaupten keineswegs, daß namentlich Jakob Grimm den Anforderungen, die an ihn als akademiſchen Lehrer geſtellt wurden, nicht Genüge geleiſtet hätte; doch erklärt er ſelbſt, daß er ſich oft in das frühere Stillleben zurückgeſehnt habe, wo er zurückgezogen, aber frei wirken konnte. Allerdings mußte man den Mann liebgewinnen, wenn er in ſeiner mittelalterlichen Einfachheit vor ſeinen Zuhörern erſchien, um ſie in ſeine Wiſſenſchaft einzuführen. Er hegt und pflegt unſere altdeutſche Mythe, Dichtung, Sitte, ganze Geſchichte, ohne ſich dafür, wie die Romantiker thun, einſeitig zu borniren; er weiß ihr den wahrhaft geiſtigen Kern abzugewinnen, und er erzählte ſo hübſch die Geſchichte der altdeutſchen Poeſie, erging und verlor ſich ſo anmuthig in dieſem Dichterhaine, und es wehte uns eine ſo belebende Waldesfriſche entgegen, daß wir die germaniſche Urkraft wieder zu ahnen anfingen, die mit dem dreißigjährigen Kriege ſo tief verſunken iſt und ſich erſt ſo ſpät wieder emporgearbeitet hat. Seine Vorträge über deutſche Grammatik geben zunächſt nur die Elemente dieſer Wiſſenſchaft. — Durch ihre Bücher aber haben die Brüder die deutſche Philologie recht begründet. Da ſind ſie es, die das geſammte Deutſchthum darſtellen, wie es ſich aus der Dunkelheit des Alterthums herausarbeitet und durch die weite Geſchichte unſers Stammes hindurchlegt und wie ein wiederaufgegrabenes Pompeji vor dem Blicke des Forſchers ausbreitet. Wenn man aber für dieſe Bücher ſchwärmt, als bildeten ſie den Kern, um den ſich Alles, was deutſch heißt, anſetzen müßte, ſo iſt man im Irrthum. Die Grimm's ſind ſelbſt am weiteſten davon entfernt, zu meinen, ſie hätten den einheitlichen Bau, ſo zu ſagen das Rückenmark der deutſchen Cultur, in ſeinem Organismus gezeigt. Ungeheure Maſſen des Materials hat Jak. Grimm angehäuft, chaotiſch noch, roh aus dem Felſen gebrochen, wenig geordnet in ſeinen Rechtsalterthümern, ſeiner deutſchen Mythologie, und denen unzugänglich, die hier nicht ſelbſt mitforſchen, ſondern Reſultate der Forſchung künſtleriſch zurechtgelegt ſehen möchten; aber deſto inhaltsreichere Vorarbeiten für den, welcher die Architektur des mittelalterlichen Denkens in ihren kühnſten Wölbungen und unſcheinbarſten Verzierungen, in ihrer ganzen Reinheit und Sicherheit

des Styls zeigen will. Möchte Jakob Grimm ſelbſt noch Zeit gewinnen, wo er dieſen Reichthum altdeutſchen Kernrechts ſyſtematiſch verarbeitete, um der Verwirklichung des Gedankens ſelbſt noch näher zu rücken, den er bei Eröffnung ſeiner Vorleſungen über Rechtsalterthümer in Berlin ausſprach, die alte deutſche Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, das Finden des Rechts durch das Volk ſelbſt dem Bewußtſein der Menſchen wieder einzuprägen. Bis jetzt haben wir erſt ſtatt der claſſiſchen Philologie eine altdeutſche, und wir haben uns hier noch mehr zu hüten als dort, darin ſtecken zu bleiben. Denn man darf nicht vergeſſen, daß Jakob Grimm ſelbſt ſein großes Werk der Grammatik als eine Vorarbeit bezeichnet. Sie iſt umfaſſend, wie noch keine Arbeit der Art, und betreibt mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen die Phyſiologie der Sprache, iſt aber noch keineswegs zu ihrer Pſychologie durchgedrungen. Ob dies überhaupt möglich, iſt eine andere Frage, der ähnlich, die ſich nach dem Sitz, nach der Werkſtatt, nach den Werkzeugen des Gedankens erkundigt. — Einen eigenthümlichen Reiz, mit allgemeiner Verſtändlichkeit verbunden, hat das Büchlein über den altdeutſchen Meiſtergeſang. Die Kinder- und Hausmährchen ſind bekannt genug. Und daß die Grimm's ihrem Kerne nach immer ächt deutſche Männer, in ihrem Sinne poetiſch, und was damit zuſammenfällt freiſinnig ſein würden, konnte man nicht anders vorausſetzen. Wer die deutſchen Urverfaſſungen, die Autokratie des Volks und die ſinnige, herzliche Religion der Germanen auch bis hinter die Zeit ihres Chriſtenthums zurück bis tief in die Eichenwälder und die frieſiſchen Ebenen verfolgte, der weiß dieſe Freiheit und Urſprünglichkeit auch heraufzuleiten bis in die Gegenwart. Wer ſich in Griechenlands oder Roms Geſchichte zurückzieht, der mag vielleicht das Vaterland vergeſſen; wer es aber, wie die Grimm's, kennt, der liebt auch ſeine Freiheit. Entfremdet ſich Jakob Grimm auch, durch Göttingen angeſteckt, der unmittelbaren Gegenwart und dünkt er ſich erhaben über alle Parteien und meint, er fühle in gewiſſen Punkten zuſammen ſowohl mit dem Liberalen, dem Servilen (!), dem Conſtitutionellen und Legitimiſten, Radikalen und Abſoluten, ſobald ſie nur nicht unredlich oder Heuchler ſind, ſo dürfen wir ihn wohl nur auf das ſtammverwandte England verweiſen, wo er

Digitized by Google

vom Werth der Partei überzeugt werden wird. Und daß wir ſelbſt da, wo wir früher beſſer waren, heute ſo ſein müſſen, wie wir ſind, können wir vom philoſophiſchen Standpunkte nicht zugeben. Wir brauchen zu dem Beſſern, in ſeinem damaligen Enſemble zumal, nicht zurückzukehren; wir müſſen es aber immer auf's Neue bilden.

Gegenwärtig lieſt ein Dr. Wilhelm Müller über Hartmann's Gedicht „der arme Heinrich"; das Linguiſtiſche iſt für Müller die Hauptſache, und der arme Heinrich entwickelt ja auch keinen ſonderlich poetiſchen Reichthum.

Es ſind hier noch die Mathematiker zu erwähnen.

Georg Carl Juſtus Ulrich, ſeit 1821 außerordentlicher, ſeit 1831 ordentlicher Profeſſor der Mathematik, iſt einer derjenigen Lehrer, die nicht über das Gewöhnliche in ihrer Wiſſenſchaft hinauskommen, die aber darum doch für den Praktiker nützlich, ja unentbehrlich ſind. Ulrich iſt zu beſcheiden, um eine andere Bedeutung in der Wiſſenſchaft in Anſpruch zu nehmen; ſein Wohlwollen und ſeine Freundlichkeit machen ihn neben ſeiner praktiſchen Nützlichkeit den Studirenden lieb.

Dr. Moritz Stern dagegen, ſeit 1829 hier Privatdocent, hat durch eine große Menge gediegener mathematiſcher Aufſätze in Crell's Journal für reine und angewandte Mathematik, durch zahlloſe Recenſionen und ein ſelbſtſtändiges Werk über populäre Aſtronomie ſich früh der gelehrten Welt als einen feinen mathematiſchen Kopf bekannt gemacht. In ſeiner Theorie der Kettenbrüche hat er namentlich das Frühere nicht nur geſammelt und geordnet, ſondern ſeinem Gegenſtande auch viele neue Seiten abgewonnen. Seiner Abhandlung über die Auflöſung der transſcendenten Gleichungen, die dieſe noch faſt gar nicht bearbeitete ſchwierige Materie auf ſcharfſinnige Weiſe förderte, wurde 1839 von der Societät zu Copenhagen der Preis zuerkannt. In dieſem Jahre gewann eine Abhandlung deſſelben über die Theorie der Zahlen in Brüſſel den Preis.

Stern intereſſirt ſich aber nicht nur für ſeine Wiſſenſchaft, ſondern zeigt für alles Höhere und Edlere, was ſich in unſerer Zeit regt, einen ſehr theilnehmenden Geiſt. Er würde unſtreitig längſt Profeſſor ſein, wäre er nicht Jude und als ſolcher im Hannöverſchen, wie ſonſt in einem Theile Deutſchlands, von der

Digitized by Google

Profeſſorſchaft excludirt. Dagegen hat ſich das Curatorium in Hannover ſeit Kurzem bewogen geſehen, ihm unter dem Namen Remuneration einen feſten jährlichen Gehalt von 300 Thlrn. zu gewähren. Ein Beiſpiel bis jetzt ohne Gleichen.

Carl Wolfgang Goldſchmidt iſt ſeit Harding's Tod (1834) als Obſervator bei der Sternwarte angeſtellt. Als ſehr gewandter Calculator leiſtet er Gauß bei großen Berechnungen treffliche Dienſte und nimmt regen Theil an den Unterſuchungen über den Erdmagnetismus. Er hat des leider zu früh hier verſtorbenen Prof. Schmid's Lehrbuch der analytiſchen Optik herausgegeben und im Jahre 1831 den Preis für Studirende gewonnen.

Durch Bouterweck's Tod war 1828 auch für die Philoſophie im engern Sinne eine Profeſſur erledigt. Daß man dem in Göttingen lebenden Chr. Fr. Krauſe dieſelbe nicht übertrug und warum dies nicht geſchah, haben wir ſchon oben angedeutet. Amadeus Wendt, 1783 zu Leipzig geboren, war, wie die meiſten der göttinger Philoſophen, von theologiſchen und philologiſchen Studien ausgegangen, hatte aber als Hofmeiſter auch einen Curſus der Rechtswiſſenſchaft durchgemacht, dann 1811 eine außerordentliche, 1816 eine ordentliche Profeſſur der Philoſophie in Leipzig erhalten.

Sein Aufenthalt in Leipzig brachte ihn in eine rührigere Stellung zur journaliſtiſchen und belletriſtiſchen Litteratur, als dies ſonſt bei Profeſſoren der Fall zu ſein pflegt. Er redigirte zwei Jahre das leipziger Kunſtblatt, dann von 1821 bis 1825 das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, in Göttingen den Muſenalmanach (in den Jahren 1830, 34 und 36), deſſen Redaction dann Chamiſſo übernahm. Er berichtete für das Morgenblatt, für die Zeitung für die elegante Welt, für die berliner und leipziger muſikaliſchen Zeitungen, ſchrieb eine ſehr große Anzahl Aufſätze für das Brockhausſche Converſationslexikon, kurz er war eben ſo ſehr Journaliſt als Profeſſor. Dies würde ihm in Göttingen eben nicht zur Empfehlung gereicht haben; allein außerordentlich fleißig wie er war, hatte er auch den Tennemannſchen Grundriß und deſſen größeres Lehrbuch über Geſchichte der Philoſophie bearbeitet, und das entſchied für ſeine Berufung.

Digitized by Google

Er war außerdem, wie man dies in Göttingen liebte, keiner beſtimmten Schule zugethan, überhaupt weniger ſelbſtdenkender Philoſoph, als Kunſtliebhaber und Aeſthetiker. Er hatte ſich ſelbſt nur zum Ziel geſetzt: „den Evolutionen des denkenden Geiſtes treu zu folgen, die Ergebniſſe der neueſten Speculationen ſelbſt in dieſem Sinne aufzunehmen und zu verarbeiten,“ wie er im Converſationslexikon von ſich ſagt.

Mit der Theologie hatte er ſich ſchon früh durch ſeine „Reden über Religion“ abgefunden, indem er den poſitiven Glauben mit der Speculation zu „vermitteln“ ſuchte und die Speculation halb und halb zur Dienerin deſſelben machte. Er legte überhaupt gegen alle empiriſchen Wiſſenſchaften eine ſehr große Hochachtung an den Tag und beruhigte ſich bei der eingeſchränkten und untergeordneten Stellung, welche der Speculation in Göttingen einmal angewieſen war. Erſt nachdem Herbart nach Göttingen berufen und ſogar zum Mitgliede der wiſſenſchaftlichen Prüfungscommiſſion für die Schulamtscandidaten ernannt war, klagte er über Zurückſetzung freier Wiſſenſchaftlichkeit. Auch mit den in Göttingen herrſchenden Perſönlichkeiten hatte er ſich bald zu befreunden gewußt; er ſprach mit der Latina lateiniſch und nahm an den Interpretationen eines alten Autors regen Antheil. Deshalb widerfuhr ihm denn auch die Ehre, Mitglied der philologiſch-hiſtoriſchen Claſſe der Societät der Wiſſenſchaften zu werden.

Hätte Wendt nur ein wenig mehr eigene Kraft beſeſſen und nicht dieſe zu große Nachgiebigkeit, dieſe ewige Vermittelungsſchwäche, ſein Einfluß hätte ein ſehr wohlthätiger für Göttingen werden können, beſonders nachdem Krauſe hatte weichen müſſen. Denn Wendt war wenigſtens kein Feind der neueren Speculation. Allein ſeine Schwäche veranlaßte ihn, dieſer nur eben die zugänglichſten, an die dermaligen Zuſtände ſich anſchließenden Seiten abzugewinnen, und dies ſagt der Jugend niemals zu.

Wendt machte den Verſuch, durch philoſophiſche Converſatoria und Disputatoria den Sinn für Philoſophie unter den Studirenden zu beleben. Allein da er dieſe von dem rein ſpeculativen Gebiet immer fern zu halten ſuchte, ſogar mit Auctoritäten hervortrat, wo er widerlegen ſollte, fand er wenig Theilnehmer.

Digitized by Google

Von mehr Erfolg waren ſeine Bemühungen für eine freiere Geſelligkeit. Er war bei Gründung und den ſpäteren Erweiterungen des akademiſchen Leſemuſeums äußerſt thätig. Eigene geſellige Gewandtheit konnte man ihm nicht abſprechen; doch hatte ſie etwas Gedrücktes und Aengſtliches, was nach dem leipziger Magiſter ſchmeckte.

Wendt's Arbeiten für die Gött. Gelehrten Anzeigen gehören zu den beſſeren, die dieſe Blätter in der letzten Zeit lieferten. Zwei Werke, in denen er ſich ſelbſtſtändiger als ſonſt zeigte, verdienen noch jetzt größere Beachtung, als ihnen zu Theil zu werden ſcheint. Wir meinen die Schriften: über die Hauptperioden der ſchönen Kunſt, oder die Kunſt im Laufe der Weltgeſchichte dargeſtellt, und: über den gegenwärtigen Zuſtand der Muſik, beſonders in Deutſchland, und wie er geworden iſt.

Daß Wendt auch noch als göttinger Hofrath fortfuhr, für die Zeitung der eleganten Welt zu berichten, z. B. über Oeſterley's Tochter Jephtha's und ſeine eigene Reiſe nach Belgien, wollte dem göttinger Hofrathston gar nicht zuſagen und erregte manches Naſenrümpfen. Wendt ſtarb am 15. Oct. 1836.

Neben Wendt lehrte noch einige Jahre Johann Friedrich Herbart. Er war ſchon 1805 Profeſſor der Philoſophie in Göttingen, trat 1808 als Kant's Nachfolger in Königsberg auf und wurde 1833 an Schulze's Stelle nach Göttingen zurückberufen. Hier ſammelte ſich anfangs eine zahlreiche Zuhörerſchaft um ihn und man ſah, daß die ſtudirende Jugend wirklich eine Sehnſucht nach Philoſophie empfand. Allein die Theilnahme nahm ſehr bald ab, da man über diejenigen Dinge, worüber man am meiſten Belehrung erwartete, gar nichts oder höchſt Ungenügendes vernahm. So große Mühe ſich Herbart auch gab, eine Schule zu ſeinen Füßen zu bilden, es gelang ihm nicht. Es blieb am Ende nur der in allen Aeußerlichkeiten correcte Vortrag, der noch Zuhörer heranzog, vielleicht auch die Kenntniſſe und Erfahrungen im pſychiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Gebiet, die Herbart ſtets mit Vortheil anzubringen wußte. Aber doch lag auf ſeinen Vorträgen ſtets eine todte Kälte, die nicht geeignet war, den jungen Gemüthern Vertrauen zu dieſer Philoſophie einzuflößen. Die in die wiſſenſchaftliche Speculation näher Eingehenden fielen, ſobald ſie

Digitized by Google

Schelling und Hegel ſtudirt hatten, in ihrer philoſophiſchen Ueberzeugung faſt regelmäßig von Herbart ab. Es blieben ihm nur die Wenigen, welche ſich von jenen Philoſophen von vorn herein abgeſperrt hatten. Die Gründe des Uebertritts ſollen hier nicht weiter erörtert werden; der Grund jener Apoſtaſie zeigte ſich aber bald beſtimmt genug darin, daß Herbart weder ſeine überſichtlichen, einleitenden Vorleſungen, noch ſeine einzelnen Disciplinen in Beziehung zu dem Geſammtgebiet der Wiſſenſchaft, namentlich zur Theologie und Geſchichte, zu bringen wußte: mit einem Wort, daß er nicht in ſeiner Zeit ſtand. Es iſt eine eben ſo abgenutzte als geiſtloſe Redensart, ſich den Wirren der Zeit zu entziehen und ſich „aus der ſchwülen Atmoſphäre des irdiſchen Daſeins“ in die ewig lichten Räume reiner Wiſſenſchaft aufzuſchwingen. Auch der ſublimſte Philoſoph, wie er aus der Zeit und aus der Weltgeſchichte hervorgeht, ſo muß er ſich auch wieder bequemen, ſich unter die Menſchen herabzulaſſen und ſeine Himmelswahrheiten an das Klima der Erde zu gewöhnen. Herbart aber iſolirte ſich. Er verkannte die Ideen, welche das Geſammtbewußtſein der cultivirten Menſchheit ausfüllen, und die im Proceß der geiſtigen Entwickelung begriffenen Wahrheiten haben von ihm keine Förderung erlangt. In Herbart lebte keine Begeiſterung für die Wahrheit und für die Menſchheit, und egoiſtiſch genug ſagte er, der Lohn der Forſchung liege in der Forſchung ſelbſt: was ſehr abſtract iſt. Warum theilt ſich die Forſchung denn mit? Warum wird der Forſcher Profeſſor, Schriftſteller, Politiker? Warum nimmt er ſeine Reſultate nicht ungeſagt mit ſich in’s Grab? Der Menſch iſt ein „politiſches Leben“, und nur in dieſer Gemeinſchaft des Lebens gelangt er zur Vernunft und zur Forſchung. Wozu er in ſeiner Einſamkeit ſich ſammelt, das iſt nur der Geiſt des Lebens; und was ihm das Leben gegeben, das muß er ihm wiedergeben. Man giebt gern zu, daß „der Philoſoph nicht mehr ſagt, als er weiß;“ man verdenkt es demſelben aber vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte eben ſo ſehr, wenn er weniger ſagt, als er weiß, oder als er wiſſen kann und wiſſen muß, wenn er alle Wahrheitsfäden, welche durch die Vergangenheit in die Gegenwart laufen, an ſich herangezogen haben ſollte. Der Philoſoph muß wie der Dichter am ſauſenden Webſtuhl der Zeit ſitzen; er muß

geſtalten und ſchaffen. Denn eine philoſophiſche Schule zu bilden, kann in der Gegenwart, wo ſich jeder beſſere Kopf emancipirt, nicht mehr heißen, Schüler erziehen, die ſich in dem vom Lehrer geſteckten Kreiſe bewegen und nie darüber hinausſchauen, nur ſeine Idee ausmünzen. Erſt wenn der Philoſoph auf ſeine Zeit hört, hört ſie auf ihn.

Ob aber Herbart's Separation conſequent war von ihm, iſt eine andere Frage. Sie lag allerdings wohl in ſeinem ganzen Weſen, in ſeiner ganzen Weltanſchauung. Denn Herbart ſuchte ſeine Hauptforce in einer zerſetzenden Skepſis, und es iſt bloße Ueberrumpelung, wenn er ſich in manchen Punkten dem Glauben ergiebt. Gegen die Skepſis an ſich läßt ſich noch nichts einwenden, indem jede Philoſophie im Kriticismus den Haupthebel ihre Thätigkeit ſucht. Auch läßt ſich nicht läugnen, wo unſer Philoſoph gegen Kant und Fichte polemiſirt, da zeigt er häufig mehr Verſtand, als wo er eigene ſelbſtſtändige Behauptung aufſtellt; da muß man ſich gar wohl vor ſeinem Scharfſinn hüten, der der Erfahrung nicht ſelten Widerſprüche nachzuweiſen ſucht, wo gar keine ſolche vorhanden ſind. Wenn er in der Metaphyſik von dem Gegebenen ausgeht, ſo fehlt ſogleich die Verbindung zwiſchen der Form der Empfindung und der Form der äußern Erfahrung. Die Annahme, daß die Eindrücke, welche uns durch die Empfindung bewußt werden, Schein ſeien, iſt willkürlich und ohne Beweis hingeſtellt. Ebenſo iſt bei der wichtigen Frage vom Sein zwar behauptet, daſſelbe gehe aus einer doppelten Verneinung hervor, aber die ſchlechthinige Einfachheit deſſelben iſt nicht nachgewieſen. Auf dieſe Weiſe läßt ſich Herbart bei der Beſtimmung des Realen, bei der Inhärenz, bei dem Problem der Veränderung, der Materie, des Ich die augenſcheinlichſten Inconſequenzen zu Schulden kommen, und mancher längſt widerlegte Irrthum taucht hier auf's Neue auf. Das einfache Reale, heißt es, kann nicht mehrere Merkmale haben; dieſe können nur aus der Verbindung mehrerer Realen hervorgehen, und doch hat das einfache Reale in der weitern Deduction plötzlich nicht allein Kugelform, ſondern ſogar Theile. Wenn Herbart die Veränderung von einem wirklichen Geſchehen abgeleitet hat, dann aber ſogleich behauptet, das Werden könne die Dinge ſelbſt nie berühren, und nun nicht weiter kann, ſo muß

Digitized by Google

Attraction und Repulſion endlich die Materie hervorbringen! — Beſonders augenfällig iſt der Irrthum, den Herbart bei dem Ich begeht; er ſieht in dem von Fichte aufgeſtellten Satze: das Ich iſt die Identität des Objects und Subjects, einen Widerſpruch, indem er in dem Sichvorſtellen des Ich eine unendliche Reihe entdeckt und das Selbſtbewußtſein in die Vorſtellung von der Vorſtellung des Vorgeſtellten ſetzt; und doch iſt es klar, daß das Ich und das Object Sich als zwei unverrückbare Poſten feſtgehalten werden können und müſſen, um auch die Vorſtellung des Einen und Andern als eine einfache Thatſache zu begreifen. Daß Herbart auch die Mathematik auf die Pſychologie anwandte, iſt ihm oft, zum Theil jedoch mit Unrecht, vorgeworfen worden. Denn wiewohl ihn die Mathematik, wie in der Metaphyſik, ſo auch hier, oft irre geleitet hat, ſo iſt es doch falſch, wenn man annimmt, er habe Kräfte durch mathematiſche Geſetze bedingen wollen; daß vorliegende pſychologiſche Verhältniſſe auf dieſem Wege in ihrer Denkarbeit weiter bloßgeſtellt werden können, hat dieſe ſogenannte mathematiſche Pſychologie namentlich an dem Verſchwinden und der Reproduction der Vorſtellungen unzweifelhaft dargethan.

Wir bemerken hier noch, daß kein Philoſoph leichter, als gerade Herbart, die Frage über die Unſterblichkeit gelöſt hat, ſo daß es unbegreiflich bleibt, warum ſich die Theologen das noch nicht zu Nutze gemacht haben. Hier hätten ſie ja eine dem Dogma ungefährliche Philoſophie! einen Gewährsmann, der bei jedem Angriff leicht vorzuſchieben geweſen wäre! Die Religionsphiloſophie ſelbſt hat Herbart nirgends ſyſtematiſch behandelt. Nur zerſtreute Bemerkungen deuten darauf hin und er, der Nichts ſagen will, was er nicht weiß, hält „das Fundament unſeres poſitiven Glaubens für vollkommen claſſiſch.“ Auch das haben die frommen Theologen nicht gewußt; ſonſt würden ſie ſich nicht begnügt haben, ihm nachzurühmen, er habe eine heilige Scheu vor der geoffenbarten Religion gehabt und habe eingeſehen, wie Philoſophie und Offenbarung zwei ganz verſchiedene Dinge ſeien. Daß Herbart aber, ſo ſkeptiſch auf eigenem Gebiete, ein Glauben, alſo nach ſeinem Ausdruck ein Fürwahrhalten **ohne** Gründe ſtatuiren mag, und die Anzweifelung unſerer Religionsurkunden **aus** Gründen, und die hier obwalten=

den Streitigkeiten unter den Theologen ſelbſt, wie er die, ſagen wir, ignoriren mag, läßt ſich eben nicht anders erklären als dadurch, daß er klug genug war, ſich die Theologen nicht zu Feinden zu machen, die ihn in ſeiner behaglichen Ruhe leicht ſtören konnten.

Ueber die Aeſthetik hatte Herbart ſehr oberflächliche Begriffe, was um ſo mehr zu bedauern, da er nicht allein die Kunſt, ſondern auch die Moral darauf bauet. Das Schöne hat bei ihm urſprüngliche Evidenz; der Begriff davon kann nicht erlernt, alſo auch nicht weiter ausgebildet werden. Das Kunſtſchöne beruht nach ihm auf Verhältniſſen, wo möglich mathematiſchen, und die Seele eines Kunſtwerks hat er nicht erfaßt. Am meiſten würde ihm noch in der Muſik Einſicht und Kennerſchaft zuzutrauen geweſen ſein, indem er dieſe ſelbſt ausübte; aber auch da ſah er kein Pathos, ſondern nur die allerdings oft berechenbaren Tonſätze. Für die Fuge war er deshalb beſonders eingenommen.

Am gröbſten verſündigt ſich Herbart übrigens an der praktiſchen Philoſophie. Sie iſt wohl nirgends unpraktiſcher geweſen, als bei unſerem Denker. Zur Geſchichte und zur Gegenwart verhält er ſich, wie ſchon geſagt, ähnlich jenem Schiffskoch bei Seatsfield, der während des entſetzlichſten Sturmes ruhig ſeine Pfanne dreht und meint, was draußen vorgehe, ſei der Steuerleute Sache. So wenig Herbart an den äußerſten Grenzen des menſchlichen Wiſſens und Denkens neues Licht verbreitet, ſo wenig thut er es in den Binnenländern der Philoſophie. Er ſieht kein geiſtiges Leben des All, und ſo hat er auch keine Idee vom Menſchheitsleben und der ganzen Verpflichtung und ganzen Berechtigung Aller und jedes Einzelnen. Kein anderer Philoſoph behauptet wohl, daß man den Begriff des Nützlichen von der praktiſchen Philoſophie ausſcheiden müſſe, „weil dem Einen leicht gefährlich werde, was dem Andern nütze: die Wiſſenſchaft liege nicht in ſo engen Verhältniſſen mit dem Menſchen, daß ſie hier Freunde, dort Feinde haben könne.“ Mit ſolcher Scheu vor der Praxis, die Ideal und Wirklichkeit ſich immer mehr durchdringen laſſen ſoll, will Herbart die Fragen des Rechts und der ſittlichen Ordnung, der Politik und der Pädagogik erörtern, und hat er ſich in der letzteren ſogar einen Namen er-

worden! Da konnte es denn nicht fehlen, daß ſeine Sätze in Allgemeinheiten zerfuhren und daß in all' dieſen paragraphenreichen Büchern kaum ein friſches, im Gemüth haftendes, anregendes, eine neue Bahn eröffnendes Wort vorfällt. Herbart ſtellt ſelbſt den Satz auf, daß der Staat ein Organismus iſt, der im Großen alle Kraftäußerungen des Individuums wiederholt; wer aber weiß, daß derſelbe Denker z. B. von Volksvertretung gar Nichts hielt, die doch allein die Einheit und Betheiligung aller Glieder annäherungsweiſe wieder geben kann: wer da weiß, wie geradezu abſolutiſch ſeine Anſicht in dieſer Hinſicht war, mit Verkennung der Entwicklung aller großen Völker, der wird bei Herbart weder eine wahrhaft wiſſenſchaftliche, noch praktiſche Staatslehre ſuchen, die das Völkerleben auch nur um Einen Schritt förderte. Herbart meinte, daß die Nationen im Ganzen ſich nie aus der Unmündigkeit herausarbeiten könnten.

Wenn deshalb Schüler Herbart's ihrem Lehrer beipflichten, der ſtets nur wenige für berufen hielt, in die tiefſten Gründe der Wiſſenſchaft hinabzuſteigen und die fortgeſchrittene Cultur als das Werk einer geringen Anzahl von Männern anſah, ſo iſt das eine Meinung, die keines großen Wortſchwalls zu ihrer Begründung bedarf. Auf Herbart ſelbſt ſoll ſie aber doch wohl keine Anwendung finden und auf diejenigen, welche dazu beigetragen haben, daß das Leben ſich in die Bücher zurückzog und daß die Bücher vom wirklichen Leben Nichts wiſſen!? Allerdings hat Herbart mehr aus den Büchern, als aus dem Leben geſchöpft, und wir erinnern uns, mit welchem Behagen er die Kantiſche Kritik der reinen Vernunft vorzeigte, um zu beweiſen, wie ſehr er das Buch zerleſen habe. Die größten Wohlthäter des Menſchengeſchlechts verſchanzten ſich aber nie feig in ihrer Bibliothek. Ein Blick auf ihr Leben beweiſt, wie ſehr ſie in der Mitte des Volkes ſtanden: auf dem Markte, auf den Bergen, im Thor redeten ſie, und die That galt ihnen ſtets, was ſie werth iſt, denn ſie wußten, daß ihr Denken und Reden That und Schöpfung war. Herbart ſchwieg aber auch da, wo ein Wort zur rechten Zeit ſich eingeſtellt hätte, ohne daß es darum die Botſchaft einer neuen Welt geweſen wäre. Gegen wiſſenſchaftliche Gegner

Digitized by Google

pflegte er ſich nicht zu vertheidigen. Schelling und Hegel ignorirte er am liebſten; nur gegen Spinoza ſuchte er in ſeinen Briefen über die Freiheit des menſchlichen Willens das Anathem zu ſchleudern, das aber nirgends in der wiſſenſchaftlichen Welt einen Eindruck gemacht hat.

Heinrich Ritter, früher Profeſſor in Kiel, wurde an Wendt's Stelle berufen, beſonders um die Geſchichte der Philoſophie zu vertreten. Sein Standpunkt iſt der philologiſche. Die Geſchichte der alten Philoſophie, die Ritter geliefert hat, iſt ſehr weitläufig und breit, ohne in das Innere der Erkenntniß einzugehen. Ritter gehört zu der Claſſe von Hiſtorikern, die wie Tennemann und Tiedemann ohne Ahnung wahrhafter Speculation die Entwicklung des Denkens zu ſchildern unternehmen; aber aller äußere Apparat der Gelehrſamkeit kann hier die mangelhafte Anſchauung des Abſoluten nicht erſetzen. Es gilt auch von der Philoſophie, was Fauſt von der Natur ſagt:

Geheimnißvoll am hellen, lichten Tag
Läßt ſie ſich ihres Schleiers nicht berauben
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

So herrſcht denn bei Ritter oft in der Unterſuchung der wichtigſten Probleme und der inhaltreichſten Gedanken der Alten gar häufig eine unverzeihliche Unſicherheit und ein unangenehmes Schwanken, das ſich vergebens durch viele Worte den Schein der Unparteilichkeit zu geben ſucht. Nirgends fühlen wir in dieſer Darſtellung bei aller Referirſeligkeit den eigenthümlichen geiſtigen Hauch, der uns bei den Griechen in ſeiner Urſprünglichkeit ſo ſehr erquickt, und die Monotonie der Schilderung vermiſcht ſowohl die Mannigfaltigkeit der Farbe und des Tons, als ſie die wechſelnde Fülle des Inhalts erſtickt. — Seine ſelbſtſtändigen, eigenen Forſchungen hat Ritter bis jetzt in drei Bänden „kleiner philoſophiſcher Schriften“ niedergelegt, die über den Begriff des Ich und ſeine Erkenntniß, über Vernunft und Sinnlichkeit handeln, die Principien der Rechtsphiloſophie oder Politik und die Principien der Aeſthetik erörtern ſollen. Als Anfang der Philoſophie ſetzt Ritter die Verwunderung: ein Paradoxon für die, welche nil admirari feſthalten. Auf die Frage, was iſt der Menſch? antwortet er glücklich mit einem alten Phi-

Digitized by Google

loſophen: „das, was wir Alle wiſſen.“ Er erörtert Vielheit der Dinge oder Einheit alles Seins nur um auf die baare Empirie zurückzukommen; ſetzt die Selbſterkenntniß des Ich, was ihm nicht zn verdenken iſt, als Thatſache, hält ſich an die Erforſchung des Charakters, nimmt die Freiheit als die Möglichkeit, unſere Erkenntniß zu erweitern: aber Alles in ſolchen Gemeinplätzen, daß der Leſer am Schluß eines Capitels nie weiß, was denn eigentlich bewieſen ſein ſoll. Wenigſtens erörtert Ritter in einem leichten und glatten Styl lauter Dinge, die wir mit jenem alten Philoſophen längſt wiſſen, in überlangen Auseinanderſetzungen. Wir bekommen nicht etwa die Quinteſſenz unſerer breiten Erfahrung, ſondern nur Sätze, denen, möchte man ſagen, die Erfahrung, die Beziehung auf dieſelbe genommen iſt. Was iſt damit geſagt, wenn es heißt, die Sinnlichkeit dürfe nicht unterdrückt werden, die Vernunft aber dürfe ſich ihr eben ſo wenig unbedingt hingeben? Das Vernünftige wird als das Bleibende aufgeklärt; das Beſondere und Zufällige gilt als Kennzeichen des Sinnlichen, das Allgemeine und Weſentliche als Kennzeichen des Vernünftigen. Wer es nun nicht findet, darf Ritter keine Vorwürfe machen. Die Zurechnungsfähigkeit, „die größer oder geringer ſein kann,“ iſt da größer, wo die menſchliche Seele weniger abhängig iſt von den ſinnlichen Eindrücken, als da, wo die ſinnlichen Eindrücke die Vernunft beherrſchen. In ſolchen vagen Ergüſſen fließen dieſe Abhandlungen dahin; für die Wiſſenſchaft, für die Lebenspraxis ohne alles Reſultat. — Deutlicher wird dies noch in den Principien der Aeſthetik. Ritter geht nicht etwa darauf aus, die Aeſthetik als die Philoſophie der Kunſt oder beſtimmter der ſchönen Kunſt zu begründen; ſondern er will die Anwendung der Muße zum heitern Spiel im Gegenſatz zu dem ſittlichen Leben als Kampf betrachtet, rechtfertigen. Er erörtert weitläufig, daß die ſchöne Kunſt keine Ermahnung und Belehrung über das Sittliche bezweckt; ſucht den relativen Gegenſatz zwiſchen Muße und Arbeit nachzuweiſen; kommt auf die ſittliche Aufgabe der Muße. Sie beſteht in einer ſelbſt beim Spiel gepflogenen Uebung unſerer Kräfte und Fertigkeiten, welche uns weiter bringt in der Entwicklung unſerer Vernunft, oder in der Herrſchaft über unſere leiblichen Kräfte. Namentlich aber ſoll ſie beſtimmt ſein, die bei unſeren Berufsgeſchäften ſich noth-

Digitized by Google

wendig aufdrängende Einſeitigkeit unſerer Weltanſchauung wieder zu beſeitigen. Dieſer Zweck der Muße, heißt es ſehr ſcharfſinnig, muß den Einzelnen nicht allein in die Einſamkeit zurückdrängen, ſondern muß ihn auch der Geſellſchaft wiedergeben. Man muß ſich geſellig freuen. Die Kunſt muß in größern und kleinern Kreiſen, wie die Religion, Feſte ſogar veranlaſſen: denn beide haben es mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Menſchen zu thun. Es fehlt weiter nichts, als daß Ritter, wie Herbart einmal, behauptet, die Kunſt ſei aus Langerweile hervorgegangen, und eine Theorie der Langenweile hinzufügt: praktiſch arbeitet er durch ſein Buch wirklich darauf hin. Im weitern Verlauf werden uns keine Principien der Aeſthetik und des Schönen und der Kunſt gegeben, ſondern höchſtens Principien des Dilettantismus. Nirgends eine höhere Idee. Nirgends wird ein Nagel auf den Kopf getroffen. Ritter kann das Schöne nur als Geſchmacksſache, worüber nicht weiter zu disputiren iſt, zur Geltung bringen. Die künſtleriſche Begeiſterung wird äußerſt nüchtern mit der geſelligen Erregung verglichen. Statt von dem Verhältniß des Künſtlers zur Idee zu ſprechen, iſt nur von ſeiner hervorragenden, die Aufmerkſamkeit der Menſchen erregenden Stellung die Rede, „die ihn keineswegs zu perſönlicher Anmaßung in der Geſellſchaft berechtigt.“ — Sollen wir auch noch einige Grundwahrheiten der Ritterſchen, keineswegs ritterlichen Politik mittheilen? Nachdem die Entſtehung des Staats zwiſchen Vertrag und Uſurpation gelegt worden, fährt unſer Denker fort: wenn wir feſthalten, daß die Vereinigung von Menſchen, aus welcher der Statt hervorgehen ſoll, kleiner ſein muß, als die Menſchheit und größer als die Familie, ſo muß uns wohl das Volk einfallen. Wie alſo der Urſprung des Staats tiefſinnig zwiſchen Uſurpation und Vertrag verlegt worden, ſo ſteht das Volk, das den Staat bildet, zwiſchen Menſchheit und Familie. Unerhörte Wahrheit! Wäre es nicht beſſer geweſen, mit jenem alten Philoſophen wieder zu ſagen, der Staat iſt, was wir Alle ſchon wiſſen? — Um das Geſetz der Bildung eines Volks zu bezeichnen, ſagt Ritter: hat es eine Geſchichte. Unrichtig iſt das nicht, aber iſt das ſchon philoſophiſch, was bloß nicht falſch iſt? Sprache, Sitten, Geſetze, Vaterland, heißt es weiter, ſind es hauptſächlich, die der Menſch als ſeine Heiligthümer verehrt. Wer nun

weiß, fährt der Philoſoph fort, daß Geſetze nicht etwas rein Willkürliches ſein dürfen, wenn ſie dauernde Kraft haben ſollen, ſondern meiſt aus Gewohnheiten ſtammen, der wird auch die Geſetze des Volks als ein ihm angeerbtes Band zu betrachten haben, welches alle die vorher bezeichneten Güter bewahrt und weiter ausbilden ſoll. Was iſt mit ſolchen Redensarten gewonnen? Kommen wir damit dem beſtehenden Staate auch nur um einen Schritt näher, um ſeine Rechtsbeſtändigkeit, ſeine Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit und ſeine Fortentwicklung zu begreifen? Wir kommen weder zu dem Bilde eines einzigen hiſtoriſch gewordenen Staats, noch zu einer Idee, welche alle hiſtoriſchen Staaten zu ihrer Vorausſetzung hätten und immer concreter zu entwickeln hätten. Wir haben in dieſen Abſtractionen ſchon eine Obrigkeit, ehe wir ein Recht haben, und dieſe Obrigkeit bekommt ſchon das Recht, das Gemeingut zu verwalten und darf ſchon im Intereſſe des gemeinen Beſten Zwang über Unterthanen verhängen, ehe ausgemacht iſt, was Gemeingut, was gemeines Beſte ſei, wie die Obrigkeit ſogleich Unterthanen bekomme, wie ſie ohne Weiteres Zwang ausüben könne. Solche „Principien" verrathen nicht allein eine grenzenloſe Unklarheit der Begriffe, ſondern auch einen gänzlichen Mangel an hiſtoriſchen Kenntniſſen. Nichts als ein Chaos hohler Sätze, die ſich um den Unterſchied zwiſchen einem ſtaatbildenden Volke und einem volkbildenden Staat drehen. Und wer über Revolutionen gern Etwas hören will, der findet hier die ſcharfſinnige Bemerkung, daß ſolche in einem volkbildenden Staate weit gefährlicher ſeien, als in einem ſtaatbildenden Volke. Für wen gefährlicher, iſt nicht einmal hinzugefügt. Da aber der volkbildende Staat eigentlich der Schemen der Deſpotie iſt, das ſtaatbildende Volk der Schemen der Demokratie, ſo möchten wir allenfalls zugeben, daß bei einer Revolution die Tyrannei unter Umſtänden ſehr ſchlecht wegkommen kann. Die Begriffe Abſolutismus und Demokratie mit ihren Nüancen kommen übrigens in dem ganzen Buche nicht vor. Sie müſſen alſo mit Principien wohl Nichts zu thun haben. Um aber das Ganze zu krönen, wird ignorirt, daß der Staat um des Volks willen da iſt und der volkbildende Staat wird für vollkommener — in relativen Sätzen iſt Ritter überhaupt

ſehr ſtark — erklärt, als das ſtaatbildende Volk; offenbar wäre damit dem Abſolutismus das Wort geredet, wenn damit überhaupt etwas geſagt würde. — Ritter's Vorträge, die ſich durch ihre Glätte einſchmeicheln, finden mäßigen Beifall. Praktiſch hat ſich Ritter bei allen Gelegenheiten immer ſehr nobel und charakterfeſt betragen, namentlich bei der Verfaſſungsangelegenheit eine höchſt ehrenwerthe Conſequenz bewieſen, ſo daß Göttingen auf ihn noch nicht eingewirkt hat.

Bohtz giebt ſich für einen Anhänger Schelling's und Hegel's aus.

— „Dies ſind die Kleinen
Von den Meinen.“ —

Doch verbindet er mit einer nicht zur Klarheit durchgedrungenen Anhänglichkeit an dieſe Männer ſo viel empiriſchen Eklekticimus, daß wir bezweifeln müſſen, ob Bohtz zu rechter Selbſtſtändigkeit durchgedrungen iſt. Er trägt hauptſächlich Aeſthetik vor; auch Religionsphiloſophie und die Pſychologie nach Carus. Die Aeſthetik findet die meiſten Zuhörer: ſein Stützpunkt dabei iſt Solger. Bohtz verbindet aber auch hier mit ſeiner Verehrung Shakeſpeare's, Schiller's, Goethe's, Leſſing's und Raphael's und Correggio's eine ſo principloſe Pietät vor Calderon, Tieck, Steffens und dem künſtleriſchen Katholicismus der Gegenwart, daß darin der romantiſche Gott und der Pantheismus, claſſiſche Freiheit und phantaſtiſche Symbolik, chriſtliche Verſöhnung und philoſophiſche Identität noch wirr durch einander liegen. Wir haben von Bohtz „die Idee des Komiſchen“ zu erwarten, er wird ſich darin hoffentlich auch als luſtige Perſon zeigen, und wir ſind geſpannt darauf. „Die Idee des Tragiſchen“, vor einigen Jahren erſchienen, entwickelt auf dem allerdings eng geſteckten Gebiet viel Umſicht. — Bohtz lieſt, wie Tieck, recht gut deutſche Dichter vor. Seine Kathedervorträge aber ereifern ſich gar zu leicht; ſtatt durch ruhige Begründung der Wahrheit die Ueberzeugung zu begründen, laſſen ſie oft die Sache ſelbſt vor Redensarten nicht zum Wort kommen. Solches Pathos erregt leicht den Verdacht des affectirten Enthuſiasmus. — Nach Herbart's Tode hieß es, Bohtz ſei entſchloſſen, auch Logik und Metaphyſik zu leſen. Die Anſchläge für dieſes Semeſter beſtätigen das Gerücht indeß noch nicht. Wir glauben

auch, daß er in dieſen abſtracten Wiſſenſchaften ſchwerlich Glück machen und es zu einer eigenthümlichen, den heutigen Bedürfniſſen entſprechenden, durchgreifenden Richtung bringen würde. Denn hier giebt es einen gewaltigen Kampf. Bohtz' Religionsphiloſophie iſt ſchon ein myſtiſches Gewebe, mit dem weder der Orthodoxe, noch Philoſoph einverſtanden ſein kann, und wer hier nicht entſchieden iſt, wird die Wahrheit wenig zu fördern vermögen. Eine ängſtliche Vermittelung kann zu gar Nichts führen. Bohtz beſchränke ſich auf das Kunſtgebiet, wo er am meiſten zu Hauſe iſt; durchforſche dieſes in ſeiner ganzen Weite immer gründlicher und ſuche von da aus auf die allgemeine Bildung der jetzt ſo ſehr durch ihre Fachwiſſenſchaft eingeſchnürten Jugend einzuwirken. Gerade von der Seite der Kunſt und der Aeſthetik aus, zu der ſich jeder glücklicher ausgeſtattete Kopf gern hinneigt, läßt ſich der wiſſenſchaftlich Strebende am erſten auf die Höhe univerſellen Ueberblicks emporheben. Durch das Ideal gelangen wir zur Idee; vermittelſt des Geſchmacks für das Schöne zur Luſt am Schaffen des Wahren und Geiſtesfreien. Es geſchieht in Göttingen ſo wenig für die Kunſt*), um die Gemüther durch das Behagen an derſelben zu ihrem Verſtändniß zu leiten. Da iſt es eine um ſo dringendere Pflicht des Lehrers der Aeſthetik, die Empfänglichkeit dafür nicht abſterben zu laſſen. Seit Gervinus abgegangen, hat Bohtz ſich auch der Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur angenommen. Es fehlt ihm indeß der hiſtoriſche Argusblick, der das ganze Gebiet der Geſchichte durchmeſſen haben muß, wenn er ein beſonderes Feld derſelben anbauen will. Der äſthetiſche Tact reicht dazu nicht hin. Es fehlt Bohtz außerdem die zähe Geduld, die den Forſcher nicht verlaſſen darf, und vielleicht auch

---

*) Wir denken hier beſonders an die moderne Kunſt; von der antiken iſt bei O. Müller die Rede geweſen. Nur die Malerei iſt durch Carl Oeſterley, der ſich, der düſſeldorfer Schule angehörend, durch Jephtha's Tochter, Leonore, Moſes einigen Ruf erworben hat, vertreten. Oeſterley giebt ſich viele Mühe, den Kunſtſinn zu heben und eine Vorleſung über Raphael's Leben, wobei er die ihm zu Gebote ſtehenden Kupferſtiche vorzeigte, ſprach an. Uebrigens iſt Muſik und Schauſpiel auf den Nothbehelf angewieſen und will man die Reitkunſt nicht mitrechnen, ſo giebt es in Göttingen weiter gar keine Künſte.

der Muth, der Geſchichte einen Geſichtspunkt abzugewinnen, der, ohne das Object zu beeinträchtigen, recht energiſch in die Gegenwart einſchneidet. Denn in der That, ſeitdem ſich Wolken thürmten, hat Bohtz das Schönfahrſegel freudiger und furchtloſer Begeiſterung für die neuen Ideen längſt eingezogen. Er lavirt gewaltig.

Hiermit wäre denn unſere Schilderung der Univerſität Göttingen abzuſchließen. Man wird gefunden haben, daß wir das Jahr 1837 als das Normaljahr angenommen haben. Wie groß der Verluſt der Sieben und der durch O. Müller's und Herbart's Tod herbeigeführte unter den jetzigen Umſtänden anzuſchlagen ſei, leuchtet von ſelbſt ein; zieht man dieſe Namen ab und reiht die nachher herangezogenen, von uns ebenfalls beſprochenen wieder ein und fügt einer derben Gedankenſtrich hinzu, ſo hat man dir unmittelbarſte Gegenwart. Die Ereigniſſe, welche in den letzten vier Jahren die Univerſität von außen berührt haben, ſind bekannt genug und ſind noch im vollen Zuge, ſo daß ſie ſich gegenwärtig noch nicht in die Rechnung bringen laſſen. Sie zu beſprechen, iſt noch nicht vergönnt *).

*) Um zu zeigen, wie nach Abgang der Sieben und nach Müller's Tode jedes politiſche Bewußtſein allmälig von der Univerſität gewichen iſt, ohne das in der Gegenwart weder Corporationen noch der Einzelne eine feſte Poſition in der Geſellſchaft einnehmen kann: ſtellen wir folgende Facta rein hiſtoriſch zuſammen, das Urtheil über den politiſchen Tact, den Sinn und die Conſequenz der Profeſſoren in einer das Wohl des ganzen Landes angehenden Frage, der Verfaſſungsfrage, dem Leſer ſelbſt überlaſſend. Am 3. Febr. 1838 ſchob die Univerſität die Wahl hinaus, während O. Müller gegen dieſelbe proteſtirte; wählte dann am 18. Febr. den Hofrath Gauß; nachdem dieſer jedoch im Wahltermine ſelbſt erklärt hatte, daß er die Wahl nicht annehmen werde, wurde der Ober-Appellations-Rath Planck zu Celle erwählt. Vier Profeſſoren enthielten ſich der Wahl. Planck lehnte am 28. Febr. die Wahl ab und die Univerſität wurde von Neuem zur Wahl aufgefordert. Es war damals die Zeit des Temporiſirens und die Univerſität, anſtatt zu einer neuen Wahl zu ſchreiten oder ſie nach dem Beiſpiele Osnabrücks zu weigern, beſchloß am 4. März Planck nochmals um Aufnahme der Wahl zu erſuchen. Da dies Erſuchen ohne Erfolg blieb, und von Hannover gedrängt wurde, wählte man am 18. März den Juſtizrath von Pape zu Hannover. Auch dieſer lehnte die Wahl ab. Am 26. April

Digitized by Google

Es bleibt uns deshalb nur noch übrig, einige Worte in Bezug auf die Studirenden hinzuzufügen. Man hat ihnen von

wurde endlich der Profeſſor der Theologie Reiche mit 21 Stimmen (einſtimmig) gewählt, 10 Profeſſoren hatten ſich jedoch der Wahl gänzlich entzogen. Reiche ſtimmte am 25. Juni 1838 für den bekannten Incompetenzbeſchluß. Im Jahre 1839, als die vertagte Verſammlung wieder berufen war, reſignirte Profeſſor Reiche und die Univerſität erklärte unter dem 2. Febr. mit 18 gegen 3 Stimmen, daß ſie für diesmal auf eine Wahl verzichte. Am 24. Mai gelangte eine neue ſchärfere Ordre zur Wahl an, allein im Wahltermin am 26. Mai erſchienen von den berufenen 32 ordentlichen Profeſſoren nur 21, von dieſen erklärte ſich eine Majorität von 17 gegen, eine Minorität von 4 für die Wahl, die aber nicht vollzogen wurde. Unter den nicht erſchienenen befanden ſich: Hugo, Gauß, Ritter, Kraut, Lücke, Reiche. So blieb die Univerſität im Jahre 1839 ſich conſequent und unvertreten.

Im Jahre 1840 am 21. Febr. erſchien der Curator der Univerſität Freiherr von Stahlenheim perſönlich, um die Wahlverhandlungen zu lenken. Man ſprach viel von vertraulichen Eröffnungen über eine Reorganiſation der Univerſität nach öſterreichſchen Muſtern, im Fall einer Widerſpenſtigkeit. Es wurde denn auch Juſtizrath von Bothmer erwählt. Sechs Profeſſoren enthielten ſich des Abſtimmens, ſechs andere des Erſcheinens im Wahltermine. Bothmer, nachdem er ſich perſönlich von der nicht gehörigen Compoſition der Verſammlung überzeugt, ſendete der Univerſität das Mandat mit nicht ſehr ſchmeichelhaftem Briefe zurück, indem er ausſprach, daß es von einer ſo angeſehenen Corporation nicht ſehr viel Muth bezeuge, ſich ſelbſt der Verlegenheit dadurch zu entziehen, daß man ſie auf einen Einzelnen werfe. Am 29. März kam Befehl zu einer neuen Wahl, zu welcher man ſich am 31. März verſammelte. Von 30 wahlberechtigten Profeſſoren erſchienen 18 perſönlich, 4 waren durch Stimmzettel vertreten. Reiche erhielt 10 Stimmen, Lichtenberg 3 Stimmen, 9 weiße Zettel erklärten ſich gegen die Wahl. Reiche erklärte, die Wahl nicht annehmen zu können, weil ſie nicht durch abſolute Stimmenmehrheit erfolgt ſei. Es wurde ſofort zu einer neuen Wahl geſchritten, dabei jedoch nicht in Erwägung gezogen, daß, da die Stimmzettel, jetzt weggefallen, eine beſchlußfähige Zahl der Wähler nicht mehr vorhanden. Reiche erhielt 10 Stimmen, Lichtenberg 1, 7 weiße Zettel ſollten Proteſtationen bedeuten. Reiche erbat ſich jetzt Bedenkzeit, reſignirte am 1. April, aber eine Eſtaffette beſchied ihn am 2. April nach Hannover, wo er in die Verſammlung (die er zwei Jahre früher für incompetent erklärte) eintrat und eine vollſtändig unterſchriebene Vollmacht erhielt. In dieſem Jahre wurde der Univerſität von Hannover aus aufgegeben, den Canzlei-Secretair Hoppenſtedt in Hannover zu wählen, was einſtimmig geſchah.

Dies ſind Facta, welche einer Erläuterung wahrlich nicht bedürfen, und wenigſtens diejenigen ſehr abkühlen könnten, welche ſich große Ideen von der Unabhängigkeit der Corporationen zu machen pflegen. Die Sieben waren keine Corporation, ſie waren ein Princip.

Digitized by Google

jeher nicht mit Unrecht Fleiß und ernſtes Streben nachgerühmt. Indeß war ihre ganze wiſſenſchaftliche Richtung immer, wie natürlich, durch die jedesmaligen Lehrer bedingt. Von dieſen ging doch meiſt der erſte Impuls aus. Während ſich deshalb früher nicht ſelten wiſſenſchaftliche und poetiſche Vereine bildeten, die, wenn auch oft ohne Nachwirkung, doch den Reiz des Zuſammenſeins der jungen Leute erhöhten, hört man jetzt Nichts von dergleichen.

Viele der tüchtigſten deutſchen Männer verdanken allerdings Göttingen einen großen Theil ihrer Bildung. Gelehrte von Fach, Staatsmänner, Publiciſten, Dichter ſind von hier ausgegangen; aber in neueſter Zeit hat man ſtets die Behauptung hören müſſen, daß ſolche an jedem andern Orte wenn nicht mehr, doch eben ſo vie Anregung erhalten haben würden, wie hier. In Göttingen haben ſich die rüſtigſten Köpfe immer unbehaglich befunden. Man vermißt den Einfluß des Zuſammenlebens der Studirenden. Wir ſchlagen auch dieſen Verkehr wirklich nicht gering an. Denn das geſellige Zuſammentreffen derſelben mit den Profeſſoren iſt nicht ſo weſentlich. Dieſes konnte nur immer von Wenigen benutzt werden und kam ſelten den geiſtig Begabteren, vielmehr nur den durch Stand und Vermögen Bevorzugten zu Gute. — Aus dem Umſtande ſelbſt iſt dem Profeſſor kein Vorwurf zu machen: er kann ſich unmöglich ganz zum Erzieher der oft ungehobelten Jünglinge hergeben. Deſto mehr ſollte man aber den Verkehr der Jugend unter ſich befördern, zumal derſelbe ſich bei der gehörigen Freiheit ganz von ſelbſt ergiebt. Trotz dem, daß in Göttingen immer eine ſchroffe Scheidung des Adels, beſonders des hochmüthigen hannöverſchen, und der Bürgerlichen herrſchte und das alte Landmannſchaftsweſen hier recht gewuchert hatte, ſuchte doch ſpäter, zur Zeit des rüſtigen Lebens auf allen deutſchen Univerſitäten, auch hier ein ſüddeutſches Element den unfreundlichen, wortkargen, hannöverſchen Ton in einen allgemeinen und lebhaftern umzuſchmelzen. Dieſer ſchöne Anfang deutſchen Gemeinſinns und dieſe reine Luſt am freien, ungenirten, lebhaften Verkehr gebildeter und nach dem Ideal ringender Menſchen wurde aber hier, wie überall, ebenfalls gefährlich befunden. Die polizeiliche Beaufſichtigung wurde von Jahr zu Jahr ſtren-

Digitized by Google

ger und hat denn allmählig in Göttingen eine ſo todte Ruhe hervorgebracht, daß von einem eigentlichen Studentenleben nicht mehr die Rede ſein kann.

Ueber die Bibliothek brauchen wir wohl nichts hinzuzufügen. Ihre Vortrefflichkeit iſt allgemein anerkannt.

Um etwas über die Buchhaltung der Wiſſenſchaft, Göttingens Journaliſtik zu ſagen: ſo gab es eine Zeit, wo von dortigen Gelehrten zwölf bis zwanzig periodiſche Schriften herausgegeben wurden. Da ſtanden allen voran die Staatsanzeigen; es gab ein göttingſches hiſtoriſches Magazin, ein gött. philoſophiſches Muſeum, eine philoſophiſche Bibliothek, eine Bibliothek für theologiſche Litteratur, für alte Litteratur und Kunſt, eine orientaliſche exegetiſche Bibliothek, ein Repertorium für bibliſche und morgenländiſche Litteratur, litterariſche Blätter (Bouterweck), ein Magazin für Kirchenrecht, Hugo's civiliſtiſches Magazin, Annalen der Entbindungsanſtalt u. ſ. w.

Dazu kamen noch der Muſenalmanach, der göttinger Taſchenkalender, der Revolutionsalmanach, Reinhard's Romanenkalender.

Als allgemeines Organ der **Georgia Augusta** erſchienen endlich die Gelehrten Anzeigen. — Eine reiche Blüthe des Journalismus deutet jedenfalls auf einen kräftigen, geſättigten Boden und ſo fällt denn auch jene Thätigkeit der periodiſchen Preſſe mit dem jugendlich kräftigen Aufſchwunge der Univerſität zuſammen. Seitdem iſt die **Georgia Augusta** alt geworden, ſehr alt und es ſind ihr noch die Gelehrten Anzeigen geblieben. Jene Blätter, auf dem graueu Papier gedruckt, worauf außer ihnen nur noch der hannöverſche Landes-Katechismus erſcheint, und die nicht die Druckkoſten, geſchweige denn das Honorar aufbringen, dieſe G. G. A. waren beſtimmt, den Fortſchritt der Wiſſenſchaft in allen Theilen zu verfolgen, eine möglichſt gründliche Erörterung aller neuen gelehrten Werke zu geben. Das haben ſie eine Zeit lang geleiſtet und leiſten es, was hiſtoriſche, phyſikaliſche ꝛc. Wiſſenſchaften anlangt, auch noch jetzt. Meiſtens kommen aber nur die Werke zur Sprache, welche die Bibliothek anſchafft, und die Schriften der göttinger Gelehrten — in Selbſtrecenſionen. Da kommen denn oft naive Hiſtörchen vor. Manche Mitarbeiter ſagen übrigens ſelbſt, wir wollen nicht geleſen ſein, wir ſchreiben nur für uns. Ein ſchönes, einheitliches Princip! Heute dieſe

Richtung, morgen jene, wie die Aufſätze im Redactionskaſten liegen. Heute ein beſcheiden lächelnder Pectoraltheolog, morgen ein eifernder Hengſtenberger. Wäſſerige Lückenbüßer aller Art. Das π. ϱ. iſt gottlob abgethan, aber ein Herr Mejer in Clausthal giebt ſich noch immer die überflüſſige Mühe, zu beweiſen, wie ſchlecht die Kritik auf dem Harze gedeiht. In Beziehung auf ausländiſche Litteratur leiſten die G. G. A. indeß mehr als irgend ein anderes Blatt. Seit 1842 erſcheinen dieſelben auf einem anſtändigen weißen Papier. Die Redaction iſt an Havemann übergegangen: ob er einen neuen Aufſchwung hervorbringen wird?

Die von Ewald kurz vor ſeinem Abgange im Verein mit Rückert, Neumann, Gabelentz u. ſ. w. begründete Zeitſchrift für die Kunde des Morgenlandes können wir, obwohl ſie in der Dietrich'ſchen Buchhandlung erſcheint, nicht füglich mehr eine götting'ſche nennen.

Ganz neuerlich geben Havemann und Schaumann — bekannt durch ſeine bei Gelegenheit des Jubiläums gekrönte Preisſchrift im Gebiet der niederſächſiſchen Geſchichte — ein Archiv für vaterländiſche Geſchichte heraus, das unter den jetzigen Verhältniſſen wohl ſchwerlich zu großer Bedeutſamkeit kommen wird.

Dagegen iſt das litterariſche Muſeum, durch Wendt, Bauer, O. Müller geſtiftet, eine recht gute Anſtalt, auswärtige periodiſche Schriften und politiſche Zeitungen zugänglich zu machen. Namentlich iſt anzuerkennen, daß durch die Unterſtützung der Bibliothek eine ſo reiche wiſſenſchaftliche Journaliſtik geboten wird, wie ſie wohl nicht leicht an einem andern Orte zu treffen iſt.

Zuletzt nur noch die Bemerkung, daß, wie hart auch unſer Urtheil in vielfacher Hinſicht ausgefallen ſein mag, wir durchaus nicht in perſönlicher Gereiztheit, ſondern nur im Intereſſe rückſichtsloſer, freier Wiſſenſchaftlichkeit geſprochen haben. Das Göttingen trotz dem, daß es noch einzelne vortreffliche Männer beſitzt, doch im Ganzen in einem tiefen Verfall begriffen ſei, weiß ganz Deutſchland: es kam darauf an, dies allgemeine Urtheil einmal in allem Detail zu motiviren. Wird uns alſo unſere innigſte Theilnahme an der Sache der Wiſſenſchaft, der Vernunft und der Freiheit als Eingenommenſein gegen die Perſonen ausgelegt, ſo hat die wiſſenſchaftliche Oppoſition dieſes

Digitized by Google

Schickſal mit der politiſchen in unſern kleinlichen deutſchen Verhältniſſen gemein und wir werden uns darüber zu tröſten wiſſen. Vorläufig, hoffen wir, wird unſere Skizze, ſo flüchtig ſie auch nur hingeworfen werden konnte, doch manches Licht auf die wirklichen Zuſtände verbreitet haben und nicht aller zeitgemäßen Flamme entbehren:

„Es iſt ein Lied; wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſond're Wirkung ſpüren.“

Digitized by Google

Beilage № I. zu Seite 21.

Heyne an J. v. Müller.

Göttingen, den 6. Mai 1808.

Ueber den künftigen Publiciſten wird ſich nichts entſcheiden laſſen, bis nicht feſtgeſtellt iſt, ob nicht die andern Univerſitäten eingehen ſollen, und dann einer aus ihrem Mittel hier wird angeſtellt werden müſſen. Jetzt übernehmen zwei dieſe Collegia: der Hofrath Sartorius, und es verſucht ſich darin ein junger, hier gebildeter lebhafter Kopf, Dr. Saalfeld, der ſich erſt einige Zeit in Heidelberg verſucht hatte. Wegen der Preiſe für die Studirenden wird bereits ein Memoire in ihren Händen ſein. Hofrath Oſiander trägt ſein billiges Anſuchen in der Beilage ſelbſt vor. Himly verdirbt uns durch ſein verworrenes Naturphiloſophie-Einzwängen unſere jungen Mediciner; zum Glück, daß dieſe ſelbſt einſehen, daß ſie in den Schulen der Uebrigen von der Facultät einen geſundern Unterricht erhalten. Er fing ſein Weſen erſt hier an, da er dadurch vor Allen zu glänzen hoffte und bei'm Krankenhoſpital den Collegen Langenbeck zum bloßen Feldſcherer herabwürdigen wollte.

Beilage № II. zu S. 21.

Heyne an J. v. Müller.

Göttingen, den 2. Mai 1808.

Ueber die Form meiner gehorſamſten Vorträge bitte ich gar ſehr um Weiſung und Belehrung. Sie werden mit Anträgen und Anſuchen wegen Anſetzungen bei der Univerſität bis zum Ermüden überlaufen werden; mein Vorwort verlangt man ſo oft; ich lehne durchaus Alles ab. Die Wiederbeſetzung der leer gewordenen Profeſſorſtellen hat keine Eile; vor Michaelis hülfe ſie nichts, denn das Semeſter iſt bereits angegangen. In der Zeit läßt ſich reiflich Manches erſt erwägen; jeder Schritt dieſer Art iſt gar zu ſehr mißlich und entſcheidend für Wohl und Ruhm. Daß nicht zu fürchten ſteht, es könne aus den neuen Schulen der Zeit, philoſophiſcher und medieiniſcher Art, Jemand bei Ihnen Eingang finden, dafür iſt Ihr heller, durchdringender Geiſt Bürge. Sie können denken, wie geſpannt jetzt Alles auf Ihre erſten

Schritte iſt. Der Ruhm der guten Augusta und Ihr eigener Ruhm ſind jetzt innig verbunden; und nun denken Sie, wie ganz in beides mein inneres Sein verwebt iſt.

Beilage № III. zu S. 33.

Die Ernennung der Mitglieder der Societät der Wiſſenſchaften ging in weſtphäliſcher Zeit regelmäßig von Caſſel aus, und hier beſtimmte vor Allem Hofgunſt. Ein Beiſpiel ſtatt vieler. Der Staatsrath J. v. Müller wünſchte, daß Kotzebue aufgenommen würde, hören wir, was Heyne unter dem 10. April 1089 antwortete:

„Eben vor Abgang der Poſt habe ich noch das Vergnügen, Ihren Brief vom 8ten zu erhalten. Ihre Abſicht, die Aufnahme des Herrn von Kotzebue zu erreichen, bitte ich nur eine einzige vorangehende Operation: daß eine Anzeige ſeines hiſtoriſchen Werks vorangeſchickt werde und dies müßte von dort aus geſchehen; ich dächte, Sie inſtruirten den Herrn von Voſſe dazu, daß er dieſe Anzeige übernehme. Denn hier iſt noch kein Exemplar vom Buche vorhanden, es iſt auch Niemand, der die Sache ſo ausführen könnte, wie ſich zum Zwecke paßte, und der es übernehmen könnte, da es einmal in Herrn von Schlözer's Händen iſt; dieſer aber müßte mehr abgehalten werden, damit er es nicht recenſire. Für einen geltenden Geſchichtſchreiber wird er ihn nicht gehen laſſen. Ueberhaupt iſt Kotzebue unter unſern Leuten bloß allein als Theaterdichter bekannt und wegen ſeines Lebens und Characters berüchtigt; es wird alſo nöthig ſein, ihn vorher erſt als Geſchichtſchreiber einzuführen und dazu dient die Recenſion; das Weitere will ich alsdann übernehmen.“

Blumenbach an J. v. Müller.

Göttingen, den 3. Decbr. 1808.

„Ew. Hochwohlgeboren erlauben, daß ich die Ernennung der beiden von mir vorgeſchlagenen gelehrten und verdienſtvollen Pariſer Aerzte, des Herrn Hallé, Mitglied des Inſtituts, und Herrn Thouret, Directeur der École de Medecine, zu Mitgliedern der Societät der Wiſſenſchaften einzig und allein Ihrem eignen Gutbefinden anheimſtellen darf.“ u. ſ. w.

Wie aber die Theilnahme an der Societät der Wiſſenſchaften und den Göttinger Gelehrten Anzeigen in dieſer Zeit geſunken war, darüber beklagt ſich Heyne bitter in einem Briefe vom 20. Juni 1808.

„Daneben aber bitte ich, die Mitglieder recht ernſtlich zu Abhaltung der Vorleſungen zu Erhaltung des Ruhms der Societät aufzumuntern. Mit unglaublicher Mühe habe ich endlich den neuen Band der Commentationen zuſammengebracht, der ſchon voriges Jahr und jetzige Meſſe erſcheinen ſollte. Ich hoffte dann mit dem laufenden Jahre einen neuen

Digitized by Google

Band zu liefern, und mit demſelben eine neue Zahl Bände anzufangen, die dem König vorgelegt würde. Schicklich ſcheint es nicht zu ſein, das Gleiche mit dem 16. Bande der alten Commentationen zu thun. Auch zu Beiträgen für die gelehrten Anzeigen wären ſie aufzumuntern; es iſt ſchändlich, wie ich hierin ſo ganz von hier aus verlaſſen bin. Von hieſigen Mitgliedern iſt Meiners, Heeren, Tychſen, Meyer, Schrader, Stromeyer, Harding, Gauß, die etwas liefern; bei weitem das Meiſte muß ich durch Sömmerring, Brandes, Rehberg beſtreiten; jetzt hat ſich Herr von Haller auch dazu geſellt. Die Indolenz geht weit; genießen will Jeder; aber die unſeligen periodiſchen Schriften, noch dazu vorzüglich die politiſchen, ziehen die Menſchen von allem gründlichen Studium ab. —

Charakteriſtiſch iſt auch die große Vorliebe Heyne's für Herrn von Haller zu Bern, den er auf jegliche Weiſe (durch Ernennung zum Mitgliede der Societät, durch günſtige Recenſionen in den G. G. A.) zu protegiren ſuchte und den er gar zu gern als Profeſſor in Göttingen geſehen hätte. Davon giebt unter andern Zeugniß ein Brief an Joh. v. Müller vom 20. Juni 1808.

„Meiner Einſicht nach iſt im juriſtiſchen Falle keine Stelle, die jetzt beſetzt werden könnte, als die Stelle des Herrn Staatsraths von Martens: Staatsrecht cum annexis. Dazu gehört aber ein Juriſt, der des Franzöſiſchen völlig mächtig ſei; wo dieſen finden? und den Mann von Reputation! Hier wüßte ich keinen andern, als den Herrn Profeſſor von Haller in Bern. Könnten wir doch dieſen gewinnen, zu uns zu kommen! Und aus ſeinen Briefen erhellt mir, daß es nicht ganz unwahrſcheinlich iſt.

Practiſche Juriſten haben wir mehr als nöthig; für römiſches Recht desgleichen, und über den Code Napoleon fallen Alle her. Dieſes Letztere muß durchaus erſt in das Reine gebracht werden, ehe etwas mit Sicherheit geſchehen kann; denn die Profeſſoren im ſüdlichen Deutſchland wollen Alles mit ihren philoſophiſchen Syſtemen vereinigen, und verderben mehr, als ſie Gutes ſchaffen.

Unſere Profeſſoren verbinden es mit dem römiſchen, ſo auch Hugo, der für das römiſche Recht den erſten Namen hat, bei aller ſeiner Grübelei und Krittelei. Nun kommen dazu die jüngern von Bergmann an, die ſich alle an dieſem Vortrag verſuchen; käme noch einer dazu, wo ſollte die nöthige Zahl von Zuhörern herkommen! Sie verdürben alle oder verderbten ſich einander." —

Es iſt dieſer Brief auch noch in Beziehung auf die ſpätere Zeit merkwürdig, wo die göttinger Juriſten nach Rehbergs Vorgange eben ſo ſehr über den Code de Napoleon herfielen, um ſeine Schlechtigkeit zu zeigen. —

Was die Art und Weiſe betrifft, welchen Ton die Göttinger Herren gegen Jérome annahmen, ſo giebt dazu Beilage VII. den beſten Beweis. Hier nur folgende Brieffragmente:

Digitized by Google

Blumenbach an J. v. Müller.

Göttingen, den 10. März 1809.

Ew. Hochw. eile ich ſogleich nach dem Empfang Ihres Evangeliums die frohen Empfindungen über die Gnade zu bezeugen, mit welcher Se. Majeſtät unſer allergnädigſter König und Herr das academiſche Muſeum auf eine ſo ausgezeichnete, eben ſo edelmüthige als wohlthätige Weiſe zu bereichern geruhen. Wie ſtolz macht es mich nun, doch auch mit einem compte rendu über dieſes mir anvertraute Inſtitut und zwar auf einem ſolchen Anlaß in unſern gelehrten Anzeigen auftreten zu können.“

Als man im September 1808 in Göttingen wie an andern Orten einen aufrühreriſchen Anſchlag gegen die weſtphäliſche Regierung gemacht hatte, ſchrieb Meiners an J. v. Müller:

„Ich bin feſt überzeugt, daß dieſer Anſchlag aus dem Heſſiſchen kam: 1) weil es hier keinem Menſchen in den Sinn käme, von dem Könige (Jérome), der uns lauter Wohlthaten erwieſen hat, ſolche Horreurs zu ſagen, als in dem Libell vorkommen; 2) weil es keinem Hannoveraner einfallen würde, den Churfürſten von Heſſen mit einer öſtreichiſchen Armee hierher marſchiren zu laſſen.“

Ja damit noch nicht genug, der Herr Hofrath greift auch in die Polizei ein und ertheilt den patriotiſchen Rath:

„Man ſollte die Anſchläge vorzüglich den Schreibmeiſtern, den angeſehenſten Kaufleuten und Handwerkern vorzeigen; vielleicht käme man alsdann auf die Spur.“

Von dem Patriotismus der göttinger Profeſſoren während der weſtphäliſchen Zeit ließen ſich noch herrliche Dinge erzählen.

Beilage № IV. zu S. 41.

Heyne an J. v. Müller.

Göttingen, den 4. April 1808.

„Wrisbergs Tod macht eine Lücke, die vorerſt gar nicht merklich wird, weil der edle Funken ganz in dem Manne erloſchen war; und bereits aufs Interim und in Vorbehalt auf eine künftige Hauptwahl zwei junge Männer bei der Anatomie angeſtellt und thätig ſind, Langenbeck und Profector Hempel. Ich bitte um des Beſten der Univerſität und der Wiſſenſchaft willen, wenn Sie einſt an die Wiederbeſetzung werden denken können, fordern Sie mir erſt über das Ganze ein Memoire ab — das Ganze des mediciniſchen Studiums meine ich und die Anatomie inſonderheit. Wir haben einen turbulenten Kopf und Naturphiloſophen, den Herrn Himly; der wird auch hier Verlegenheit machen.“ —

Digitized by Google

Noch deutlicher ſpricht ſich derſelbe in einem Briefe vom 26. Mai deſſelben Jahres aus:

„Ich meldete, daß ich wegen eines in vorzüglichem Rufe ſtehenden Anatoms den braven Sömmerring befragt hätte. Bei ihm, ſo wie bei mir, erneuerte ſich der Schmerz der vorigen Zeit, da er ſelbſt die Stelle bei uns wünſchte, wenn Wrisberg früher geſtorben wäre oder uns verlaſſen hätte. Er verſicherte, daß ihm für jetzt kein einziger eminenter Anatom in Deutſchland bekannt ſei, welcher verdienen könne, von auswärts nach Göttingen berufen zu werden; von dem Mittelgut aber jemanden den beiden, die wir haben und nicht nachſetzen können, Profeſſor Langenbeck und Dr. Hempel vor die Stirn zu ſetzen, ſei auf keine Weiſe zu rathen; den gewöhnlichen in der Anatomie nöthigen Unterricht beſtreiten beide: nicht ſowohl leiſtet aber dies ein großer Anatom, der bloß auf das Feine in der Kunſt und Wiſſenſchaft ausgeht."

Endlich kommt Heyne in einem Briefe vom 10. Sept. 1808, wo er über Langenbecks und Hempels Anſetzung mit Beſoldung ſeine Freude ausſpricht, noch einmal auf dieſes Thema zurück, und verfehlt deshalb nicht, auch hier ſeinem Haß gegen die Naturphiloſophie Luft zu machen. Er ſchreibt:

„Vorhin war der feſte Gedanke, es ſollte ein großer Anatom berufen werden, da unter dem unthätigen Wrisberg Alles vernachläſſigt ward. Sömmerring entging uns; in den letztern Zeiten kamen mehrere in Vorſchlag, zuletzt Meckel; aber nun waren die Zeitumſtände ungünſtig. Endlich, da die Anatomie ſo gar ſehr verfiel und viele von hier nach andern Univerſitäten abgingen, um Anatomie dort zu lernen, ſo ward nur für das Nöthigſte auf die Weiſe geſorgt, daß Langenbeck und der Profeſſor Hempel angeſtellt wurden, hauptſächlich der erſtere für die Chirurgen, Feldſcherer u. ſ. w. Meiſter der feinern Anatomie ſind beide nicht, aber für Practiker gut. Da doch jetzt nichts Großes und Ganzes für dieſen, den wichtigſten Theil der medieiniſchen Wiſſenſchaften, die Anatomie geſchehen konnte, ſo war es gut gethan, indeſſen jenen Titel von außerordentlichen Profeſſoren der Anatomie zu geben; und ſo bliebe es in der Hand des General-Directorii, einſt einen berühmten Mann als Professor ordinarius jenen vorzuſetzen, zumal um der Naturphiloſohie entgegen zu arbeiten. Wenn aber Oſiander zum Profeſſor der Anatomie erklärt wird, bleibt der Zugang geſchloſſen."

Beilage № V. zu S. 46.

Städlin ſchrieb unter dem 23. Juli 1808, als er Joh. v. Müller ſeine Geſchichte der chriſtlichen Moral überſchickte: „Ew. Wohlgeboren erlauben mir, Ihnen bei dieſer Veranlaſſung die hieſige theologiſche Facultät zu empfehlen. Sie iſt ſeit einer Reihe von Jahren vernachläſſigt und

zurückgeſetzt worden; es iſt Zeit, daß etwas für ſie geſchehe; ſie iſt nicht einmal vollſtändig. Dieſe Aeußerung iſt nicht eigennützig, ſondern bloß auf das Ganze und die Wichtigkeit der Sache gerichtet. Auf Verlangen kann ich mich näher erklären." — Heyne ſelbſt hatte ſich jedoch ſchon früher (20. Juni) ausführlich über denſelben Gegenſtand gegen Müller ausgelaſſen. Er ſchrieb:

„Für die theologiſche Facultät iſt es dringender; allein ſobald es ein Mann von imponirendem Rufe ſein ſoll, wird die Sache unendlich ſchwer; denn das könnte nur ein Mann von Jahren ſein, der bereits in den erſten academiſchen Stellen ſteht; aber der kömmt nicht, ſelbſt bei großen Anerbietungen,. oder er iſt uns ſonſt nicht das, was er ſein ſoll. Abt Henke füllt das, was uns nöthig wäre, nicht aus, aber er wäre noch der paſſendſte. Ich nahm Herrn Plank zu Rathe, wir gingen alle Theologen der erſten Stellen auf den ſächſiſchen und andern Univerſitäten durch; keiner iſt irgendwo, der, wenn er auch kommen wollte, zu wünſchen wäre; und daß er die dritte Stelle einzunehmen hat, iſt auch nicht aus der Acht zu laſſen. Ammon in Erlangen käme gern wieder zu uns; aber wir waren froh, daß er uns verließ; ſeine Neuerungsſucht aus Eitelkeit und affectirtes Weſen auf der Kanzel verdarb unſere Jugend. Beck in Leipzig iſt ein gelehrter Wortkrämer und Compilator; Schleußner in Wittenberg kam hier bei uns nicht empor und war froh wegzukommen. Eckermann in Kiel, hier gezogen, iſt gelehrt, aber ohne practiſche und Paſtoral-Klugheit. Paulus iſt Exeget, aber neben Eichhorn iſt er überflüſſig, und ſie würden ſich einander zu ſchaden ſuchen. Wollte Vogel in Altdorf kommen, der wäre noch der paſſendſte; aber dieſer ſoll jetzt den Ruf nach Landshut erhalten haben, und ſo iſt die fernere Zahl von Männern dieſer Claſſe faſt erſchöpft. Männer zu nennen, die nicht kommen können, iſt unnütz. Was uns fehlt, iſt ein practiſcher Theolog und angeſehener Prediger. Marezoll war hier als Prediger ſehr beliebt; er käme auch gleich wieder zu uns aus Jena; als Homilet ging es auch noch mit ihm, aber als Gelehrter und Profeſſor gar nicht; folglich wäre die dritte Profeſſorſtelle für ihn zu gut. Ein Zögling von hier, ein beliebter Prediger, jetzt in Greifswald, Archidiacon Biederſtädt füllte die Stelle, aber er hat noch nicht einen eminenten Ruf. Wir hier wären wohl ſonſt ſeiner Verdienſte verſichert und ich würde ihn ganz vorzüglich wünſchen. Als ein Auskunftsmittel wäre, nur die Idee von glänzenden Vocationen auf die Seite zu ſetzen; ſo wäre die Wahl leichter, man beriefe den letztern wenigſtens als Extraordinarius mit 600 Rthlr. Beſoldung und baldiger Erhebung zum Ordinarius.

Beilage № VI. zu S. 47.

Die Eichhornſchen Anſichten ſind heut zu Tage ziemlich allgemein von der Theologie adoptirt. Wie die orthodoxe Theologie jener Zeit aber die Sache anſah, das mag folgendes Brieffragment des Hofpredigers Franz Volkmar Reinhard an Johannes von Müller bezeugen, d. d. Dresden den 11. Nov. 1808.

Digitized by Google

„Nichts iſt übrigens gerechter als der Unwille, welchen Ew. Excellenz über die Querköpfe auf unſern academiſchen Kathedern, und namentlich über die höhere Kritik, die Eichhorn an den Evangelien geübt hat, empfinden. Es dürfte der Strenge, mit welcher die ſächſiſche Regierung bisher auch über die Lehrvorträge der Profeſſoren gewacht hat, und wegen welcher ſie häufig der Kurzſichtigkeit und des Obſcurantismus beſchuldigt worden iſt, zu verdanken ſein, daß auf den königlich ſächſ. Univerſitäten keine ſolche opinionum commenta et portenta zum Vorſchein gekommen ſind. Geſpukt in den Köpfen mögen ſie wohl haben und noch ſpuken; aber da man weiß, eine vorſichtige und moderate Denkungsart ſei eine unerläßliche Bedingung der Anſtellung und Verſorgung, ſo nimmt man ſich in Acht. — Was namentlich die Eichhornſchen Hypotheſen anlangt, ſo ſind ſie, wo ich nicht irre, in der Halleſchen Literaturzeitung gleich nach ihrer Erſcheinung im Publikum mit einem Ernſt und mit einer Gründlichkeit nicht blos beleuchtet, ſondern wirklich vernichtet worden (?!), daß gleich damals ein großes Aufſehen entſtand. Man hielt Griesbach für den Verfaſſer jener Recenſion; daß ſie ein Meiſter gemacht hatte, iſt unſtreitig. Eichhorn ſelbſt fand ſich außerordentlich gebeugt durch dieſen Angriff, und einer ſeiner Schüler im Würtembergiſchen, deſſen Name mir entfallen iſt, übernahm ſeine Vertheidigung in einer kleinen Schrift, aber ſo viel ich urtheilen kann mit ſchlechtem Erfolg. Ein würdiges Seitenſtück zu dem Eichhornſchen Machwerk, iſt Schleiermachers Beſtreitung des erſten Briefes Pauli an Timotheus, die Hr. Dr. Löffler in Gotha ſo wichtig findet, daß er in ſeinem Journal für Prediger dieſen Brief ſchon aufgegeben hat. Sehr angenehm iſt es mir, daß die Schleiermacherſchen Sophiſtereien von dem jüngeren Plank in Göttingen auf eine Art aufgedeckt worden ſind, welche dem beſtrittenen Brief des Apoſtels und ſeinem Apologeten zu wahrer Ehre gereicht." —

Wem fielen bei Leſung dieſer Zeilen nicht Ereigniſſe aus der neueſten Zeit ein, und wer ſchöpfte nicht aus der Vergleichung der damaligen Zuſtände mit den jetzigen die Hoffnung einer Zukunft, die alle Geiſtesfeſſeln abgeworfen?

Beilage № VII. zu S. 49.

Heyne an J. v. Müller.

Göttingen, den 1. Nov. 1808.

Mein verehrteſter Freund! Ich weiß die in Ihrem Schreiben mir bewieſenen gütigen Geſinnungen zu ſchätzen; wenn von meiner perſönlichen Hintanſetzung, Kränkung und Beleidigung die Rede wäre, würde ich mich bald darüber wegſetzen, aber es iſt die Herabwürdigung der Georgia Augusta, zu der ſie ſo entehrenden Kriecherei und dem Poſaunenton, welcher uns nun den andern Univerſitäten beigeſellt hat, was mir weh thut.

Daß man mich als unfähig erklärt ſieht, meiner Function als orator academiae weiter Genüge zu thun, rührt mich nicht. Daß mein Ton, meine Denk- und Handlungsart zu der neuen Ordnung der Dinge nicht paßt, ſage ich laut; aber meinen Character muß ich behaupten; es wäre ſchändlich noch in meinem achtzigſten Jahre mich in die große Claſſe der Menſchen einzumiſchen, denen das öffentliche Beſte gleichgültig, ihr Privatvortheil Alles iſt, die kein Gefühl von Würde der Univerſität, von ihrem Ruhm, Glanz und Würde haben, eben ſo wenig von dem, was ſie ſich, dem alten Vaterland, der alten Regierung, von welcher ſie mit Wohlthaten überhäuft, geehrt, ausgezeichnet, väterlich und mehr als Egaux, denn als Untergebene behandelt wurden, ſchuldig ſind.

Daß man mich, um mich des gemeinen Worts zu bedienen, über kurz oder lang ausbeißen würde, dachte ich mir längſt; auch das erwartete ich, daß es auf eine hinterliſtige Weiſe geſchehen würde, denn dies liegt im Character vom Herrn Eichhorn; eine unruhige Herrſchbegierde, mit Eigennutz verbunden hat ihn beſtändig herumgetrieben, ſo lange er hier iſt, immer ſuchte er durch heimliche Ränke ſich eine Partei zu machen, um mehr bedeutend zu werden. Als geweſener Seminariſt und durch mich von Jena hierher gebracht, wagte er nicht laut aufzutreten und in Hannover lernte man ihn früh kennen und ging nie in ſeine Ränke hinein; er war alſo das Haupt aller Mißvergnügten, declamirte über Eingriffe in die Rechte der Profeſſoren u. ſ. w. Bei der erfolgten Veränderung, bereits ſchon unter den Preußen, war er der erſte, der ſein Haupt hob; zuletzt vereinigte er ſich mit Hugo und Himly und nun kam der Procurator Richter dazu, der ſeinen niedrigſten Egoismus auch bei Erſchleichung der Penſion bewies, und nun auch in Caſſel ſeinen Hof auf Koſten der Ehre Göttingens zu machen ſtrebte. Alles war nun für das neue Prorectorat des Herrn Eichhorn aufbehalten. Ich gab Ihnen einſt deswegen einen Wink.

Um ſich eine Stufe der Hofgnade zu erwerben, zeigte ſich eine ſchöne Gelegenheit. Richter kam aus Caſſel zurück, machte ein gewaltiges Lärmen, daß in dem Prolog zum Lectionscataloge ſo gar nichts zum Lobe des Königs geſagt ſei; man habe erwartet, daß man die Wohlthaten für Göttingen plenis buccis preiſen würde. Das gab nun unſerm Herrn Eichhorn gar bald Stoff zur Ausführung ſeines Anſchlags; er ſchmiedete ein Programm voll niedriger Kriecherei im Poſaunenton poſſirlich panegyriſch zuſammen, uneingedenk der Würde der Univerſität, in deren Namen er ſchrieb. Wäre dies frei und frank geſchehen, ſo war ich weiter dabei nicht verlegen, was mich perſönlich anlangt; nur unſrer unglücklichen Univerſität ſah ich dabei eine unheilbare Wunde geſchlagen, ſie ſank herab von ihrer Würde und folgte den übrigen, ſelbſt Leipzig nach, über welches Alles ich nothwendig untröſtbar ſein mußte.

Aber nein, offen kann Eichhorn nicht handeln. Es wurden vor 8 Tagen die academiſchen Schriften, Disputationen und Anderes vertheilt, auch zu mir gebracht; da ich in der unſeligen Schreiberei der Freitiſche verſenkt war, lege ich ſie hin; in einigen Tagen weiter nehme ich ſie in die Hände, finde ein

Digitized by Google

Programm der Univerſität; ich konnte meinen Augen nicht trauen, ich wandelte alſo, wie ich ſah, doppelt herum, ein zweiter Soſias, leſe und finde Dinge und in einem mir fremden Ton geſagt und in die Welt gebracht, ſo, daß Jeder mich für den Verfaſſer anſehen muß; ich frage endlich meine Freunde, dieſe erklären mir mit Bedauern, daß ich meinen Character ſo ſehr befleckt hätte. Daß Herr Eichhorn der Urheber war, konnte ich leicht denken; aber er konnte es ableugnen; ich ſchrieb an ihn, ich hielt mich ihm gar ſehr verbunden, daß er mir die Laſt eines Programms abgenommen hätte, ich wünſchte nun nur noch den Namen des Verfaſſers zu wiſſen, da ich ihn in den Gel. Anzeigen nennen müßte. Er antwortete mir: „Der Dank gebühre nicht ihm, ſondern dem Herrn Staatsrath von Müller, der von ihm verlangt und ihm aufgegeben habe, wenngleich post festum, die Ankündigung des Prorectorwechſels durch eine, auch nur kurze Schilderung des letzten Prorectorwechſels ſo bald wie möglich nachzuholen." (Ich kann Ihnen ſein Billet ſenden, wenn Sie es verlangen.)

Mir ſchien dies kaum glaublich, wenigſtens würde man mich davon prävenirt haben; Herr Eichhorn kannte ja die Rechte meiner Function; er mußte ja mir vorher davon Nachricht geben, es mußte die Schrift nicht unter meiner Firma erſcheinen; ich mußte ja nicht als ein unbeſonnener Ueberläufer dem Publicum dargeſtellt werden; und dergleichen Betrachtungen, wie viele mehr, boten ſich dar; welche Ausſichten für Göttingen!

Was ich mir ſchuldig war, that ich; ich kündigte die Erſcheinung mit dem Verfaſſer in den Gel. Anzeigen an, im 186. Stück. Es that mir leid, daß im vorhergehenden Stück bereits ein ruhmvoller panegyriſcher Aufſatz zur Anzeige der Commentationum T. XVI. eingeſchaltet war, welcher freilich ſehr gegen das Programm abſtach; ich glaubte aber dem Zeitalter, dem herrſchenden Sclavenſinn und Schmeichlerton ein Genüge zu thun und doch die Würde eines gelehrten Corpus zu behaupten. Daß ich darin unglücklich geweſen bin, erkenne ich gern. At Romae ruere in servitium, Consules, Patres, Equites u. ſ. w. und ſo denke ich denn auch an die weiſe Regel des Horaz: Invitum qui servat, idem facit occidenti.

Nun erhellt doch aber auch, was mir auf der andern Seite obliegt. Ich kann unmöglich die Abfaſſung der academiſchen Programmen weiter fortſetzen, weder mit Ehren, noch mit Nutzen, noch ohne eigene Gefahr. Nicht mit Ehren, denn ich bin einmal im Publicum compromittirt, durch den Auftrag an einen Andern für unfähig, dieſe Schriften dem Zeitgeiſt gemäß abzufaſſen, erklärt, durch die argliſtige Einſchiebung einer fremden Arbeit zweideutiger Auslegung meines Characters ausgeſetzt (denn eine laute Gegenrede werde ich mir nie erlauben), bei der ganzen Clique, die den Anſchlag geſchmiedet hat, dem Hohngelächter preisgegeben worden. Nicht mit Nutzen, denn das auswärtige Publicum iſt einmal an meinem Character irre geworden, und die Würde der Univerſität iſt nun befleckt, ihr Anſehen geſunken, Patrioten ſind voll Unwillen und der rohe gemeindenkende Haufe jubelt. Alles, was ich weiter zur Behauptung der alten Achtung für

Digitized by Google

Göttingen ſagen und ſchreiben könnte, hat ſeinen Eindruck verloren; nur Wenige wiſſen den eigentlichen Vorgang, die Meiſten ſchütteln den Kopf über den alten Heyne: auch der iſt geworden, wie unſer einer! Auf der andern Seite werde ich keiner Partei Genüge thun, und wenn ich noch ſo ſehr poſaunte, wird es doch noch nicht genug ſein, denn die Kriecherei geht crescendo fort, ich hätte alſo mich vergebens um Ehre und Zutrauen gebracht. Vita autem sine dignitate non est optabilis. — Aber auch bedenklich und gefährlich kann mir jedes Schreiben dieſer Art werden; man iſt einmal wider mich eingenommen, man kann an allen Worten ſaugen, kritteln und deuteln; über kurz oder lang bin ich ganz verſchrieen und es kann mir alles Schreiben unterſagt werden.

Daß ich ſonſt aber für unſere Georgia Augusta, ihr wahres Beſtes, ihren Ruhm und Glanz Alles thun und das Obige alles dulden und verſchmerzen wollte, können Sie gewiß verſichert ſein, wenn ich nur ſähe, daß es von einigem Nutzen ſein könnte. Mir blutet das Herz, aber die Sache iſt nun ſo weit gekommen, daß man nicht mehr halten kann, was ſich nicht halten läßt; und der letzte Stoß iſt von hier aus ſelbſt geſchehen.

Sie ſind verlegen, wer dies Geſchäft, das mir abgenommen wird, ſonſt übernehmen könne oder ſolle, und wie es mit der Latinität ſtehen werde? Für Beides iſt bereits Auskunft; derjenige, der ſich dazu gedrängt hat, iſt der erſte, der alles dies übernehmen wird, und Eichhorn hat ſo viel Fertigkeit im Schreiben und im Latein, daß er von dieſer Seite mich bald vergeſſen machen würde.

Es verſteht ſich, daß ich in andern Fällen, wo es bloß auf wiſſenſchaftliche Arbeiten ankömmt, oder ich durch hohen Befehl ausdrücklich aufgefordert werde, den ſchuldigen Gehorſam jederzeit leiſten werde. Außerdem behalte ich für Schriften von gelehrten Gegenſtänden das Feld frei für die Societätsarbeiten, und ich werde mich nie unthätig finden laſſen, ſo lange mich nicht Mangel an Kraft unthätig machen würde. Bis dahin werde ich meinen Lebensplan auszuführen ſuchen bis an mein Exit.

Nur alle Gelegenheiten, den gebungenen Panegyriſten zu machen, wünſche ich vermeiden zu können; und da ich dazu nicht nur zu ungeſchickt bin, ſondern auch nie den hohen Ton recht treffen werde, auch mich hierüber in dem Programm Censura XII. Panegyricorum zu laut erklärt habe, ſo würde ich in dieſem genre nie etwas Rechtes und Genügſames leiſten können und es würde nichts dadurch gewonnen ſein. Metiri se quemque suo modulo ac pede verum est. Deß muß man eingedenk bleiben! Ich bin hierunter auch meinen Schwiegerſöhnen und Schwägern hier und anderwärts ſchuldig, welche über den ganzen Vorgang indignirt ſind, und der ganze Theil der Univerſität, der nicht zur Clique gehört, erſtaunt jetzt ſo ſehr über den Vorgang, da er ſich aufgeklärt hat, als vorhin über meine Unähnlichkeit beim Leſen des Programms.

Digitized by Google

Sie beklage ich nicht weniger, daß Sie von dieſer Seite neue Unannehmlichkeiten erfahren müſſen; Sie werden mich aber hinlänglich gerechtfertigt finden, und auf der andern Seite darf dies nichts in unſern Verhältniſſen, nichts ändern in meinen Geſinnungen, nichts in meinem Eifer zu handeln, zu rathen, nachzuhelfen, wo und wie mir nur möglich iſt, wenn Sie mich zu irgend etwas Dienlichem auffordern. Mein letzter Athemzug wird der **Georgia Augusta** gewidmet ſein. Durch ſie bin ich geworden, was ich bin, im Denken und im Handeln, und inniges Dankgefühl gegen ſie, gegen alle meine alten Beſchützer, Gönner und Freunde, gegen meine jetzigen und unter dieſen vor allen voraus an Sie wird mich nie verlaſſen. Gott ſegne Sie! Der Ihrige.

Beilage № VIII. zu S. 49.

Göttingsche Gelehrte Anzeigen 1808. Stück 186.

„Göttingen. Noch im November iſt ein Programm erſchienen, in welchem der Prorectorswechſel vom September angezeigt wird. Der Herr Hofrath Eichhorn, als jetziger Prorector, iſt davon Verfaſſer; ſo daß das Verdienſt davon dem Hrn. Geh. Juſtizrath Heyne nicht beigelegt werden darf, welcher bisher der Verfaſſer der im Namen der Univerſität öffentlich erſchienenen Ankündigungen war.“ —

Beilage № IX. zu S. 49.

Heyne an J. v. Müller.

Göttingen, den 17. Nov. 1808.

„Die Folgen von dem eingeſchobenen und untergeſchobenen Programm haben Sie freilich nicht einſehen können. Nach demjenigen, was ich in beigehendem Schreiben auseinander ſetze, werden Sie bald anders urtheilen. Alle Deutſche, die noch Sinn und Gefühl für Wiſſenſchaft und wiſſenſchaftliche Behandlung haben, hatten ihre Augen auf Göttingen gerichtet; das iſt die Einzige, die ihre Würde noch behauptet. Unſrer Univerſität gewogen, geneigt und Freund, wird man bei Ihnen nie werden, aber zwingen, ſie zu reſpectiren, war noch eine Zeit möglich.“

Beilage № X. und XI. zu S. 110.

Heyne nimmt bei dieſen Streitigkeiten immer Langenbecks Partei — dagegen Meiners und andere auf Himlys Seite ſtehen. Am beſten wird man in dieſe Dinge eingeweiht durch folgende Schreiben:

Meiners an Heyne.

Göttingen, den 22. Septbr. 1808.

„Schon ſeit geraumer Zeit, beſonders aber ſeit dem Zeitpuncte, wo der Fonds der Anſtalt des Profeſſors Langenbeck um mehr als das Dreifache vermehrt worden iſt, ſucht der letztere, noch mehr aber ſein Amanuenſis, der Magiſter Seide, alle intereſſanten Patienten dem akademiſchen Hoſpitale des Hofraths Himly abwendig zu machen.

Ich bat den Kläger, daß er und ſeine Freunde ja fortfahren möchten, ſich ruhig gegen den Profeſſor Langenbeck, und ſelbſt gegen den Magiſter Seide zu verhalten. Damit aber mein Verſprechen, dieſe unanſtändigen Bemühungen zum Vortheil einer und zum Nachtheil einer andern öffentlichen Anſtalt möglichſt bald zu hindern, erfüllt werde, werden Ew. Hochw. die Güte haben, dem Profeſſor Langenbeck in einem vertraulichen Schreiben zu melden, daß Ihnen dieſes und jenes zu Ohren gekommen ſei; daß er ja ein Auge auf den Magiſter Seide haben, und bei dem erſten Fall, wo er ſich wieder beigehen laſſe, dem academiſchen Hoſpitale Patienten abzuſpannen, oder dieſe Anſtalt in einen übeln Ruf zu bringen, ihm ſogleich abſchaffen und einen andern Amanuenſis annehmen möchte. Sowohl die Nachrichten, als der Rath, welchen ich Ew. Hochw. ertheile, müſſen Ihnen um deſto unverdächtiger ſein, da ich den Profeſſor Langenbeck weit länger und genauer als den Hofrath Himly kenne und mich des letztern bloß deswegen annehme, weil er nach meiner Ueberzeugung der Unrecht leidende Theil iſt.“

Dagegen ſchrieb der Ober-Medicinalrath, damals Profeſſor Langenbeck unterm 12. December 1808 an Joh. v. Müller: „Ew. Excellenz haben mich ungemein durch Ihren Brief erfreut, indem Sie mir darin ſo viele Beweiſe Ihrer Liebe und Güte geben. Mit ganzer Seele übergebe ich mich Ihnen, verehrungswürdigſter Mann, und gern will ich nach Ihrem Wunſche handeln. Theilen Sie mir nur immer Ihre Befehle mit, ſtets wird die Befolgung von mir pünctlich beobachtet werden. Geben Sie mir die Erlaubniß, mich manchmal bei Ihnen Raths erholen zu dürfen, und Ihre große Erfahrung und Einſicht zu benutzen, ſo werden Sie mich ſehr glücklich machen. Ich führe ſo gern ein ruhiges und ungeſtörtes Leben, ſehe mich ſo ungern in Unannehmlichkeiten verwickelt und ſuche nur allein meine Glückſeligkeit in meiner ſchönen Kunſt. Sie macht mir alles Uebrige auf der Welt entbehrlich. Ich meide, ſoviel ich kann, die Menſchen, weil man nicht viele findet, die es aufrichtig meinen, anders reden als ſie denken. Glücklich iſt derjenige, welcher ſich in der großen Welt eine kleine zu bilden verſteht. Zu dieſen Glücklichen zähle ich mich. Im höchſten Grade achte und verehre ich den, der mir mit väterlichen Geſinnungen Belehrung und guten Rath ertheilt und bin Freund dem Freunde. Nie kann ich mit Menſchen in unangenehme Colliſionen kommen, wenn ſie nicht darauf ausgehen, mir mein Glück zu rauben und mich in meinen Geſchäften zu ſtören.“ (Hier folgen auf die anſprechendſte Art erzählte Mittheilungen über die innigſten Familienverhältniſſe; dann geht er über zu dem ſtreitigen Puncte.) „Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen und bitte, ſich meines Hoſpitals ferner anzunehmen. Es wird eher keine Ruhe ſein, als bis die wünſchenswerthe Einrichtung getroffen iſt, daß Herr Himly ſeine Grenzen nicht überſchreiten darf, und in das academiſche Hoſpital nur mediciniſche Kranke aufnimmt, und das chirurgiſche Hoſpital allein zur Aufnahme chirurgiſcher Kranken beſtimmt werde. Herr Himly iſt Lehrer der Therapie und Lehrer an der mediciniſch-practiſchen Schule, und ich bin Lehrer der Chirurgie und Lehrer bei der chirurgiſch-practiſchen Schule. Folglich muß jeder in ſeiner Krankenanſtalt auch nur ſolche Kranke haben, die zu dem Zweig der Heilkunſt gehören, womit der Lehrer ſich eigentlich beſchäftigt. In einem jeden Hoſpitale hat einer die mediciniſche, und ein anderer die chirurgiſche Abtheilung. Auch iſt es der Anſteckung wegen höchſt gefährlich, wenn chirurgiſche Kranke zwiſchen mediciniſchen liegen. Was würden dann noch für Unordnungen entſtehen, wenn ich auch in meine für Chirurgie beſtimmte Krankenanſtalt Schwangere aufnehmen wollte! Ich glaube, wenn dieſe Einrichtung getroffen würde, daß keiner ſeine Grenzen überſchreiten darf, ſo würden alle Verſuche des Herrn Himly, mein Hoſpital zu unterdrücken, aufgegeben werden und alle Colliſionen hörten auf.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google